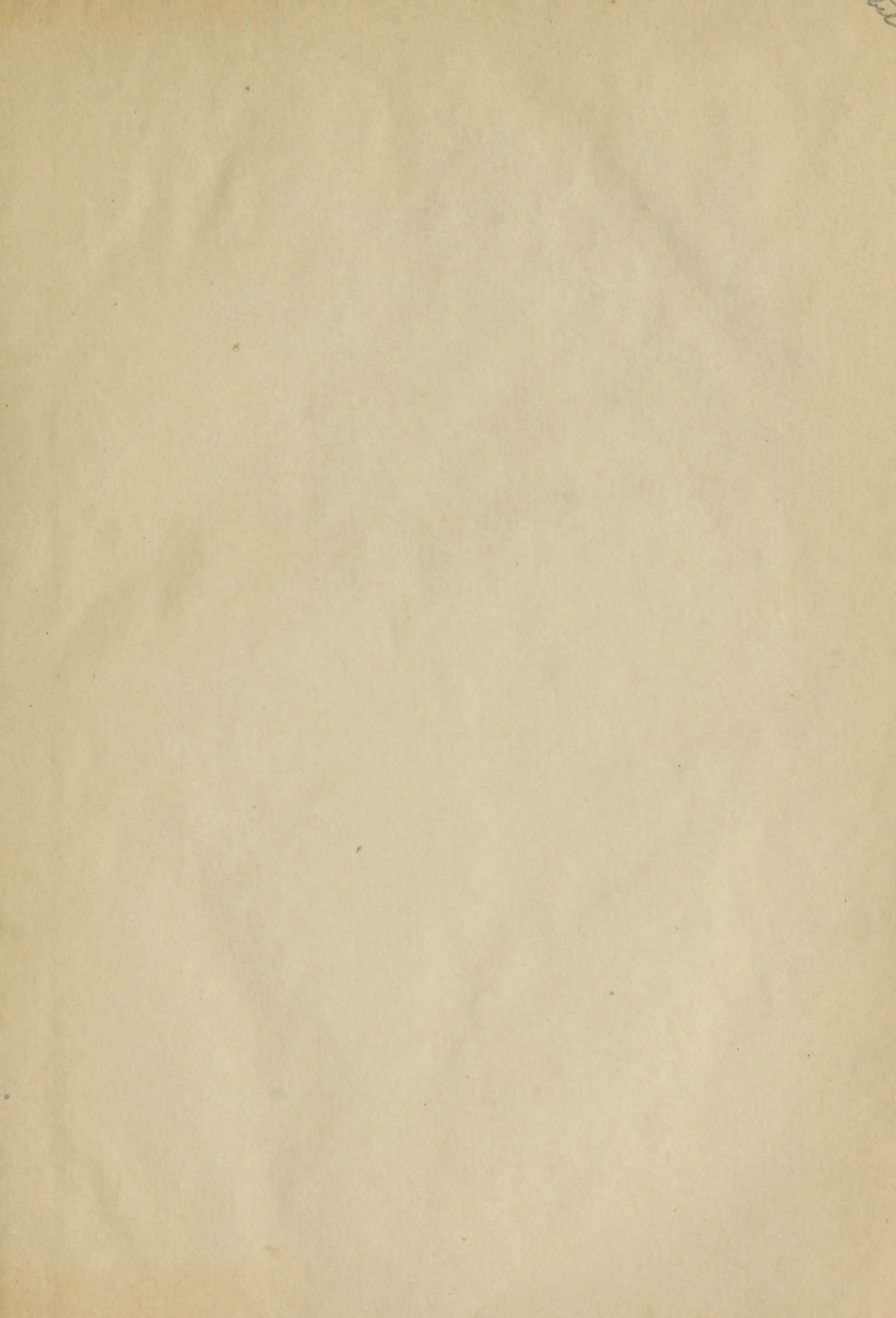




VORLESUNGEN UND ABHANDLUNGEN

VON

LUDWIG TRAUBE

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ BOLL

ZWEITER BAND

EINLEITUNG IN DIE LATEINISCHE PHILOLOGIE DES MITTELALTERS



MÜNCHEN 1911
C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK

EINLEITUNG IN DIE LATEINISCHE PHILOLOGIE DES MITTELALTERS

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL LEHMANN



MÜNCHEN 1911
C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

VORWORT

Über die Anlage dieses zweiten Bandes von Traubes Vorlesungen und Abhandlungen und die Materialien, auf denen er beruht, wird nachstehend Paul Lehmann als Herausgeber berichten. Den bedeutend geringeren Umfang, der diesen zweiten Band vom ersten unterscheidet, haben wir nicht durch irgendwelche Beigaben auszugleichen gesucht, in der Hoffnung, daß gerade dieser Umstand und der dadurch ermöglichte billigere Preis der Verbreitung dienlich sein werde, zumal der Inhalt wohl den ersten Versuch einer kurzen Übersicht über die lateinische Philologie des Mittelalters darstellt und darum auch Studierenden willkommen sein mag.

Ich benütze die Gelegenheit dieses Vorwortes, um dem unten S. 19, Anm. 2 gegebenen Versprechen gemäß zwei neue pontische Inschriften mitzuteilen, die zu der von Traube in seinen letzten Jahren so viel erörterten Frage des Verhältnisses von Kontraktion und Suspension in der griechischen und lateinischen Schrift interessante Beiträge liefern. Ich verdanke ihre Kenntnis einer gelegentlichen Anfrage meines Freundes Franz Cumont, der die Texte in seinen „Inscriptions du Pont“ (n. 79 und 46) demnächst herausgeben wird. Beide stammen aus Neoklaudiopolis im Pontus. Die eine der Inschriften, in Wezir-Keuprü gefunden, die auf das Jahr 173 der Ära von Neoklaudiopolis = 167 p. Chr. n. datiert ist, lautet:

ЄΤ·ΡΟΓ·Ζ̄	*ἔτ(ει) ϱογʹ ζʹ*
ΤЄ·ΤΑⲘΑ	*τε(λευ)τᾶΜα-*
Ζ̄ΙⲘΑЄΛΒΙ	*ξίμα Ἑλβί-*
·VΓVΝΗ	*(ο)υ γυνή*
ΑΝЄ·ϹЄΝ	*ἀνέ(στη)σεν*
ЄΛΒΙϹΥΙ·	*Ἔλβις* (sic) *υἱ(ὸς)*
ΤΗϹⲘΝ	*τῆς μν-*
ΗⲘΗϹ·ΧΑ	*ήμης χά-*
ΡΙΝ·	*ϱιν.*

Wie man sieht, stehen hier unmittelbar neben den Suspensionen ЄΤ (*ει*) und ΥΙ (*ος*) die Kontraktionen ΤЄ(*λευ*)ΤΑ und ΑΝЄ(*στη*)ϹЄΝ, die ganz wie die Suspensionen durch Punkte über der Linie angedeutet sind.

Dieselbe Mischung begegnet in einer weit späteren christlichen Grabschrift aus der gleichen Gegend (gefunden in Soleïman-Keuï):



Hier steht neben der Suspension MITI(ος) in dem Worte ΔIAK(ο)N(ος) ein Gemisch von Suspension und Kontraktion.

Diese Zeugnisse schließen sich denen an, die Bruno Keil (besonders Anonymus Argentinensis S. 72, Anm. 1, vgl. seine letzte scharfe Äußerung in der Deutschen Literaturzeitung 1909 n. 40), Adolf Wilhelm (Zeitschr. f. österr. Gymnas. 45, 1894, S. 913), Wolters (Athen. Mitteil. XXII, 1897, S. 139 ff.) und Wilamowitz (Nachr. von der Gött. Gel. Ges. 1896 S. 210, 1; vgl. dagegen Kenyon, Palaeogr. of Greek Papyr. p. 33) gesammelt und zum Teil als Gegeninstanz gegen Traubes Versuch, die Entstehung der Nomina sacra zu erklären, verwendet haben (s. zur Sache noch bes. Traube, Nomina sacra S. 12 f. und 126 f. und Vorlesungen und Abhandlungen I 152; ferner, zum Teil im Gegensatz zu Traube, die Äußerungen, die K. Krumbacher in der Byzantin. Zeitschr. XVII (1908) 672 f. zusammengestellt hat). So nahe es zunächst liegen könnte, die zwei neuen Beispiele wiederum gegen Traubes Theorie und zugunsten einer Entstehung der Kontraktion auf rein griechischem Boden zu verwerten, so scheinen sie mir in Wirklichkeit vielmehr anschaulich zu zeigen, wie wenig aus der zufälligen Verwendung von Kontraktionen in griechischen Inschriften, Münzen u. dergl. sich die Entstehung jenes streng geschlossenen Systems erklären läßt, das in der christlichen Schreibersitte für die heiligen Namen eine so kanonische Geltung erlangt hat. Vielmehr zeigen eben diese neuen Belege ein rein zufälliges und regelloses Auftauchen beider Abkürzungsarten in der gleichen Inschrift dicht nebeneinander, aus dem eine Erscheinung von so fester Gesetzmäßigkeit wie das christliche Abkürzungssystem ohne andere bestimmende Einflüsse — mag nun Traubes Ableitung aus hellenistisch-jüdischem Schreibgebrauch das letzte Wort gesprochen haben oder noch Modifikationen erfahren müssen — nicht hätte entstehen können. Traubes Grundanschauung und Krumbachers wohlerwogenes zustimmendes Urteil in dieser Sache — Beil. zur Allgem. Zeitg. 1907, n. 220, 221 (vgl. bes. S. 372) — wird also durch die neuen Inschriften, wie mir scheint, einleuchtend belegt und bestätigt.

Heidelberg

F. Boll

VORBEMERKUNG ZUM ZWEITEN BANDE

Die „Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters“ gehörte zu Traubes Lieblingsvorlesungen. Er arbeitete sie aus, als nach jahrelangem Harren ein eigener Lehrstuhl für ihn errichtet war, und die berechtigte Freude über den endlichen Erfolg seines Strebens und die frohe Hoffnung, nun auf weitere Kreise lehrend einwirken zu können, drückten der Vorlesung ihr Gepräge auf. Begeistert saßen seine Schüler ihm zu Füßen. Aber nur zweimal ist es ihm vergönnt gewesen, diese „Einleitung“ vorzutragen: in den Winterhalbjahren 1902/03 und 1905/06. Beim letzten Male stand ihm bereits der Tod vor Augen. Und dennoch ging er frisch und mutig an die schwere Aufgabe, die er sich gestellt hatte: Wege und Ziele der lateinischen Philologie des Mittelalters zu zeigen und Jünger zu gewinnen und auszurüsten, die mit ihm und später ohne ihn, aber auch dann in seinem Sinne, das Neuland erobern könnten. Nun, wo des Meisters Mund verstummt ist, sollen diese Blätter verkünden, daß und wie die lateinische Philologie des Mittelalters reiche, reife Früchte hervorbringen kann.

Traube hatte eine „Einführung“ geben wollen, darum mochten und durften wir kein „Handbuch“ daraus machen. Das sei denen gesagt, die vielleicht im Folgenden Lücken finden, die Lösung manches aufgeworfenen Problems und vollständige Literaturangaben vermissen. Es wäre leicht gewesen, mehr zu geben, aber dann hätten die Vorlesungen den Charakter des Überblickes und damit auch die volle Kraft der Anregung verloren.

Die Grundlage für die Textgestaltung bildete Traubes eigene Niederschrift. Jedoch wäre die Drucklegung kaum möglich gewesen, wenn wir ausschließlich auf das lückenhafte und stilistisch zuweilen nicht ausgeführte Konzept angewiesen gewesen wären. Zum Glück konnten mir W. Weyh, J. Heeg und später auch H. Mertel Nachschriften zur Verfügung stellen, die an wortgetreuer Genauigkeit wenig zu wünschen übrig ließen. Noch in Traubes eigenem Arbeitszimmer haben wir Freunde manche Stunde damit zugebracht, die Stenogramme zu entziffern, mit Traubes Niederschrift zu vergleichen, zu diktieren, abzuschreiben. Schon bei diesen Vorarbeiten und dann besonders während des Druckes stellte sich heraus, daß einzelnes nicht in der vorgefundenen Form herausgegeben werden konnte, z. B. mußte im Anfange ein größeres Stück fortgelassen werden. Alle Änderungen sind aber mit der größten Vorsicht vorgenommen worden. Das Bedauerlichste ist, daß die Vorlesung nicht bis zu ihrem geplanten Schlusse durchgeführt worden ist. Krankheiten hatten Traube schon vorher abbrechen lassen. 1906 kam er zur Behandlung der Literaturgeschichte überhaupt nicht mehr, 1903 gab er in einer einzigen Stunde eine Übersicht über die Hauptwerke zur Geschichte der mittelalterlichen Literatur. Außerdem liegt nur eine knapp gehaltene Disposition für das Thema vor, die sich hauptsächlich an das

von V. Rose in den Berliner Handschriftenverzeichnissen verwendete Schema anschließt. Um nun den IV. Hauptteil der „Einleitung“ nicht ganz fortlassen zu müssen, haben wir dafür einen Teil der Vorlesung „Geschichte der lateinischen Literatur von Cassiodor bis Dante“ zum Abdruck gebracht. Bis Dante ist die Darstellung freilich nicht wiedergegeben. Denn auch hier bewirkte es Traubes Krankheit, daß er in den letzten Jahren das Arbeitsprogramm nicht vollständig durchführen konnte. Die karolingische Literatur und die Literatur der folgenden Zeiten bis zu Dante mußte er in zwei Stunden, zuletzt gar nur in einer, wie er sagte, „mit Siebenmeilenstiefeln“ durcheilen. Trotzdem gelang es ihm persönlich vorzugehen und seine Hörer an die Dinge selbst heranzuführen. Ergreifend schloß er mit dem Vortrag des ersten Gesanges von Dantes Inferno. Geplant war natürlich eine weit größere Ausführlichkeit. Ein aus dem Jahre 1904 stammendes Programm zeigt, daß Traube in fünf Kollegstunden nacheinander sprechen wollte über die „karolingische Zeit (Karl zieht die Elemente der Bildung an sich. Lektüre einer Seite Einhards [cap. 25 der Vita Karoli Magni nach der Handschrift Montpellier 360] und der Verse Gottschalks ‘Ut quid iubes’ [Poetae aevi Carolini III 731], des Carmen Mutinense ‘O tu, qui servas’ [l. c. 703 sq.] und des Gedichtes ‘O Roma nobilis’ und über die rhythmische Poesie, über die ottonische Zeit (Hrotsvit und Walahfrid), den Verlauf der epischen Dichtung, die Fabeldichtung, die Satire und den Physiologus, schließlich über die wissenschaftliche Literatur, Bacon und Dante.“ Die Notizen Traubes und die studentischen Nachschriften, die wenigstens für die karolingische Literatur vorlagen, eigneten sich nicht zur Veröffentlichung, da sie keinen Begriff davon gegeben hätten, wie meisterhaft Traube gerade dieses Gebiet beherrschte.

Abgesehen von der Gestaltung der Textumrisse, waren vom Herausgeber hie und da unwesentliche Änderungen vorzunehmen, die tatsächlichen Angaben auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen und zuweilen zu berichtigen. Wie beim ersten Bande habe ich meine Person möglichst zurücktreten lassen und nur einige Anmerkungen aus eigenem Wissen hinzugefügt. Da sich der Druck fast ein Jahr lang hingezogen hat, ist die allerneueste Literatur nicht überall mehr angeführt worden. Zu S. 44 Anm. 2 kann ich jetzt, dank der gütigen Hilfe von A. Rahlfs (Göttingen), nachtragen, daß jenes Bild aus Lagardes Mitteilungen, Göttingen 1884, S. 151, stammt.

Neben dem Leiter des Unternehmens und den schon genannten Freunden J. Heeg, H. Mertel (München), W. Weyh (Schweinfurt) haben mir bei der Drucklegung mannigfache dankenswerte Hilfe geleistet: M. Förster (Halle), F. Schöll (Heidelberg), K. Strecker (Berlin) und F. Vollmer (München).

München, im August 1910

P. Lehmann.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung.

In der „Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters“, die ich heute beginne,[1] und mit der den Zyklus meiner Vorlesungen zu eröffnen mir am zweckmäßigsten scheint, verfolge ich ein doppeltes Ziel: ich möchte Ihnen durch allgemeinere Erörterungen klar machen, welchen Inhalt und welchen Umfang dies neue Universitätsfach hat, und möchte Sie, um es ganz trivial auszudrücken, dafür einnehmen; wenn es mir gar gelingt, Sie dafür begeistern. Zugleich aber möchte ich für das ganze Gebiet und besonders für diejenigen seiner Teile, die ich in einzelnen Vorlesungen nicht behandeln kann, das unerläßliche Rüstzeug zu eigner Arbeit geben. Sie wissen, daß ich zugleich in meinen seminaristischen Übungen einen lateinischen Schriftsteller kritisch und exegetisch behandle und ferner paläographische Übungen abhalte. In diesem Seminar mache ich teils von dem, was hier nur im allgemeinen gesagt werden kann, die besondere Nutzanwendung, teils suche ich Fertigkeiten zu entwickeln und zu vermitteln, die man für diese — und nicht nur für diese — Studien gebraucht und die man allein ohne die Hilfe eines Lehrers und besonderer unter seiner Obhut stehender Hilfsmittel nicht gut ausbilden kann.

[1] [Traube eröffnete die Vorlesungen 1902 wie 1905 mit einigen Bemerkungen über die besonderen glücklichen Umstände, die gerade in München der Begründung seines Lehrstuhles entgegenkamen, und über die beiden anderen deutschen Vertreter des Faches, Wilhelm Meyer in Göttingen und Paul von Winterfeld in Berlin. Für diesen wurden Traubes Worte 1905 zu einem warm empfundenen Nachruf. Als Begründer der lateinischen Philologie des Mittelalters betrachtete Traube weder diese beiden Freunde noch sich selbst, vielmehr betonte er mit Nachdruck: „Der Höchste, der Originellste steht in der Tradition und eilt er noch so rasch und noch so sehr nach eigenem und neuem Plane vorwärts, es sind tausend Beziehungen,

Ich sagte eben: „die man für diese und nicht nur für diese Studien gebraucht". Was bei allen Universitätsfächern der Fall ist, trifft im höchsten Grade bei der lateinischen Philologie des Mittelalters zu. Sie besteht für sich allein, sie kann die Kraft eines einzelnen voll in Anspruch nehmen; man kann sehr wohl lateinische Philologie des Mittelalters in demselben Sinne studieren wollen wie klassische Philologie oder romanische oder germanische oder byzantinische oder irgendeine andere Philologie. Aber zugleich ist sie Hilfswissenschaft — und vielfach unentbehrliche — für den, der ganz sich andern Fächern hingibt. Oder, um es anders auszudrücken, das was sie betreibt und lehrt, kommt anderen zustatten, die sich nicht speziell mit ihr, sondern z. B. mit Geschichte, mit klassischer Philologie, mit romanischer Philologie, mit germanischer Philologie beschäftigen, wie wir es später zusammen betrachten wollen. Die lateinische Philologie des Mittelalters hat also ihre eigene selbständige Bedeutung, sie hat aber daneben ihre hohe Wichtigkeit als Hilfswissenschaft durch ihre nahe Beziehung zu anderen Gebieten des Wissens und Forschens.

Sie, meine Herren, würden es gewiß am liebsten sehen, wenn ich Ihnen in diesem Zusammenhange zuerst eine Definition und dann einen fein gegliederten Schematismus meines Faches gäbe. Allein, wenn man die Wissenschaften in naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche oder philologisch-historische zerlegt, so vertragen am wenigsten die letzteren eine scholastische Definierung ihres Wesens und Inhalts.

Die Scheidungen sind einst nicht willkürlich vorgenommen worden, sie waren aber auch nicht vorwiegend das Ergebnis logischer Erwägungen. Sie sind zumeist der Ausfluß einer historischen Entwicklung. Und diese historische Entwicklung ist oft wieder abhängig von praktischen Erwägungen oder besser von den Erfordernissen der Praxis und von den Launen eines freilich im höheren Sinne auch wieder bedingten und seinerseits abhängigen Zufalls. Wie viel Definitionen gibt es nicht von der klassischen Philologie?[1] Keine ein-

---

die ihn nach allen Seiten hin mit denen verbinden und verbinden sollen, die ihm vorgearbeitet haben." Traube pflegte durch solche Anknüpfung an Persönliches mit seinen Zuhörern 'Kontakt zu nehmen', wie er es nannte, und es gab wohl keinen unter ihnen, dem nicht die vorbildliche Reinheit und Größe der Persönlichkeit Traubes gerade bei solcher Gelegenheit zum vollen Bewußtsein gekommen wäre.]

[1] [Man vgl. die Zusammenstellung bei A. Boeckh, Encyklopädie der philologischen Wissenschaften [2] S. 3 ff.]

zige hält der Logik stand. Es sind geistreiche Spielereien. Die klassische Philologie ist etwas sehr Reales, aber kein einheitliches Fach, dessen Inhalt, keine Wissenschaft, deren Ziele, keine Forschungsart, deren Eigentümlichkeit mit wenigen Worten zu umfassen, abzusondern und zu kennzeichnen wäre. Sondern: klassische Philologie ist die Fülle und die Art der Arbeit, welche seit vielen hundert Jahren, ja eigentlich schon in der Zeit des klassischen Altertumes selbst, gelehrte und scharfsinnige Leute verrichtet haben bei ihrer mannigfach gerichteten Beschäftigung mit den geistigen Erzeugnissen der Griechen und Römer; klassische Philologie wird in Zukunft nicht minder das sein, was bei weiterer Versenkung des Betrachtens und bei neuer Art der Annäherung an das Ziel der Betrachtung kommende Forscher ergründen und für sich und ihre Schüler erobern werden.

Die Sache war viel früher als der Name, und dann wieder ist das einmal etikettierte Gefäß mit immer neuzuströmendem Inhalt öfters bis zum Überlaufen gefüllt worden. Die Archäologie, die alte Geschichte, die Epigraphik, die Papyrologie mußten so ausscheiden, um selbständige Fächer zu werden. Sie selbst werden sich zum Teil noch erinnern, wie an die Seite der altgriechischen Philologie die byzantinische trat. Die Folgen des dabei obwaltenden Prozesses erscheinen uns heute so selbstverständlich, so selbstgegeben, daß wir an eine absichtliche vorüberlegte Arbeitsteilung da glauben möchten, wo doch öfters mehr der Not gehorcht wurde als einer innerlich begründeten Notwendigkeit. Es kommt das zum Teil daher, daß nach erfolgter Trennung die neuen Fächer sich rasch konsolidieren und zu eigenem Leben erstarken konnten.

Dies sei nur ein Beispiel dafür, wie ein solcher Komplex allmählich entsteht und Gestalt gewinnt, den wir als Wissenschaft bezeichnen und in den Universitätsunterricht einordnen. Doch habe ich mich auf die klassische Philologie natürlich mit Absicht berufen, weil die lateinische Philologie des Mittelalters teils von ihr ausgeht und sich jetzt ablöst, weil andernteils, wenn man das besser bekannte Wesen der klassischen Philologie zugrunde legt, eine Vorstellung von der lateinischen Philologie des Mittelalters leichter vermittelt wird. Wenn die altklassische Philologie, soweit sie sich auf das Römische bezieht, da stehen bleibt, wo das eigentlich Römische aufhört, so ist es die lateinische Philologie des Mittelalters, die dann die Führung nimmt und zum Gegenstand ihrer Forschung die große, über fast alle Länder des Okzidentes verbreitete mittelalterliche lateinische Literatur macht.

Fast uferlos scheint dieses große Gebiet. Es bedarf eines Führers und eines festen Zielpunktes. Was hält für uns die Massen zusammen? Wie finden wir uns in ihnen zurecht?

Das klassische Altertum nimmt die eigentümliche Stellung in unserem Universitätsunterricht ein, weil es mit unserer ganzen Gesittung so fest verflochten ist. Gewöhnlich stellt man sich das so vor, als sei dieses Kulturideal herrschend seit der Zeit der Renaissance. Aber neben der bewußten Verbindung mit dem klassischen Altertum geht eine andere Straße, die viel weniger auf der Absicht, auf dem Willen gewisser Leute liegt als auf der Tradition: wir hängen durch das Mittelalter mit dem klassischen Altertum zusammen, die direkte Verbindung ist nie abgebrochen worden. Dieser Gesichtspunkt ist allgemein menschlich, eröffnet aber auch die fruchtbarsten Ausblicke für die Wissenschaft. Und dadurch kommt auch Ordnung in die Massen.

Man denke vor allem einmal an die Schrift: die lateinische Schrift ist die Weltschrift. Dann erwäge man noch etwas, was ohne die Schrift nicht möglich wäre: Wie kommt es, daß uns die klassische Literatur überliefert ist? Es herrscht die Vorstellung, daß das ein Verdienst der Leute der Renaissance sei. So ist es zum Teil wirklich. Aber daß sich im 15. Jahrhundert die klassische Literatur noch so reich entwickeln konnte, hatte seinen Grund darin, daß die Schriftsteller noch immer, bis ins 9. Jahrhundert, gepflegt waren. Zwischen dieser Zeit und der Renaissance lag ein langer Zeitraum der Vernachlässigung, und so erschien es als etwas Neues, als dann die Schriften wieder entdeckt wurden. Das ganze ist nur eine Welle in der Bewegung, die immer währte. Die Beschäftigung mit der Antike hatte nie völlig aufgehört.

Wir haben im Auge das klassische Altertum, aber auch unsere Bildung, wir verfolgen, wie die direkte Überlieferung stattgefunden hat, und lassen gänzlich die künstlichen Schöpfungen der Renaissance aus dem Auge. Daraus ergibt sich die Gliederung.

Wir gehen aus von der lateinischen Schrift, wenden uns zur lateinischen Sprache des Mittelalters, die auch nicht tot war während der langen Zeit zwischen der ersterbenden römischen Kultur und der modernen. Das äußert sich nicht nur darin, daß so viel Schönes in ihr niedergelegt wurde. Die Sprache wurde auch ein so leicht bewegliches Instrument des Ausdruckes, daß sie etwas ganz Neues wurde. Zuerst sklavische Nachahmung, dann beinahe innerliche Beherrschung, so daß man fast alles ausdrücken konnte. Man denke an die Flexibilität, die feine Nüancierung der scholastischen Begriffe. So

konnte man allmählich den Ursprung vergessen und die Vorbilder verachten. Erst infolge des Humanismus dachte man wieder an diese Vorbilder und wollte wie sie schreiben. Gewaltsam sollte die verderbte Überlieferung abgerissen werden. Nun wurde die Sprache nicht mehr so beherrscht und war nicht mehr so produktionsfähig. Das Lateinische war Weltsprache geworden und wurde Sprache des feineren literarischen Verkehrs, dann Gelehrtensprache, die sich immer mehr verflüchtigt.

Dann gehen wir über auf die Betrachtung des römischen Altertumes im Mittelalter. Das Lateinische der mittleren Zeiten ist abhängig von dem, was an Lateinischem bis dahin vorhanden war. Ich werde Ihnen eine Skizze der Bedeutung des römischen Elementes und des klassischen Altertumes im Mittelalter entwerfen. Dabei soll auch untersucht werden die Überlieferungsgeschichte der römischen Schriftsteller, die durch das Mittelalter hindurchführt, — ein neuer Zweig der klassischen Philologie.

Schließlich kommen wir zur Einführung in die eigentliche lateinische Philologie des Mittelalters.

Wir treten also in Berührung mit der Paläographie (Schrift), der Linguistik (Sprache), der klassischen Philologie (Überlieferungsgeschichte), der Philologie der vulgären Sprache (Literaturgeschichte).

Man könnte freilich über die Anordnung streiten und gleich schwanken, ob von der Schrift oder von der Sprache auszugehen sei. Ich glaube, ich gehe besser von der Schrift aus, so wie es die normale Grammatik aus Zweckmäßigkeitsgründen tut. Wir kommen hier auch aufs schnellste in wichtige Probleme.

I. Die lateinische Schrift im Mittelalter.

Wir gehen von der Schrift aus, weil sie der deutlichste Ausdruck der ununterbrochenen Verbindungsstraße zwischen Altertum und Neuzeit ist.

Hier müssen wir erst versuchen, einen richtigen Standpunkt einzunehmen.

Ich werde jetzt öfters von unserer Schrift und von der Entwicklung unserer Schrift sprechen. Ich fasse dabei Druckschrift und

Schreibschrift zusammen. Es ist da kein wesentlicher Unterschied. Dem Material entsprechende Differenzen sind wohl vorhanden, aber überall liegt eine gleichartige organische Entwicklung vor. Oder lag doch vor bis vor kurzer Zeit. Seit etwa zwanzig Jahren haben wir die Unruhe, das Tasten und Experimentieren der Modernen. Man greift dabei bewußt oder unbewußt auf allerhand ältere Vorbilder zurück. Das ginge. Aber man wirft die Stile wild durcheinander. Zwar die Kleinheit der Vokale ist auch alt. Im allgemeinen ist in unserer Zeit die Lesbarkeit, die Übersichtlichkeit, die Klarheit, ich möchte sagen die Plastik der Buchstaben zurückgetreten gegen die Interessantheit, Auffälligkeit, gegen das Malerische.

Aus dieser Zeit denken wir uns zurück in die, als Goethes majestätische Ruhe in der Schreibschrift, als Lessings Typen etwa in seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" von dieser Künstlichkeit und Stillosigkeit weit entfernt waren, — ohne zu verkennen, daß der Buchdruck und Buchschmuck hie und da bei uns einige Fortschritte gemacht hat. Aber die Höhe des 16. Jahrhunderts hat er nicht wieder erreicht. Es kann sich überhaupt bei uns kein Stil mehr entwickeln. Höchstens in asiatischen Ländern gibt es noch einen Stil, aber auch da wird er verschwinden mit der zunehmenden Europäisierung. Das ist die Kehrseite unserer kulturellen Errungenschaften. Es fehlt die Abgeschlossenheit, die Zeit für organisches Reifen. Der Schaffende sieht fast am anderen Tage schon, was Paris auf den Markt wirft.[1] Wenn es nun doch noch nicht dazu gekommen ist, daß die Schrift den Gedanken völlig verhüllt, so rührt das daher, daß die neuen Anleihen immer wieder bei der gemeinsamen Mutter, dem Lateinischen, oder irgend welchen anderen Nachschöpfungen des Lateinischen gemacht werden. Hier paßt ein Vergleich mit der karolingischen Zeit, wo ähnliche Stillosigkeit herrschte und doch die verschiedenen Elemente immer wieder verarbeitet wurden.

Sieht man nun von allen diesen Auswüchsen ab, so stellt der Sachverhalt sich so dar.

Die Schrift ist noch heute der deutlichste Ausdruck der Kontinuität. Sie ist wohl öfters kunstvoll und absichtlich erneuert und

---

[1] So beweist die „Zeitschrift für Bücherfreunde" nur das wachsende Dekadententum, das gleiche gilt für die Ausstattung des Werkes von Th. Sommerlad, Die wirtschaftliche Tätigkeit der Kirche in Deutschland, Leipzig 1900 und 1905. Wie der Verfasser sich täuscht! Er glaubt keltische Miniierkunst in seinen Ornamenten nachgeahmt zu haben, tatsächlich sind es aber Blatt- und Laubornamente, nicht Riemen und Äste.

ausgestaltet worden, oder auch: archaisierende Tendenzen machten sich geltend, aber im wesentlichen liegt eine nicht unterbrochene Entwicklung vor. Das heißt, wir und die anderen Völker, die sich der lateinischen Schrift bedienen, schreiben lateinische Schrift aus historischen Gründen, nicht aus Marotte oder ästhetischen Gründen oder *nescio unde*. Doch hier ist zweierlei vorwegzunehmen. Schreiben wir denn lateinisch? Und: wer ist ‚wir'?

Kein Geringerer als Bismarck glaubte an eine deutsche Nationalschrift und dekretierte in diesem Glauben.[1] Eine deutsch-nationale Schrift gibt es aber aus geschichtlichen Gründen nicht, unsere ‚deutsche' Schrift ist eine Art der lateinischen, die sich seit 1200 entwickelte, die aber ursprünglich keineswegs auf Deutschland und Skandinavien beschränkt war und keineswegs gerade für deutsche Stücke angewandt wurde. Die sog. gotische Schrift, die aber keinen Zusammenhang mit dem Gotenvolke hat,[2] herrschte auch in Frankreich und Italien und überall als Schrift auch lateinischer[3] oder z. B. französischer Inkunabeln. Daß wir jetzt anders schreiben als die romanischen Völker, kommt daher, daß wir nicht durchwegs die Renaissance mitmachten.[4]

---

[1] [Bismarck wehrte sich gegen die lateinische Schrift aber besonders deshalb, weil er seit der Kindheit an die deutschen Buchstaben gewöhnt war. Am 24. Mai 1881 sandte das Spezialbureau des Reichskanzlers einem Leipziger Verleger eine Broschüre mit der Bemerkung zurück, „daß nach allgemeinen Bestimmungen untersagt ist, dem Herrn Reichskanzler Werke vorzulegen, welche in deutscher Sprache mit lateinischen Lettern geschrieben sind, weil die Lektüre Sr. Durchlaucht zu zeitraubend ist". Und am 4. Oktober 1882 schrieb Bismarck den Verfassern eines naturgeschichtlichen Werkes, das Buch sei so fesselnd für ihn gewesen, daß er in diesem Falle seine Abneigung gegen lateinisch gedruckte deutsche Bücher überwunden habe. Im allgemeinen brauche er zur Erledigung deutsch gedruckter Sachen bedeutend weniger Zeit. Vgl. H. Kohl, Fürst Bismarck, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie II 240 und 292. — Die große, zumeist recht wenig wissenschaftliche Literatur, die in dem Kampf für oder wider die lateinische Schrift aus dem Boden wuchs, kann hier nicht im einzelnen aufgeführt werden. Eine gründliche Untersuchung steht von H. Grauert in Aussicht. Ähnliche Ansichten wie Traube hat P. Wolters kürzlich in einer Tageszeitung (Würzburger Journal 1903, No. 24) geäußert.]

[2] „Gotisch" vielmehr gleich „altertümlich" im unangenehmen Sinne. [Vgl. dazu auch Vorlesungen und Abhandlungen I 25.]

[3] Sweinheim und Pannartz in Subiaco und Rom druckten „semirömisch" Antiqua. Es waren deutsche Drucker, die diese Kunst überallhin trugen.

[4] Vgl. E. Bernheim, Paläographische Glossen, Historische Vierteljahrsschrift I (1898) S. 307 ff.: „Die Reform der Renaissance"; vor allem: W. Meyer, Die Buchstabenverbindungen der sog. gothischen Schrift (= Abh. der K. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, Philol.-hist. Klasse NF. 16 [Berlin 1897]); V. Federici, I monasteri di Subiaco II (Rom 1904) p. XXXII sqq.

Es bleibt hier noch vieles zu untersuchen, z. B. seit wann man deutsches und lateinisches Alphabet trennt. In früherer Zeit war man fern von der nationalen Auffassung der Schriftunterschiede, das sind erst spätere Anschauungen. Wir haben da ein lehrreiches Beispiel von 1545: Rœrers (Rorarius) Nachwort zur Bibel Luthers, gedruckt durch Hans Lufft in Wittenberg; „Zum dritten sind zweierley Buchstaben der 𝔄𝔅ℭ und der ABC gestalt, gesetzt, dem unerfaren Leser unterscheid anzuzeigen, Das wo dieser 𝔄𝔅ℭ stehen, die Schrifft rede von gnade, trost etc. Die anderen ABC von zorn, straffe etc.“. Der Korrektor redet hierbei von der Ausstattung und vergleicht ein „deutsches“ und ein „lateinisches Alphabet“, ohne aber den Ausdruck „deutsch“ zu haben. Damals waren das nicht ein „lateinisches“ und ein „deutsches“ Alphabet, sondern verschiedene Druckformen.

Auf das Problem, das diese wahrhaftige Weltschrift[1] bietet, gehen wir nicht ein, behandeln es zusammen mit dem der Weltsprache. Nur merken wir uns kurz die Stätten der lateinischen Schrift: lateinisch schreiben die germanischen und romanischen Völker; die Insularen (Engländer und Iren); die katholischen Slaven (also Polen, Tschechen, Serben und Slovenen), Ungarn und Finnen; Amerika und die übrigen Erdteile, wohin europäische Zivilisation gedrungen. Es gibt Nuancen dabei, die noch gar nicht studiert sind. Man könnte hier beobachten, wie die verschiedenen Völker wieder ein nationales Element hineingelegt haben. Die Russen und die übrigen orthodoxen Slaven, die Armenier schreiben griechische Buchstaben.

Wir betrachten die lateinische Schrift des Mittelalters oder die Geschichte der römischen Schrift in nachrömischer Zeit. Aber wir betrachten dies Gebiet zunächst historisch. Ich sage nicht unmittelbar: so glaube ich, daß die Dinge sind; sondern ich suche zu zeigen, wie man auf den Standpunkt allmählich kam, den ich für den wissenschaftlich berechtigten halte.

Ich suche dabei das Persönliche und Zufällige im Gang der Wissenschaft nicht zurücktreten zu lassen. Im Gegenteil, ich meine: die äußere Geschichte einer Wissenschaft beeinflußt sehr lebhaft den Gang einer Wissenschaft.[2] Was später als eine Disziplin erscheint, ist nicht logisch erwachsen, sondern viele Zufälligkeiten sind begründet in den Personen, die sich damit beschäftigten. Eine große Epidemie

[1] Vgl. E. Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung, Berlin 1902, S. 38.

[2] [Dieselben Gedanken hat Traube in der großen paläographischen Vorlesung ausgesprochen, vgl. Vorlesungen und Abhandlungen I 13.]

veranlaßt, daß wir den Nachdruck auf die Bakteriologie legen. So wird bald das Bild einer Wissenschaft vollständig verändert. — Oder es taucht plötzlich eine untergegangene Stadt auf. Man denke, welchen Einfluß das übte auf die Entwickelung der Archäologie, wie das Kleine, Alltägliche in den Kreis der Betrachtung trat.

Auch der Gang, den man genommen hat, um zu erkennen, daß die Schrift des okzidentalen Mittelalters nur eine war, die lateinische, zeigt wie Persönliches den Lauf der Ereignisse bedingt.

Werfen wir also nun einen Blick auf die Geschichte der Paläographie.[1]

Wenn man jetzt unterscheidet zwischen Diplomatik (Urkundenlehre) und Paläographie (Handschriftenkunde) oder der Lehre von den Urkunden und deren Schrift und der Lehre von den Handschriften und deren Schrift, so geht das zurück auf die beiden an sich sehr ungleichen Benediktiner J. Mabillon und B. Montfaucon. Man datiert die Paläographie von Mabillons Buch der *Libri sex de re diplomatica* (1681), obgleich der Name von Montfaucons 1708 erschienener *Palaeographia graeca* herrührt.

Mabillons Werk ist eine Streitschrift, in wenigen Jahren entstanden, eine Antwort auf eine Frage. Darnach richtet sich die Beurteilung. Es behandelt die Frage der Echtheit gewisser lateinischer Urkunden. Obgleich nun Mabillons Verdienste hauptsächlich auf dem Gebiete der Diplomatik wirklich liegen und heute noch anzuerkennen sind,[2] so hat er sich doch naturgemäß auch im allgemeinen mit der lateinischen Schrift des Mittelalters beschäftigen müssen. Freilich war es ihm nicht vergönnt gewesen, vor Abfassung seines Werkes eine italienische Reise zu machen, und daher konnte er die Entwickelung der Schrift nicht historisch begreifen.

Die Lehre Mabillons gipfelt in der Annahme, daß die lateinischen Schriftarten, die er glaubte unterscheiden zu können: sächsische (*saxonica*), langobardische (*langobardica*), merovingische (*merovingica* oder *francogallica*) und gotische (*gothica*), daß diese vier Schriftarten keinen inneren Zusammenhang hätten, sondern von den Völkern, deren Namen sie tragen, ausgegangen wären, daß barbarische Völker,

---

[1] [Eine eingehende Darstellung findet man Band I 1—80; wenn die vorliegende 'Einleitung' nicht Stückwerk werden sollte, so ließen sich einige Wiederholungen nicht vermeiden, für welche die ebenso knappe wie anschauliche Form der Auseinandersetzung hier gewiß den Leser entschädigen wird.]

[2] [Vgl. jetzt namentlich L. Levillain in den Mélanges et documents publiés à l'occasion du 2e centenaire de la mort de Mabillon, Ligugé et Paris 1908, p. 193—252.]

die mit den Römern nichts zu tun hatten, sich einer eigenen Schrift bedienten und sie der damaligen römischen Schrift entgegenstellten; aus dem Kampf wären dann die verschiedenen Schriftarten hervorgegangen. Für diese vier Schriftarten hat sich eingebürgert der Ausdruck: die vier Nationalschriften; das meinte Mabillon, wenn er auch den Namen noch nicht gebrauchte.

Wie war Mabillon auf diesen Unterschied gekommen? Es gibt in der Tat sehr verschiedenartige Schriften. Wie kommt er aber auf die verschiedenen Namen und Völker? Mabillon hatte ohne jeden Vorgänger geschrieben, der sich wissenschaftlich und im Zusammenhang damit beschäftigt hatte. Man hatte sich aber schon mit den einzelnen Schriften beschäftigt. Die Philologie hatte zu sehr geblüht.

Die vier Arten knüpften an Namen an, die er schon vorgefunden hatte. So erklärt sich der Name der *scriptura langobardica*, der von den italienischen Philologen für eine Schrift gebraucht wurde, die von der lateinischen sehr abwich. Der Ausdruck ist so ein Name für das Bizarre geworden, man dachte aber nicht unmittelbar daran, daß ein langobardischer Schreiber, Mönch oder Gelehrter diese Texte geschrieben hätte. Die französischen Gelehrten nahmen das Wort „langobardisch" auf und nannten jede Schrift so, die sich vom Lateinischen seltsam unterschied. Mabillon sah sich den Ausdrücken gegenüber und mußte, als er eine Systematik der Schrift schrieb, anknüpfen an die vorhandenen Namen, wenn es ihm auch einige Schwierigkeit bereitete die Namen richtig zu verteilen. Dann schrieb Mabillon sein Werk in Frankreich in einem Kloster (bei Paris), das die Schätze von Corbie durch Zufall erworben hatte, und war angewiesen auf die Handschriften in seiner unmittelbarsten Umgebung; es waren Handschriften mit der fränkischen und merovingischen Minuskel, zum Teil bizarren Aussehens, die sich gerade in Corbie entwickelt hatte. Diese hatten die Gelehrten die „langobardische" genannt. Die Schrift stammte eigentlich aus Frankreich, Mabillon aber nannte diese französische Schrift, weil sie bizarr war, „langobardisch" und später wollte man in dieser Schrift den Ausdruck einer geschichtlichen Tatsache gefunden haben. Man glaubte, die Schrift wäre wirklich von langobardischen Mönchen vermittelt worden, las also etwas aus dem Namen heraus, was er ursprünglich nicht besagte. Ebenso wie bei der langobardischen Schrift war es im Grunde bei den übrigen. Das Richtige traf man bei der angelsächsischen Schrift (*saxonica*).

Erst nach Erscheinen des Werkes *‚De re diplomatica‘* trat Mabillon, unterstützt vom Minister Colbert, 1684/85 sein Iter Italicum an.

Es war das für ihn eine Art von Triumphzug, aber es kam zu spät für die Wissenschaft. Auch war Mabillons Interesse für die paläographischen Fragen nicht mehr so stark, wie es ja oft eintritt, [daß nach dem Erscheinen seines Werkes der Verfasser geringeren Anteil an dem von ihm behandelten Gegenstand nimmt]. Er sollte in Italien vornehmlich Handschriften suchen für die Bibliothèque du Roy.[1] Im Juli 1685 kam er nach Rom. Er war auch in Bobbio und Verona gewesen, allein [die Bobbieser Bibliothek war bereits zersprengt und] in Verona zeigte man ihm die Handschriften nicht. In Rom fand mit Schelstrate und Bellori, den Bibliothekaren des Papstes und der Christine von Schweden die berühmte Konferenz statt über das Alter des Vergilius Romanus, Vat. lat. 3225.

Mabillons wissenschaftliche Stellung ist bedingt durch das Material, das er beherrscht, und außerdem durch die Zeitströmung, in der er steht: er nimmt teil an der Reaktion gegen den Skeptizismus (Pyrrhonisme) und ist ein Anhänger der Philosophie des Descartes.

Fertig werden konnte er mit den paläographischen Fragen nicht; das Licht mußte von Italien ausgehen. Der Mann, der die italienischen Handschriften in den Kreis der Betrachtung zog, ist Scipione Maffei. Er hatte freilich nichts von der Konzentration, die man bei Mabillon trifft. Er war Literat, uns aus Lessings Hamburger Dramaturgie als Verfasser des Dramas Merope bekannt, ein Autodidakt, der in allen Wissenschaften dilettierte. Doch war er ein sehr penetranter Geist, überall, wo er sich hinwandte, da sprang etwas dabei heraus. Den Anlaß zu seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Paläographie gab die Aufforderung einen Fremdenführer für Verona zu schreiben. Wie er bei dieser Gelegenheit (1713) auf die Bibliothek des Domkapitels kam, fragte er nach den Handschriften, aber man konnte sie nicht finden. Da fing er an sie zu suchen, und es gelang ihm festzustellen, daß die Handschriften vor einer Überschwemmung der Etsch auf einen Schrank geflüchtet worden waren. Nun fand er eine kompakte Masse uritalienischer Handschriften, die in Verona selbst geschrieben waren. Sie datierten vom 6. bis ins 9. Jahrhundert.

Dieser Fund brachte eine Revolution, man lernte neue Texte kennen u. a. Wir erwähnen hier flüchtig den Aufschwung, den die

---

[1] [Mit Michel Germain zusammen erwarb er nicht weniger als 4000 Drucke und 45 Handschriften; vgl. H. Omont, Mabillon et la Bibliothèque du Roi à la fin du XVIIe siècle: Mélanges et documents publiés à l'occasion du 2e centenaire de la mort de Mabillon p. 105—123.]

Patristik durch seinen Fund erhielt. Girolamo da Prato gab den Sulpicius Severus heraus, Vallarsi die Werke des Hieronymus, Bianchini das Evangelium quadruplex und das Psalterium triplex, Maffei selbst die Complexiones des Cassiodorus.

Auch der erste Aufschwung der Patristik durch die Mauriner war parallel mit dem der Paläographie gegangen, oder vielmehr auch damals knüpfte der Aufschwung der Paläographie an die patristischen Studien an, nicht an die klassischen, da die römischen Autoren meist in Handschriften des 9. Jahrhunderts überliefert sind, die patristischen Texte aber die ältesten Codices repräsentieren.

Maffeis Bedeutung für die Paläographie besteht darin:

1. er entdeckte die Capitularbibliothek in Verona, nach der Mabillon vergebens gefragt hatte;

2. er lehrte die Einheit der Schrift. Nachdem er die uralten italienischen Handschriften entdeckt hatte, ging ihm der wahre Zusammenhang auf: es gibt nicht vier Nationalschriften, die von den Barbaren ausgegangen sind, sondern es gibt und hat stets nur gegeben eine (römische) Schrift; die verschiedenen Schriftarten sind nur eine Entwickelung dieser römischen Schrift, hervorgebracht durch die Schwankungen der Kultur in der späteren Zeit; die germanischen Völker unterbrachen die römische Kultur, der Zusammenhang der Bildungsstätten lockerte sich, und so konnten die großen Verschiedenheiten entstehen;

3. er unterschied zwischen Majuskel, Minuskel und Cursive.

Die ganze Summe der wichtigen paläographischen Tatsachen ist damit aber noch nicht gegeben.

Ungefähr gleichzeitig mit der Wiederentdeckung der Veroneser Bibliothek wurde ein anderer großer Fund gemacht: 1717 fand der Freiherr von Hutten, Domherr in Würzburg, die Handschriften wieder, die 1631 vor den Schweden geflüchtet waren. Hier hätte man ganz neue paläographische Tatsachen aufdecken können. Das geschah nicht. 1635 hatte von den Würzburger Handschriften (*e collegio Herbipolensi*) schon eine gute Zahl an sich gebracht der Erzbischof Laud von Canterbury und sie an die Bodleiana geschenkt (*Laudiani*). Die übrigen fand der Freiherr von Hutten. Das waren Handschriften aus dem 8.—9. Jahrhundert, Handschriften, die mit den irischen Mönchen zusammenhingen und auch solche, die in *scriptura saxonica* in und um Würzburg geschrieben waren.

Man hätte also die Existenz der insularen Schrift in Deutschland bloßlegen können. Es ging nun aber anders; die Würzburger

Handschriften wurden nicht so ausgenutzt wie die von Verona. Noch 1885 gelang es einem dortigen Gymnasiallehrer[1] einen ganz unbekannten Text zu finden, das Werk des Häretikers Priscillian. Bis dahin kannte man nur die Priscillianisten. Auch jetzt liegt noch kein brauchbarer Katalog der Würzburger Handschriften vor.

Wenn Mabillon sich zuerst mit der Geschichte der lateinischen Schrift beschäftigt hat, wenn es Maffei gewesen ist, der in die Betrachtung der Schrift den entwicklungsgeschichtlichen Gedanken hineintrug und das eigentliche Geheimnis enthüllte, in der Mannigfaltigkeit die Einheit erkannte, so ist es doch ein anderes Werk, auf dem die moderne Lehre ruht.

1750—1765 erschien in Paris der *Nouveau traité de diplomatique par deux religieux Bénédictins de la congregation de Saint-Maur* von Toustain und Tassin. Diese wollten anfangs die Meinung ihres Ordensbruders vertreten, im Laufe der Arbeit kamen sie aber zu der Einsicht, daß Maffei recht hatte, und verteidigten ihn deshalb in den späteren Bänden mit großem Eifer. So wurde ein Kompromiß der Lehren Mabillons und Maffeis geschlossen, das für die Wissenschaft freilich nicht sehr günstig war. Ein wesentliches Verdienst der beiden Benediktiner aber war die Entdeckung der Halbunciale und die Ableitung der insularen Schrift von ihr. Aus dem Nouveau traité stammt auch unsere Nomenklatur: Capitalis, Uncialis, Semiuncialis, Cursiva, Minuscula. Daneben aber drängen sich nun wieder die Nationalschriften ein. Auch gewisse Einzelerkenntnisse — wie écriture franco-saxonne, turonische Halbunciale — wurden durch den Nouveau traité vorbereitet.

Im ganzen ist die neue Zeit über die Lehre der beiden Benediktiner nicht weit hinausgekommen.

Unsere Fortschritte verdanken wir in erster Linie der Photographie und den photomechanischen Verfahren.[2]

Wichtig für die Entwicklung war auch die Nötigung die Paläographie in der Praxis auszuüben. Es wurden verschiedene große Institute gegründet und es kamen große Werke in Gang, die ohne praktische Paläographie, ohne die Bestimmung der Handschriften nicht möglich waren.

---

[1] G. Schepss, Priscillian ein neuaufgefundener lateinischer Schriftsteller des 4. Jahrh., Würzburg 1886.

[2] [Traube knüpfte hieran eine kurze Besprechung der Reproduktionsarten, die um so eher fortgelassen werden kann, als das ganze Thema im I. Bande ausführlicher behandelt ist.]

1821 wurde in Paris die École des Chartes begründet. Der Gedanke war schon viel früher aufgetaucht. Bereits Napoleon I. hatte eingesehen, was mit dem Aufhören der Benediktinerklöster in Frankreich verloren ging, und eine ‚Corporation des Bénédictins laiques et civils‘ gründen wollen. Das wurde nun später verwirklicht. An der École des Chartes wurde die Paläographie wissenschaftlich gelehrt, aber nicht nur das, auch fast alle größeren paläographischen Arbeiten überhaupt gehen von der École aus. Léopold Delisle ist aus ihr hervorgegangen, ebenso Theodor von Sickel, der die dort empfangenen Anregungen nach Wien mitbrachte, wo er das 1854 gegründete Institut für österreichische Geschichtsforschung (1878 unter Sickels Leitung reorganisiert) vorfand.

Unser eigenes großes nationales Unternehmen sind die Monumenta Germaniae historica, 1819 begründet als Privatunternehmen auf den Schultern des einen Pertz. Der erste Band erschien im Jahre 1826, seitdem gedeihen sie immer weiter und sind eine von den wenigen wissenschaftlichen Unternehmungen, die das Reich als solches betreibt. Sie ist isoliert, einzigartig, alleindastehend dadurch, daß auch Österreich noch Unterstützung bezahlt und Gelehrte als Vertreter in die Direktion entsendet. Es handelte sich bei den Vorarbeiten für die Monumenta darum, sehr viele Handschriften heranzuziehen, zu bestimmen, zu datieren und richtig zu lesen. Daraus erwuchs eine praktische Paläographie, wobei die Leute mit besonders großer Geschicklichkeit lernten, die Zeit der Handschriften zu bestimmen. Seitdem man Handschriften mit geschichtlichem Blick ansah, erhob sich, weil die Geschichte der Schrift nicht der einzige Zweck war, alsbald die Frage nach Alter und Ort, an dem die Handschriften geschrieben waren. Besonders das erste wollte jeder wissen. Hauptsächlich hat ein Mann durch seinen Unterricht das vertreten: Philipp Jaffé, ein ausgezeichneter Philologe.

Für Deutschland ist eine Zentralisierung der Kräfte nötig, wo vereinigt wird, was noch vorhanden ist von Lehrern, die unsere Wissenschaft lehren. Hier denke ich an eine hohe wissenschaftliche Schule, die freilich gleichzeitig die Jünger durch einzelne zu lösende Aufgaben erzieht. Die Vorlesungen hätten sich zu erstrecken auf Paläographie, Diplomatik, Sprachen, Rechtsgeschichte, Kultur- und Kunstgeschichte (im besonderen Miniaturenkunde). Das Institut sollte auch die Bildung unserer Bibliothekare und Archivare und zum Teil der Museumsbeamten übernehmen. Während der Bildungszeit und darnach wären Arbeiten an den Monumenta Germaniae zu leisten,

die aber ganz neu zu organisieren wären (Sammlung der Monumenta iconographica, der Schatzverzeichnisse, der Bibliothekskataloge u. a.). Die Schwierigkeit, ein derartiges Institut zu gründen, steigt, weil eine Reichsbehörde für Wissenschaft und Unterricht fehlt.[1]

Die schwache Seite in Mabillons Werk war die, daß er die Altersbestimmung und die örtliche Bestimmung der Handschriften vernachlässigt hatte. Was nun bisher bei dem praktischen Betriebe der Paläographie erobert wurde, liegt auf diesen beiden Gebieten. Die Lehre des Engländers Marsham war vergessen, daß, je älter die Urkunde sein wolle, sie um so mehr dem Verdachte der Fälschung ausgesetzt sei. Es ist interessant zu sehen, wie die Zeit vor Mabillon Stellung genommen hatte zu den Fragen, die sich hier aufdrängen mußten. Es wird dann die ganze Namengebung deutlicher werden. In der Zeit des italienischen Humanismus bezeichnete man das Alter nur sehr allgemein: *antiquus, vetustus, anticho di tanti anni.* Man täuschte sich vielfach und gab sich ungemessenen Erwartungen hin: Aldo Manuzio (1508) glaubte die Handschrift der Pliniusbriefe im Original zu haben.[2] Kurz nachdem Mabillons Werk erschienen war, hat J. Clericus, der die Werke des Erasmus herausgegeben hat, in seiner *Ars critica* lebhaft bedauert, daß Mabillon nicht mehr Anweisungen gegeben hat das Alter der Handschriften zu bestimmen. Wann das Datieren aufgekommen ist, können wir feststellen. Es ging aus von den griechischen Handschriften, von Montfaucon, als er 1715 seinen Katalog der Sammlung des Coislin herausgab, die in den Besitz der Benediktiner von Saint-Germain überging wie früher die von Corbie. Montfaucon gibt schon regelmäßig das Alter an, allein in einer Art, die der früheren glich. Man sagte sehr umständlich: die Handschrift hat so und so viele Jahre. *Iste codex quingentorum annorum est*, wie Montfaucon schrieb. Das gab Anlaß zu vielen Mißverständnissen und wurde dann 1740 aufgegeben, als der Katalog der Handschriften des Königs von Frankreich erschien, herausgegeben von Melot. Da hieß es: *Iste codex scriptus* (oder *exaratus*) *videtur nono saeculo*, und immer in dieser Formel.

Das Korrelat zur Bestimmung des Alters ist die des Ortes. Indessen hier hatte man noch weniger geleistet, sich eigentlich gar nicht darum bemüht. Die Erkenntnis, wie wichtig die Ortsbestimmung sei, ist erst spät aufgetaucht. Doch bedeuten die einzelnen Namen,

[1] Das Reichsamt des Innern hat unter sich die Monumenta und das Limes-Unternehmen, das des Äußeren das Archäologische Institut in Rom.

[2] [Vgl. die Ausgabe der Pliniusbriefe von H. Keil, Leipzig 1870, p. XXII.]

die Mabillon so unrecht für die Schrift herbeigezogen hatte, die Versuche der Früheren hier Stellung zu nehmen. Zuerst führten die Namen ein sehr unsicheres Leben. *Langobardicus, gothicus* wird überhaupt von eigenartiger Schrift gebraucht. Man findet aber trotzdem einzelne Körner Wahrheit, wenn man zusieht, wie sich die einzelnen Gelehrten zu dieser Frage gestellt haben. In seinen *Castigationes in Catullum*[1] konstruiert Scaliger ein Urexemplar des Catull: *exemplar gallicanum.* Es taucht also schon die Vorstellung auf, wo eine Handschrift hingehört. Dann hat die Bibelkritik sehr viel beigetragen zur Erörterung der geographischen Fragen der Handschriften. Nachdem man sich lange mit dem Texte, wie er sich zufällig ergeben, beschäftigt hatte, fing man an aus den Handschriften das Bild von vielen Typen zu empfangen und unterschied einen afrikanischen und einen asiatischen Bibeltext; die ältesten Handschriften verlegte man gleichfalls in verschiedene Länder. Das hat zuerst (1734) Bengel eingeführt, zunächst nur bei den griechischen Handschriften.[2]

Das übte aber indirekt auch Einfluß auf die Bestimmung der lateinischen Handschriften. Es hat freilich lange gedauert, ehe aus den einzelnen Anfängen eine überlegte geschichtliche Betrachtung sich entwickelt hat. Hierin hat Vorzügliches geleistet Léopold Delisle.[3] Er hat diese Fragen in den Vordergrund gestellt. Sein Hauptwerk ist Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque Nationale, Paris 1869—1881. Für die Feststellung der Zeit und des Ortes von Handschriften sind besonders wichtig

1. das Mémoire sur l'école calligraphique de Tours au IXe siècle, ein Vortrag gehalten im Jahre 1884 in der Académie des Inscriptions et Belles Lettres.[4]

Obgleich Delisle hier noch unter dem Einflusse der Überlieferung steht, ist der Hauptsatz, den uns dieses Werk lehrt: Man ist imstande, eine bestimmte Art von Schrift einem bestimmten Kloster und einer bestimmten Zeit zuzuweisen, wenn man eine größere Zahl von Hand-

---

[1] Paris 1577. Ein merkwürdiges Werk, worin er z. B. seinen Adel verteidigt und in ganz grundlegender Weise einige Fragen der Kritik erörtert.

[2] [Vgl. darüber z. B. C. R. Gregory, Textkritik des Neuen Testamentes S. 908 f.]

[3] Er ist hervorgegangen aus der École des Chartes, die — wie schon bemerkt — die Akademie der Benediktiner fortsetzt. Bis vor kurzem war er Administrateur général de la Bibliothèque Nationale in Paris. [Vgl. Vorlesungen und Abhandlungen I 63 f.]

[4] Gedruckt 1885 in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres, vol. XXXII.

schriften der Art vor sich hat.[1] Das Kloster S. Martini in Tours spielte in der karolingischen Zeit eine große Rolle. So konnte man von einer turonischen Schrift sprechen, die Delisle genau charakterisiert hat. Ursprünglich war man ausgegangen von einer Vereinigung der merkwürdigen Kennzeichen der Handschriften und dem Wissen, daß die Handschriften aus Tours stammten. Wußte man den Entstehungsort eines Codex nicht genau, fand aber die Schriftzüge, so schloß man weiter, daß er nach Tours gehöre. Jetzt ist man bei der Bestimmung der Turonenses so weit gegangen, noch zu sondern, die Untersuchung ins Minutiöse zu treiben, die großen Züge etwas zu verwischen.

2. L'évangéliaire de Saint-Vaast d'Arras et la calligraphie franco-saxonne du IX[e] siècle, Paris 1888. Hier konnte Delisle nur allgemein sagen: das nordöstliche Frankreich hat eine Reihe von Handschriften geliefert, welche die gleiche Ausstattung zeigen. Der Name ‚franco-saxonne' soll das karolingische und angelsächsische Element bezeichnen, ist aber nicht ganz glücklich gewählt.

So war man immer mehr dazu gekommen einzelne Zentren oder Bildungsstätten herauszusuchen und für die Veränderung der Schrift verantwortlich zu machen. Nicht aber hat man bis jetzt aus dieser Erkenntnis, dieser historisch wertenden Auffassung der Paläographie, im allgemeinen Nutzen gezogen. Man hatte allmählich die Einheitlichkeit der Schrift erkannt und welchen Gang die Entwickelung genommen. Dann hatte man den feineren Unterschieden, die Zeit und Ort bedingen, angefangen nachzuspüren. Aber in keiner Gesamtdarstellung der Geschichte der römischen Schrift ist dies gehörig ausgebeutet. Zumeist trifft man träge, zähe Zusammenstellung einzelner tatsächlicher Beobachtungen, vorgelegt für bequemen mnemotechnischen Gebrauch. Eine entwicklungsgeschichtliche Paläographie muß erst noch geschrieben werden, welche die Tatsachen bucht, aber auch erklärt und eine geschichtliche Auffassung hineinbringt.

Wie hätte man vorzugehen, um diesem Mangel abzuhelfen?

Wir stehen hier in historischer Wissenschaft, die sich von den Naturwissenschaften auch dadurch unterscheidet, daß man die Beobachtung, das Experiment, da hier immer nicht sowohl die Gattung als das Individuum Untersuchung verlangt, nicht weit genug ausdehnen kann. So kann man mit der Sammlung des Materials nicht spät genug aufhören. Es ist eine solche Fülle da, so viele einzelne

[1] [Delisle kannte etwa 30 turonische Handschriften, jetzt kennt man etwa die doppelte Anzahl.]

Bedingungen sind gegeben, daß man sich in den Besitz des gesamten Materials setzen muß. Eine Paläographie müßte, um die Zeit des Überganges aufzuklären alle Handschriften bis zum 9. Jahrhundert, die noch vorhanden sind, kennen gelernt haben. Hier besteht eine unendliche Schwierigkeit, weil unser Material so zerstreut ist; die Handschriften liegen über Europa und Amerika verteilt. Man hat die Photographie, um dem abzuhelfen. Wir müssen also die Handschriften sammeln durch Reisen oder Photographieren. Es gab eine Zeit, wo man an einem Ort die sämtlichen wichtigen Handschriften des europäischen Festlandes finden konnte, damals konnte man sie aber nicht ausnützen. Unter Napoleon I. wurden in Paris aus allen Orten die Handschriften gesammelt, österreichische, bayerische, italienische Handschriften lagen dort. Die Arbeit Jacob Grimms auf der Bibliothek hat dann, durch diese Konzentration begünstigt, auf die germanische Philologie sehr stark eingewirkt. Nach Napoleons Sturz wurden die Handschriften wieder zurückgegeben, mit einigen sehr bedauerlichen Ausnahmen, indem einige der Mächte bei den Friedensverhandlungen nicht vertreten waren, z. B. Luxemburg. Diese Handschriften sind noch jetzt in Paris. Die Pariser Bibliothek hat auch an Stelle von sehr wertvollen Handschriften wertlose zurückgegeben. Die Paläographie war so wenig vorgerückt, daß das nicht kontrolliert werden konnte. Erst seit dieser Zeit hat die Katalogisierung so stark eingesetzt und sich so weit verbreitet.

Sehr zu rühmen ist Frankreich, wo fast alle Bibliotheken katalogisiert sind, einzelne sehr gut. Die paläographische Bestimmung ist allerdings noch ganz vernachlässigt.

Das Erste, um weiter zu kommen, wäre: Kenntnis des Materials, — das wird mit der Zeit möglich durch die fortschreitende Katalogisierung. Deutschland hat bisher sehr geringe Anstrengungen gemacht.

Hat man das Material gesammelt, so tritt an den Forscher heran, was in jeder Wissenschaft geschehen muß: er muß sich ein Verfahren erfinden oder ausbilden, welches imstande ist die Stummheit des Materials zu überwinden, er muß geschickt fragen: das ist das Geheimnis der wissenschaftlichen Methode. Man muß den Gegenstand von verschiedenen Seiten sehen können, den Standpunkt oft verändern, das kleine Material kennen und sich so einen Weg bahnen zu dem größeren.

Sehr wichtig ist die Betrachtung der Abkürzungen, dessen, was nicht geschrieben ist. Hier zeigt sich sehr deutlich, was der Einzelne beabsichtigt. Abkürzungen werden gemacht, um Zeit und Raum zu sparen und um irgendwelche Dinge hervorzuheben. Der Weg, den

man dabei einschlägt, ist ein bestimmter, bewußter. Wir können und müssen den Weg im Geiste wieder zurücklegen. Wenn wir suchen, wie eine Abkürzung entstanden sein kann, tun wir einen Blick in die geschichtliche Entwicklung.[1] Gerade dann, wenn man das Entstehen der Abkürzungen geschickt abliest aus der Form, die sie allmählich angenommen haben, wenn man die Abkürzungen zurückführt auf die einzelnen Faktoren, die bei der Herstellung tätig waren, dann erringt man wieder ein Stück paläontologischer Paläographie, die in den Dingen selbst begraben ist. Immer aber zehrt die Paläographie von Argumenten, die sie nicht aus der Schrift selbst herausnehmen kann, sondern welche äußerlich den Dingen anhaften; jene kleinen historischen Tatsachen, die in einer Handschrift sonst eingeschlossen liegen (Datum, Herkunft u. a.) müssen bei der Untersuchung vorangestellt werden. Die Betrachtung der Schrift geht vom Sicheren aufs Unsichere, vom Bestimmten aufs Unbestimmte über. Wichtig ist folgendes: Fast ganz Europa schreibt im Mittelalter Lateinisch. Nun wird nicht das Lateinische selbst, das ja auch eine lokal differenzierte Gestalt annimmt, zu wenig ausgenützt, sondern die Orthographie des Lateinischen. Je nach der Aussprache unterscheiden sich die Schreiber der verschiedenen Länder wesentlich durch die Art, wie sie Wörter lesen und schreiben. Indem man eine Übersicht gibt über die älteren Handschriften und Schreiber, deren Heimat man weiß, kann man wohl zu genaueren Festsetzungen kommen. Die Spanier, Iren, die merovingischen Franken usw., sie alle haben ihre Eigentümlichkeiten; sie haben diese aber nicht nur in der Orthographie, sondern in allem, die ganze Art ist verschieden. Wir können im großen unterscheiden und dann immer mehr im kleinen, können die einzelnen Stätten trennen und in ihren Beziehungen und Einflüssen aufeinander beobachten, können Dinge erkennen, über die sonst keine historische Quelle Aufschluß gibt.

Bei den Abkürzungen unterscheiden wir zwischen Kontraktion: Dr., Cie., und Suspension: D., Co., ing. Die Kontraktion ist ursprünglich nur auf einen bestimmten Kreis, auf eine bestimmte Zeit beschränkt. Sie ist nicht griechisch oder römisch, mit einem Wort nicht antik. Die alten Griechen schrieben in der Suspension, z. B. ⳩ = *χρόνος, χρήσιμον*.[2]

[1] [In Traubes Werk über die Nomina sacra ist das Thema mit größter Ausführlichkeit behandelt.]

[2] [Die immer doch vereinzelten Fälle von Kontraktion in heidnisch-griechischer Schrift hat hier Traube, da er bloß die großen Linien der Entwicklung geben wollte, beiseite gelassen. Ich gedenke in der Vorrede zu diesem Bande zwei pontische Inschriften zu besprechen, die durch das Nebeneinander von Kontraktion und Suspension zeigen, wie wenig hier ein System sich entwickeln konnte. F. B.]

Auch die Römer gebrauchten nur die Suspension. Sie schrieben lange Zeit nur die ersten Buchstaben, z. B. *M. Tullius Cicero M. f.*

Die Kontraktion ist eine christliche Erfindung, oder vielmehr jüdische, hellenistisch-jüdische. Sie wird nicht nur im Griechischen und Lateinischen, sondern auch im Koptischen, Gotischen, Armenischen integrierender Bestand. Im letzten Grunde ist sie keine Kürzung, sie ist es erst geworden. Die christliche Kontraktion tritt zuerst bei den griechisch schreibenden Christen auf und beschränkt sich zunächst auf die Schreibung der heiligen Namen. Man schrieb da: ΘC, ΘΥ etc. für *θεός, θεοῦ* etc., KC für *κύριος*, IC für *Ἰησοῦς*, XC für *Χριστός*, ΠΝΑ für *πνεῦμα*. Das ist die Wurzel. Wo aber ist der Boden, auf dem diese Wurzel gedieh? Eine eigentliche Kürzung ist es nicht, denn man wollte diese heiligen Wörter doch sicher nicht nachlässig schreiben. Wie die griechischen Kalligraphen im Alten Testamente schrieben in dieser Art wohl auch schon die nichtgriechischen Schreiber des griechischen Alten Testamentes.

Im Hebräischen gibt es jedoch eine derartige Kürzung nicht. Das schwierige Problem war, wie die griechisch schreibenden Juden bei der Wiedergabe des Namens Jahve zu verfahren hatten. Sie mochten ihn nicht ausschreiben, wollten ihn aber andererseits gerne hervorheben; wer den Jahvenamen kannte, hatte eine große Kraft in seiner Hand. Um ihn nun nicht zu profanieren, kam man auf die Idee, im Griechischen wie zuvor im Hebräischen die Vokale fortzulassen. Die ursprüngliche Form für Jahve scheint ΘC gewesen zu sein, aber man schwankte und gab den Gottesnamen auch durch KC wieder. [Darnach bildete man die Kurzformen für *Δαυείδ, Ἰσραήλ, Ἰερουσαλήμ*, vielleicht auch schon die für *πνεῦμα* und *πατήρ*.] Die ersten griechisch schreibenden Christen adaptierten noch IC und XC u. a.

Derselbe Vorgang wiederholte sich, als die griechischen heiligen Schriften ins Lateinische übertragen wurden.[1] Die Aneignung der griechischen Nomina sacra erfolgte in Italien im 4. Jahrhundert oder sogar noch früher. Da ging man dann weiter und nahm die Attribute hinzu. Der feste Bestand war nun: DS, IHS, XPS, SPS, DNS (oder DMS), SCS, N (Gen. NI). Im 5. und 6. Jahrhundert ging man noch darüber hinaus und schuf viele kirchliche Wörter um, deren sich vorher die alte Suspension bemächtigt hatte und bildete PBI *presbyteri*, EPS *episcopus*, DIAC^I *diaconi*, REVS *reverendissimus*, ECLA *eclesia*. Die kontrak-

[1] [Die Bemerkungen über die Entwicklung der einzelnen Nomina sacra werden hier ausgelassen, da sie durch Traubes 'Nomina sacra' überholt und z. T. berichtigt sind.]

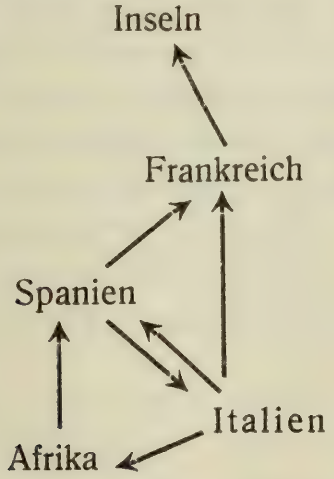
tive Kurzschreibung wurde nun überhaupt Prinzip. Auch die Juristen nahmen sie an. Der Gaius Veronensis hat großenteils schon so: C·R·NUS (früher C. R. = *civis Romanus*) und IUD·UM (früher IUD· = *iudicium*). Es zeigt sich, daß der Schreiber des Veronensis ein Christ ist. Aber auch darüber hinaus sind alle unsere erhaltenen lateinischen Handschriftenreste — abgesehen von Ägypten und Herculaneum — christlich.

Aus Italien drang das Prinzip und bereits ein ganzes darnach gebildetes Vokabular in die Provinzen vor, die Sitte kam überall hin, wo römische Schreibart herrschte: nach Frankreich, Spanien, Afrika, Südwestbritannien. Hier helfen uns die zahlreichen christlichen Inschriften für das Topographische, nicht so für das Chronologische, weil die Erfindung zunächst doch eine kalligraphische war, nicht eine epigraphische.

Auch nach Afrika kam die Kontraktion. Hier aber hatte ja die Suspension geherrscht. Im 6. Jahrhundert kam eine afrikanische Kontraktion eigener Färbung auf:

ECLSA (gegenüber ECLA)
EPSCPS (gegenüber EPS).

Von Afrika dringt diese Sitte, saec. VI, nach Spanien, wo sich nun italienische und afrikanische Art berühren; von da wirkt das Prinzip auf Frankreich und Italien zurück. Spanien hat eben vom 7. Jahrhundert — der Zeit Isidors — an einen ganz gewaltigen Einfluß geübt durch die Literatur, teils durch eigene Erzeugnisse, teils durch ältere, die es in Umlauf setzte. Aber offenbar sind auch Lehrer herumgekommen, wir wissen z. B., daß in Montecassino im 8. Jahrhundert Spanier waren.



Wir haben vorher Südwestbritannien erwähnt. Südwestbritannien stand in festem Verhältnis zum nordöstlichen Gallien. Hier müssen

wir nun wieder einsetzen und zeigen, wie überhaupt die großen noch unentdeckten Zonen der lateinischen Schrift eröffnet wurden: Irland, England, Deutschland. Wir verlassen dabei einen Augenblick die Geschichte der Kürzung. Was ich jetzt zu sagen habe, ist zunächst abgezogen aus anderen Erwägungen. Die Kürzung hilft aber gleich wieder weiter.

Nach England und Deutschland waren Römer gekommen, aber in der Zeit der Völkerwanderung war alle römische Kultur zugrunde gegangen. Mit dem südlichen England wurde erst am Ausgange des 6. Jahrhunderts durch Gregor den Großen ein Zusammenhang wiederhergestellt.

Irland, Schottland und das nördliche England, die später so bedeutend wurden für die lateinische mittelalterliche Literatur, wurden etwas früher als der größte Teil von England gewonnen, nämlich im 5./6. Jahrhundert. Von Südwestbritannien aus wurde Irland christianisiert, von Irland kam das Christentum und die römische Kultur nach Schottland und Nordengland. Hier stießen sie zusammen mit der durch die Missi Gregors des Großen begonnenen römischen Bewegung.

Deutschland wurde für die römische Schrift und Kultur erst viel später gewonnen, zum Teil von Frankreich aus, zum Teil von England, zum Teil von Irland.

Auf der einen Seite haben wir die italienische Schule in Italien, Frankreich, Spanien und Afrika, also in den ursprünglichen Ländern der römischen Eroberung. Die Schrift, die hier aufkommt, bewahrt den ursprünglichen Zusammenhang mit dem Römischen; auf der anderen Seite entsteht in England, Irland, Schottland, zum Teil in Deutschland und hie und da in Frankreich eine neue Schule, d. i. — a parte potiori — die insulare Schule. Auf der einen Seite haben wir die Tradition, auf der anderen die Lehre, die künstliche Aneignung.

Über die Schrift im einzelnen später; hier kann nur der allgemeine Gang der Entwickelung gegeben werden. Doch die großen Gegensätze, kontinentale und insulare Schrift, müssen gleich hier vor- und ausgeführt werden. Dasselbe Verhältnis werden wir später bei der Sprache wiederfinden. Romanische Tradition gegenüber sächsischer und vor allem keltischer Eigenart; langsam überliefert, plötzlich und unvermittelt gelehrt.

Was man in der Neuzeit erst wieder entdeckt hat, der Unterschied zwischen insularer und festländischer Schrift fiel den Zeitgenossen selbst in die Augen. Die insulare Schrift wurde schon im 9. Jahrhundert *scriptura Scottica, litterae Scotticae* genannt, z. B. findet

man solche Vermerke in mittelalterlichen Bibliothekskatalogen.[1] Die festländischen Leute konnten sie nicht gut lesen und umgekehrt. Mabillon hat sonderbarerweise an jenen einzigen überlieferten Namen sich nicht erinnert, er hätte sonst das Verhältnis besser herausgearbeitet.

Auf dem Festlande gab es, wie erwähnt, einige Enklaven von insularer Schrift. Hauptsächlich die Iren, im Mittelalter *Scotti* genannt, haben bei ihren Wanderungen auf dem Kontinent neben anderem besonders die lateinische Schrift verbreitet. Warum die Iren wanderten, das ist eine Frage zweiten Grades, aber schon den Leuten des 9. Jahrhunderts fiel das auf, sie betonten die Wanderlust der Iren: *Scottorum, quibus consuetudo peregrinandi iam paene in naturam conversa est* sagt der Biograph des heiligen Gallus.[2] Außer religiösen Gründen spielten auch volkswirtschaftliche mit. Das Land war ihnen zu enge. Dazu kamen die Bedrohungen durch die Einfälle der Normannen und Dänen.

Irische Niederlassungen entstehen in großer Zahl in Frankreich und Deutschland. Aber auch die Angelsachsen, die Schüler der Iren, wandern. Der Ire Columban († 615) gründet in Oberitalien Bobbio (*Bobium*), in Frankreich Luxeuil (*Luxovium*). In Bobbio haben wir eine ganz irische Bewegung, besonders in der Schrift, weniger in Luxeuil. Gallus, ein Genosse des Columban, gibt dem Kloster St. Gallen seinen Namen und seine Bedeutung. Dorthin gingen dann natürlich immer wieder Landsleute des Gallus und das sind Iren. Willibrord († 739), ein Angelsachse, aber Schüler der Iren, gründete Echternach bei Trier, Bonifatius († 754) Fulda. Echternach und Fulda haben durchaus insulare Kultur. Der Angelsachse Alchvin († 804) wurde Abt von Tours, so kam auch dahin insulare Schrift. Liudger († 809), ein Friese, der in York von Alchvin gebildet war, gründete Werden an der Ruhr.

Wie war denn nun die Schrift?

Überall, wo geschrieben wird, gibt es Buchschrift und Bedarfsschrift; Kalligraphie und Kursive; gemalte, geordnete, gezirkelte, verzierte Buchstaben und hingehauchte, flüchtige, sich der Impression bedienende.

Die christliche Buchschrift ist die Unziale.[3] Obgleich einzelne Formen schon früher vorkommen, scheint es mir fraglich, ob sie noch als römisch zu betrachten ist oder als rein christlich.

---

[1] Vgl. Traube, Perrona Scottorum S. 529—537.

[2] MG. SS. rer. Merov. IV 336, 5 sqq.

[3] [Eine Zusammenstellung der lateinischen Unzialhandschriften findet man in Bd. I 171—261.]

Die Juristen, die so schrieben, auch die Grammatiker waren schon Christen. Eine sicher christliche Erfindung ist die Halbunziale.[1] Sie wurde speziell für christliche Bücher angewendet. Innerhalb dieser beiden Arten erwächst auch das christliche System der Kontraktion.

Die christliche Bedarfsschrift war eine Cursive, die von der älteren römischen nicht wesentlich verschieden gewesen sein wird. Hier akzentuierten sich zuerst lokale Unterschiede. Hier konnte die Individualität zu Worte kommen. Hier in den Minuten wirkt die antike oder notarielle Abkürzung; gegenüber der christlichen Kontraktion die antike Suspension. Hier ist das Gebiet der Ligatur. Nicht der Buchstabe besteht zu Recht, sondern das Gebilde mehrerer Buchstaben, das Wort, ja erst die Zeile.

Ein zweites Gesetz aller Schreiblehre ist der Austausch zwischen Buchschrift und Bedarfsschrift. Die Buchschrift strebt nach der Bequemlichkeit der Bedarfsschrift, die Bedarfsschrift strebt nach der Deutlichkeit der Buchschrift. Diese beiden Bildungsmomente lassen sich vergleichen mit Analogie und Differenzierung in der Sprache. So nun entstehen neue Buchschriften. Gerade da, wo die Romanen sich ein selbständiges Leben gestaltet hatten, versuchten sie eine neue Buchschrift zu bilden. In Spanien und Italien wirkt mehr die Kursive, ist die Schrift mehr eine kalligraphisierte Kursivschrift. Am frühesten gelingt es den Spaniern, sie kommen zuerst zu einem geordneten Buchwesen. Wo die spanische Schrift in ihrer ganzen Eigenart vorliegt, wird sie toletanische Schrift genannt. In Italien entspricht ihr — nicht vor dem 8. Jahrhundert — das beneventanische Schriftwesen mit Montecassino als Mittelpunkt.[2] In Frankreich war die *Scriptura Luxoviensis* und die *Scriptura Corbeiensis* desgleichen solche regularisierte Kursive.[3] Handschriften in dieser Schrift sind wie merovingische Diplome, die man gleichsam ‚zur Ordnung gerufen' hat. In einer gewissen Ordnung war von vornherein die insulare Schrift. Hier haben wir den merkwürdigen Fall vor uns, daß wir das Entstehen einer Kursive gleichsam mitansehen können. Nach England kam von Rom aus die Unziale, nach Irland die Halbunziale, es gab also zunächst hier wie dort nur eine unbequeme Buchschrift mit keinerlei Reminiszenz an die Kursive.

---

[1] [Traubes Werk über diese Schriftart soll in einem der folgenden Bände veröffentlicht werden.]

[2] [Tafelwerke zur spanischen und beneventanischen Paläographie sind von Traubes Schülern C. U. Clark und E. A. Loew zu erwarten.]

[3] Man heißt sie schlecht merovingische Schrift.

Bald aber entwickelt sich das Streben der Völker in wissenschaftlicher Richtung, sie schreiben sehr viel, sie kommen dazu, aus den Buchschriften Kursivschriften zu gestalten. Diese unterscheiden sich stark von der römischen, spanischen und italienischen. Die kursiven Bildungen Irlands und Englands waren wesentlich Neuschöpfungen, was sich in den Ligaturen zeigt.

römisch ꞵ = *fi*, insular ꞵ = *si*,[1]
„ ſt = *st*, „ ſt = *st*,
„ ᵃm = *am*, „ mₐ = *ma*,
„ & = *et*, „ ꞇ = *et*.

Ebenso entwickeln die Insularen ein ganz eigenartiges Abkürzungssystem:

ꝰ = *eius*, ħ = *autem*,
ↄ = *con*, ħ = *enim*, ꝉ = *vel*,
g̊ = *ergo*, ġ = *igitur*, und dergl.

Die Fortsetzung dieser gesamten Prozesse scheint die karolingische Entwickelung zu sein.[2] War in Italien und Spanien die Grundlage mehr die Kursive, die Bedarfsschrift, die in die Bahnen der Kalligraphie einlenkte, wodurch die beneventanische und toletanische Schrift entstand, so war in Frankreich die Grundlage mehr die kalligraphische Halbunciale, die einen kursiven Anstrich erhielt. Wenigstens im 8. Jahrhundert wurde das so. Andere den italienischen und spanischen Versuchen ähnlichere Richtungen hatte man auch in Frankreich im 7. und auch im 8. Jahrhundert eingeschlagen. Man sagt, Alchvin († 804) habe in Tours die karolingische Minuskel erfunden, Das ist schon die Lehre Mabillons, von der man sich nicht mehr freimachen konnte. Aber die Funde haben gezeigt, daß Alchvin damit nicht in Verbindung gebracht werden darf, er stellt vielmehr das insulare Element dar.[3] Es ist auch nicht ein einzelnes Kloster, das die Minuskel ausbildet, sondern Tours ist nur eine Stätte von vielen. Die karolingische Minuskel scheint groß zu werden in den Klöstern an der Loire, neben Tours z. B. in Fleury (*Floriacum*, *S. Benedicti*), Micy (*Miciacum, S. Maximini*).

---

[1] [Vgl. über *fi* und *si* Traubes Textgeschichte der Regula S. Benedicti S. 130 (728).]

[2] [Zur Nachprüfung und Ergänzung wurde namentlich Band IX a von Traubes handschriftlichem Nachlaß herangezogen.]

[3] Vgl. Traube im Neuen Archiv XXVII 281.

Was veranlaßte nun aber diese allgemeinere Bewegung? Die Halbunciale wurde in Frankreich seit dem 6. Jahrhundert überall gepflegt und obgleich die Herstellung solcher Bücher unbequem war, fehlte es daran doch nicht im 7. wie im 8. Jahrhundert. Wenn nun daneben doch vieles Buchmäßige, Literarische der Bequemlichkeit zuliebe in Kursive geschrieben wurde oder in kalligraphischen Kursivschriften wie der *scriptura Luxoviensis* und *Corbeiensis*, so wirkte doch der vornehme Charakter der Halbunziale in diesen lokalen Vorbildern fort. Und dazu kam vielleicht die Betrachtung des ganzen auf die Halbunziale gestellten Schriftwesens der Inseln. Es wirken aber auch andere organisierte Schreibprovinzen darauf ein: Spanien, Montecassino (St. Gallen).

Hier muß ich mich mit Sickel[1] und seinen Schülern Giorgi,[2] Federici[3] auseinandersetzen. Sie behaupten, die Bewegung sei keine lokal-französische gewesen, sondern führe von Rom nach Frankreich; die karolingische Minuskel sei in Rom entstanden. Aber das ist nicht zu halten.

Beweise dagegen:

1. Die Kultur ist in der Zeit, wo die Schrift übertragen worden sein soll, ungleich reicher und bedeutsamer im Frankenreiche als in Italien. Im 8. und 9. Jahrhundert herrscht in Rom große Unbildung in literarischen Dingen, so daß der große Aufschwung unmöglich gewesen wäre. Das hat De Rossi[4] auseinandergesetzt.

2. Tatsache ist, daß alle Länder des karolingischen Kreises mit Ausnahme von Italien sich frühzeitig die Minuskel aneignen. In Italien dagegen erhält sich lange eine starke kursive Richtung. Und gerade in nächster Nähe von Rom blüht die beneventanische Schrift, die im 9. Jahrhundert zeitweise selbst in Rom geherrscht haben wird.

3. Wo man in Italien zusieht, kann man aktenmäßig das Übergreifen des karolingischen Einflusses gerade auch auf diesem Gebiete beweisen. Wir treffen fränkische Mönche in Civate,[5] aber auch in

---

[1] Prolegomena zum Liber diurnus, Wien 1889 (SBer. d. Kaiserl. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Cl. Bd. 117), S. 16 ff.

[2] Appunti intorno ad alcuni manoscritti del Liber Pontificalis: Archivio della R. Società Romana di storia patria XX (1897) p. 247—312.

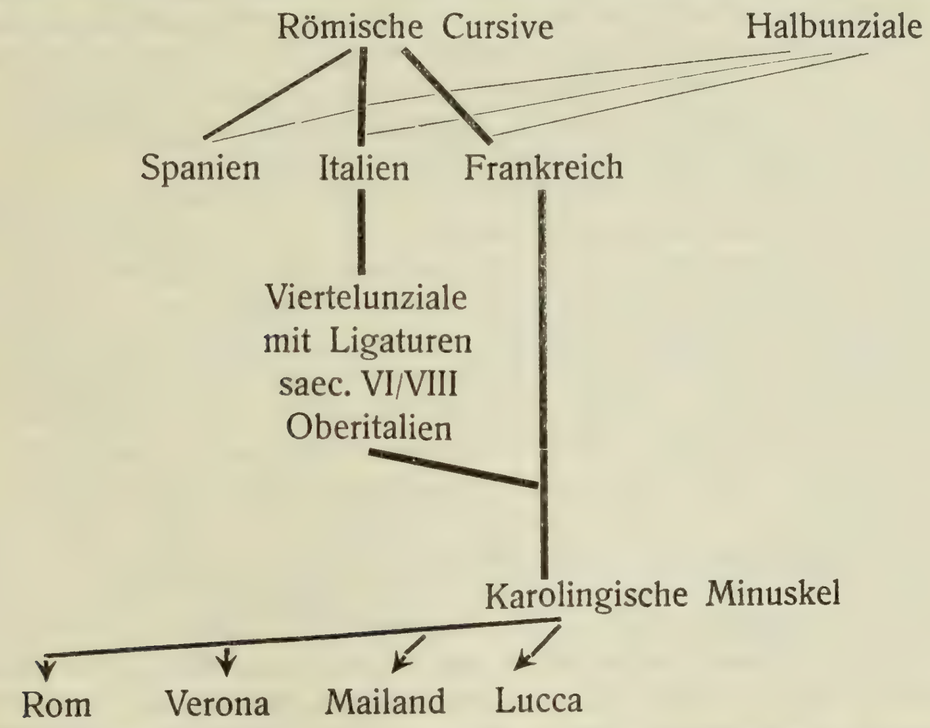
[3] L'antico evangeliario dell' archivio di S. Maria in Via Lata: l. c. XXI (1898) p. 121—139.

[4] Inscriptiones Christianae urbis Romae II 1, e. g. p. XLVII sq.

[5] Hildemar von Corbie (um 845), vgl. Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti S. 42 ff.

der Novalese,[1] ja selbst in Farfa[2] und anderen Orten.[3] Gegenüber dieser allgemeinen Tatsache kommt es kaum in Betracht, daß einige Italiener wie Paulus Diaconus, Petrus von Pisa, Paulinus von Aquileia bei Karl dem Großen lebten. Das ist vor der Zeit, von der die Rede sein könnte, ist saec. VIII.[4]

Leugnen will ich nicht, daß man auch in Italien vielleicht ohne direkten fränkischen Einfluß die Halbunziale weiterausgestaltete und hier und dort damit zu ähnlicher Schrift kam wie Frankreich; ja, ich gehe soweit, eine im 6. Jahrhundert in Oberitalien (Sangallensis 1395, Bobienses, Sessoriani) besonders zu Randbemerkungen gebrauchte verkleinerte Halbunziale (Viertelunziale) als das Vorbild der Orleanser Klöster hinzustellen. Aber dies hat mit Rom nichts zu tun, und die wenigen Handschriften saec. IX aus Rom, auf die sich Sickel berufen kann, auch die sonstigen italienischen, auf die er sich tatsächlich bezieht, sind umgekehrt von Frankreich aus beeinflußt. — Ich stelle die Entwickelung, wie ich sie mir denke, durch ein Diagramm dar:



[1] Abt Eldradus aus der Provence (um 825) vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I⁷ 345. — Die Urkunden der Novalese wurden eine Zeitlang in fränkischer Schrift (*b*-Typ ähnlich wie in Corbie) geschrieben.

[2] Alanus (c. 762—769), vgl. Wattenbach a. a. O. 343.

[3] Ambrosius Autpertus, der c. 760 seinen Kommentar zur Apokalypse in St. Vincenz am Volturno schreibt, *ex Galliarum provincia ortus*, vgl. z. B. Hurter, Nomenclator literarius I³ 676.

[4] Die Regula pastoralis aus Piperno, die V. Federici (Röm. Quartalschrift XV 12—32) ins Treffen führt, ist erst saec. IX med., Sickels Liber diurnus seiner Herkunft

Also, ich unterscheide: oberitalienischen Einfluß auf die französischen Hauptbildungsstätten, Entstehen der karolingischen Minuskel in Frankreich, Übergreifen dieser Minuskel nach Italien.[1]

Sehr gut können wir das in Verona feststellen. Hier besteht wohl seit saec. VI lebhafte Übung der Halbunziale[2] oder Unziale,[3] dann in den Zeiten des Übergangs eine Kursivschrift eigener Art,[4] dazwischen Beispiele[5] von *scriptura Luxoviensis*, die schon Frankreichs Einfluß beweisen, und sogar von spanischer Schrift,[6] dann in der Mitte des 9. Jahrhunderts reine sog. karolingische Minuskel. Wir können nach der Grabschrift[7] annehmen, daß der Archidiaconus Pacificus († 846) diese einführte. Pacificus war nachweislich mit Hildemar von Corbie befreundet[8] und ein Vertreter der karolingischen Bildung. Und so könnten wir den gleichen Hergang überall da konstatieren, wo wir festen Fuß haben.

---

nach unbekannt. [Um den römischen Ursprung der Liber-diurnus-Handschrift zu erweisen, stellte sie Sickel dem Psalter Montpellier 409 parallel. Dieser Codex aber stamme aus Rom, da der Papst in der Litanei vor der kaiserlichen Familie erwähnt werde. Traube entkräftet — in den Notizen von Bd. IX a des Nachlasses — dieses Argument, indem er darauf aufmerksam macht, daß dieselbe Reihenfolge der Invokation auch in anderen sicher nicht römischen Handschriften begegne, z. B. in Paris 13159, Orléans 196(173) und Köln (Dom) CXXXVIII.]

[1] [In No. IX a des Nachlasses skizziert Traube die Entwicklung folgendermaßen: „Man schreibt seit saec. VIII, sicher seit saec. IX durchwegs in Oberitalien karolingische Minuskel. Man schreibt aber seit saec. VIII in Unteritalien, den Typus immer weiter entwickelnd, beneventanische Schrift. Es ist die Frage: wie schrieb man in Mittelitalien? Nun haben wir Zeugnisse aus Rom, Farfa erst aus späterer Zeit. Da schrieb man auch hier Minuskel. Aber ein erhaltenes frühes Beispiel wie Lucca (Liber pontificalis) lehrt, daß um die Wende des VIII. zum IX. Jahrhundert noch ganz nationale Schrift dort herrschte. [In Rom schrieb man in der gleichen Zeit — nach Traube — noch viel unzial.] Unter diesen Gesichtspunkten sieht das Bild der Entwickelung etwa so aus: In Italien herrschten nach und neben der Halbunziale Schreibschriften, die schon auseinander strebten. Sie hatten Kraft sich zu entwickeln in Unteritalien und es erblüht das Beneventanische. Hätte man in Rom früh Minuskel geschrieben, so wäre es wahrscheinlich zu dieser Entwickelung nicht gekommen. Von Norden her aber verbreitete sich seit saec. VIII siegreich die karolingische Minuskel und unterwarf im IX. und X. Jahrhundert Ober- und Mittelitalien."]

[2] [Es sei nur an den Sulpicius Severus, Verona XXXVIII (36), erinnert, der 517 in Verona geschrieben ist. Für alles Übrige verweise ich auf Traubes noch herauszugebende Geschichte der Halbunziale.]

[3] [Vgl. No. 331—356 meiner Liste, Vorl. u. Abh. I 248—253.]

[4] [z. B. in Verona XIII (11), XL (38).]

[5] St. Paul XXV d/67, Verona XL (38).

[6] Verona LXXXIX (85).

[7] MG. Poetae aevi Carolini II 665.

[8] Brief Hildemars an Pacificus in den MG. Epp. V 355—358.

Also der Vorrang des karolingischen Frankreich scheint mir gesichert. Wir müssen aber hier auch noch einen schnellen Blick auf dies Land selbst werfen, um der Anschauung zu widersprechen, als wäre da nun alles sehr uniform gewesen. Erstlich zerlegt sich das Bild, wenn man näher hinsieht, und schillert in vielen Farben. Dem Aussehen nach zerfällt die Schrift in verschiedene Zentren, die sich deutlich voneinander abheben; eine ganz einheitliche Schrift gibt es nicht; andererseits ist das, was gemeinsam ist, an und für sich zusammengesetzt aus der höchsten Mannigfaltigkeit. Das muß man sich immer genau vor Augen halten. Orléans, Reims, Tours, S. Denis, Corbie, S. Amand, Autun usw., diese einzelnen Bildungsstätten nehmen wohl die neue Richtung an, aber sie unterscheiden sich wieder durch große Eigenart, die sie beibehalten. Man hat also von verschiedenen Zentren zu reden, und wenn wir weiter gehen nach Deutschland, das ursprünglich unter insularem Einfluß stand, jetzt aber von Frankreich beeinflußt wurde, so treten hinzu Reichenau, St. Gallen, Fulda, Salzburg, die bayerischen Klöster im Zusammenhange mit Reichenau und St. Gallen, und viele andere Stätten, deren Charakteristika wir erst allmählich kennen lernen uud erschließen. Dann herrscht auch in dem Allgemeinen, allen Gemeinsamen große Stillosigkeit. Das hängt damit zusammen, daß die karolingische Kultur sich aus so verschiedenen Elementen zusammensetzt. In den karolingischen Handschriften findet man Elemente der verschiedensten Art: altchristliche (darin Griechisches — Nomina sacra), römische (die Kapitalschrift der späten Klassiker-Handschriften, Suspensionen), italienische, insulare, spanische Elemente (dies weniger, aber doch recht ersichtlich); die erstaunliche Vermischung aller Kürzungslehren. Das alles spiegelt sich wieder in der Schrift, im Aussehen der Handschriften, in den Abkürzungen, den Miniaturen usw., — und wenn wir von einem einheitlichen karolingischen Charakter reden, so müssen wir doch auch sagen, daß die karolingische Zeit an Stillosigkeit unserer Zeit gleicht, die aus allen Ländern ihre Bedürfnisse befriedigt. Wenn man ein illustriertes Werk in die Hand nimmt, das die Miniaturen jener Zeit zusammenstellt, so bekommt man den Eindruck, als ginge man durch verschiedene Länder und Zeiten. Also auch aus Frankreich konnten verschiedene Schriftarten verbreitet werden. Die Kunst, die Wissenschaft, die Sprache hatten im karolingischen Reiche eine durchaus peripherische Entwickelung, es war kein festes Zentrum da. Karl der Große hat nur überallhin Anregungen verteilt, keine so bestimmten Gesetze für diese Entwickelung erlassen, die doch nur von innen heraus entsteht.

Im ganzen Reiche herrschen Dialekte. Auch in den Miniaturen und in der Elfenbeinplastik kennen wir mehrere Schulen und Mittelpunkte. So steht es auch mit der Schrift, so mit der Wissenschaft. Karl hielt nicht dafür, daß die Handschriften nur am Hof verarbeitet und dann im ganzen Reiche maßgebend würden, die Handschriften wurden an die Klöster verteilt; er hatte keine Uniformität künstlich herbeiführen wollen. Ich habe versucht das in der Textgeschichte der Regula S. Benedicti[1] darzulegen.

Dennoch aber schließt sich das Bild einer gemeinsamen Schrift immer fester zusammen. Die Länder, die noch eine gewisse Selbständigkeit hatten, werden allmählich gewonnen für die karolingische Minuskel: im 11. Jahrhundert erlischt in England die angelsächsische Schrift, was man mit der normannischen Eroberung zusammengebracht hat, — sie hält sich aber für Heimisches noch lange Zeit und wird seit dem 16. Jahrhundert wieder in Drucken gebraucht gerade für die altenglischen Sprachdenkmäler; in Irland scheint die Tradition noch weniger erloschen zu sein —; im 12. Jahrhundert verschwindet in Spanien die toletanische Schrift. Bis ins 13. Jahrhundert hält sich die Beneventana. Man erkennt hier unschwer die Folgen großer politischer Bewegungen, man erkennt zugleich deren Tragweite.

Seit etwa 1200 ist die karolingische Minuskel in der Herrschaft. Es folgt die Entwickelung, die Blüte, die Überladung und Décadence der Minuskel.

Frankreich, die Heimat der mittelalterlichen Bildung, ist das maßgebende Land für diese Entwickelung. Man kann aber jetzt von keiner französischen Minuskel mehr reden, sondern von einer europäischen, einer Welt-Schrift. Denn was jetzt noch vorgeht, ist mehr oder weniger allen Ländern gemeinsam; bis zur Renaissance und unserer Zeit ist der Stillstand oder die Weiterentwickelung ziemlich gleichmäßig. Die gotische Richtung kommt in der Schrift auf. Die einheitliche Entwickelung der Schrift ist nun abhängig von den Universitäten und den Bettelorden, während Europa doch sonst so uneinheitlich ist.

Die Weiterentwickelung nach 1200 hat allein beobachtet W. Meyer.[2] Er hat eine besondere Eigenart der gotischen Schrift in wissenschaftlicher Weise zu erforschen begonnen.

---

[1] München 1898. [Vgl. besonders S. 79 (677).]

[2] Die Buchstabenverbindungen der sogenannten gotischen Schrift, Berlin 1897: Abhandl. d. Göttinger Ges. d. Wiss. N. F. Bd. I. — Buchstaben mit Bäuchen berühren sich immer, das wurde vor Meyer vollständig übersehen.

Wenn heute die mittelalterliche Schrift wieder in integrum hergestellt erscheint, so ist die Ursache die Bewegung der Humanistenzeit. Die Forscher, die Philologen griffen ein, nachdem die Schrift zu dem mehr Kursiven hinneigte, was die Deutlichkeit beeinträchtigte, und schraubten zurück. Sie suchen ihre Vorbilder in der karolingischen Minuskel. Die großen Drucker haben sich das gleiche gesagt sein lassen. Man ging auf alte Muster zurück und dem ist es zu verdanken, daß unsere lateinische Schrift im wesentlichen karolingisch ist. Die Humanisten glaubten freilich auf das wirkliche Alte zurückzugehen und nannten die Schrift *antiqua*; die andere Schrift nennen sie ‚langobardisch' d. i. willkürlich, seltsam; auch deshalb, weil man glaubte, die Langobarden hätten den Sturz des Römerreiches verursacht, Karl der Große sie wieder verdrängt.[1]

II. Die lateinische Sprache des Mittelalters.

Von der römischen Sprache im Mittelalter oder der lateinischen Sprache des Mittelalters beginnen wir nun zu reden. Aber bei unserer Betrachtung der lateinischen Schrift haben wir vieles bereits vorweggenommen, anderes vorbereitet.

Ich hatte zu zeigen gesucht, wie eine Weltschrift allmählich entstand. Aber diese war doch nur der Träger einer Weltsprache, wie sie damals tatsächlich herrschte. Die Weltschrift dauert dann freilich auch für die Volgari. Eine Weltsprache. Was ist das? Wie können wir uns das klarmachen?

Ich kann das bekannte Wort[2] umdrehen und sagen: was man im Alter wünscht, hat man in der Jugend die Fülle. Man sucht jetzt wieder, was man im Mittelalter hatte. Man sucht schon seit langem.

Leibniz († 1716), dies umfassendste deutsche Ingenium, gleich groß und merkwürdig als Philosoph, Historiker, Mathematiker, am größten als Organisator der Wissenschaft,[3] suchte schon nach einer

---

[1] Vgl. E. Bernheim, Paläographische Glossen: Historische Vierteljahrsschrift I 307ff. Die Ansichten über die Minuskel sind falsch, das andere ist sehr hübsch. Ausgezeichnet dann auch P. de Nolhac, La bibliothèque de Fulvio Orsini, Paris 1887.

[2] Vor dem 2. Teile von Goethes Dichtung und Wahrheit.

[3] Vgl. A. Harnack, Geschichte der Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. zu Berlin I (1900) S. 9 ff.

Universalsprache.[1] Eine Universalsprache: man hat da drei Möglichkeiten.

1. Man bildet eine. Man hat neuerdings die mehr scherzhaften Versuche (Volapük, Esperanto oder Lingua Internacia). Aber es ist ein Unsinn, etwas anderes zu verlangen als höchste Ausdrucksfähigkeit.[2]

2. Man kann eine lebende Sprache zur Weltsprache — erklären (Englisch, Französisch, Deutsch). Hier kommt der Streit der Nationen in Betracht. Solche Weltsprachen gibt es ja schon in der modernen Literatur; jede höhere Literatur wird nur in einer solchen Sprache möglich sein.

3. Man vermeidet die Rivalität und hält sich an eine tote Sprache, wo denn nur vom Lateinischen die Rede sein könnte. Man hat wohl gemeint, die lateinische Sprache würde vielleicht nicht imstande sein den feinsten Regungen des modernen Zeitgeistes zu folgen. Und doch hat sie sich stark entwickelt in der Rechtswissenschaft, in der Mystik u. a. Freilich in allem würde sie nicht genügen. Bestrebungen, die dahin zielen, das Lateinische wiedereinzusetzen in die Weltherrschaft, werden von vielen Seiten gemacht: Diels[3] appelliert an die bildungsdurstigen Elemente und nennt die lateinische Sprache das Hemmungs- und Unterscheidungsmittel zwischen Bildung und Unbildung. Gustafsson in Helsingfors will eine neue Sprache schaffen auf Grund des Lateinischen.[4] Bei Diels ist es die Liebe zum Humanismus, die ihn treibt. In Frankreich ist aus der Frage eine Tagesfrage geworden.[5]

---

[1] Vgl. H. Diels, Über Leibniz und das Problem der Universalsprache; SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1899, I 579—603.

[2] [Vgl. die Übersicht von H. Diels in der Deutschen Literaturzeitung 1907 Sp. 1669 ff.; A. Leskien und K. Brugmann, Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen, Straßburg 1907; L. Wiener, Universalsprachen: Internationale Wochenschrift 1907 S. 281—292, 307—318.]

[3] Über die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsere Zeit, in R. Helms Volkslatein, Leipzig 1905 (3. Aufl.), S. 9—18.

[4] [Vgl. Revue littéraire de Paris et de Champagne III 90 sqq.; J. R. Aubert, Le latin langue internationale, Reims et Paris 1906, p. 22 ss.; Praeco latinus 1902 p. 272 sq.; Finsk tidskrift LIV (1903) p. 140.]

[5] Vgl. Ch. André, Le Latin et le problème de la langue internationale, Paris 1903, desselben Aufsatz in der Revue internationale de l'enseignement XLIII (1902) p. 502—512, betitelt: Dans quelle mesure se sert-on encore du Latin, und die Rundfrage der Revue littéraire de Paris et de Champagne, s. die Antworten in Bd. III und bei R. Aubert, a. a. O. [Darin auch ein Beitrag von Traube, vgl. Bd. I p. XLIX. In knappster Form hat dort Traube folgende drei Sätze aufgestellt: 1. Das Lateinische wird immer dauern und ist in der Tat am geeignetsten Weltsprache zu sein. 2. Es ist

Wenn hier jeder gleich an das Lateinische denkt, so hat es seinen Grund darin, daß es so lange Weltsprache war.

Aber hier haben wir nun gleich zu unterscheiden: das Lateinische war Weltsprache in zwei Epochen, deren Geist verschieden war. Jetzt von der Ferne aus betrachtet zieht sich das zusammen. Es erwächst ein Bild erhabener, fast gewaltsamer Größe.

In zwei Epochen. Daß das Lateinische in die zweite — das Mittelalter — als Weltsprache eintrat, erklärt sich daraus, daß es diese Stellung in der ersten schon einnahm. Von dieser ersten ist zuerst zu sprechen.

Solange die römische Weltsprache dauerte, war oder wurde immer von neuem in den angegliederten Provinzen und Teilen des Reiches das Lateinische die offizielle Sprache; die Sprache des Rechtes und Gesetzes, der Verwaltung; auch die Sprache der Kulte;[1] dann die Sprache des täglichen Lebens; schließlich die Sprache der Literatur.[2]

Bestätigung und Belebung der Erkenntnis gewährt die Sprachgeschichte, das vergleichende Studium der romanischen Sprachen. Man denke an die Arbeiten seit Diez: an die Leistungen von G. Gröber,[3] Wilhelm Meyer-Lübke,[4] F. Mohl, dem kühnen Franzosen[5] usw.

---

nicht möglich und nicht nötig eine völlig gleichförmige Aussprache des Lateinischen durchzuführen. 3. Es ist wünschenswert, daß das Lateinische die Sprache der Gelehrten aller Länder bleibt.] Es gibt oder gab viele Zeitschriften zur Pflege der lateinischen Schriftsprache: *Praeco latinus* in Philadelphia, *Civis Romanus* in Bremerhafen, *Vox urbis* in Rom, *Phoebus nuntius* in Oxford, *Apis Romana* in Montlieu, *Alaudae* in Aquila.

[1] Vgl. F. Cumont, Pourquoi le Latin fut la seule langue liturgique de l'Occident: Mélanges Paul Fredericq, Brüssel 1904, p. 63 ss. [Vgl. dazu A. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums II² 267 ff., ferner Cumont, Les religions orientales dans le paganisme Romain, 2e éd. (Paris 1909) p. 32 et 321.]

[2] Über die Ausbreitung und Einbürgerung des Lateinischen in dieser ersten Epoche handelt: A. Budinszky, Ausbreitung der lateinischen Sprache über Italien und die Provinzen des römischen Reiches, Berlin 1881. — Hier ist das historische, direkt gewonnene Material zusammengestellt. [Dazu kommen jetzt die Arbeiten von Ludwig Hahn, Rom und Romanismus im griechisch-römischen Osten mit besonderer Berücksichtigung der Sprache bis auf die Zeit Hadrians, Leipzig 1906; Zum Sprachenkampf im römischen Reich bis auf die Zeit Justinians: Philologus, Suppl. X (1907) S. 675—718; Rom, Hellenismus und Orient: Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen 1908 S. 673—686.]

[3] Sprachquellen und Wortquellen des lat. Wörterbuches: Archiv f. lat. Lexikographie I 35—67; Vulgärlateinische Substrate: a. a. O. 204 ff.

[4] z. B. in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie I (1904—06) S. 451 bis 497: Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern.

[5] Introduction à la chronologie du latin vulgaire, Paris 1899.

Das Lateinische war in dieser römischen Zeit Weltsprache geworden: Volkssprache in Italien, Gallien, Spanien, auf den Inseln Sardinien und Sizilien; Literatursprache in noch größerem Bezirk: Britannien, Germanien, Afrika. Es blieben griechische Enklaven, z. B. Neapel und Massilia. Vor allem hatte die römische Eroberung nicht vermocht Griechenland, Kleinasien und Ägypten zu gewinnen. Diese Länder wurden römische Provinzen, behielten aber das Griechische bei. Die Römer trafen da auf fertige Verhältnisse. Neben der römischen Weltsprache steht, ja ihr voraus geht die griechische Weltsprache. Neben der Weltsprache des Westens steht die ältere des Ostens.[1]

Hier ist wieder zu unterscheiden. Wir machten schon für das Römische den Unterschied von Volks- und Literatursprache. Das Römische war in einem größeren Bezirk Sprache der Literatur als des Volkes. Ebenso das Griechische. Das herrschte als Sprache der Literatur in allen Ländern der griechisch-makedonischen Kultur und darüber hinaus und vor allem in Italien. Hier stoßen wir also auf ein neues Problem. Wir entnehmen für unsere folgende Betrachtung das Faktum, daß Volkssprache und Literatursprache nicht nur nicht sich deckende Begriffe sind, sondern bisweilen völlig getrennte. Es gibt Literatursprachen, die herrschen und von den Volkssprachen völlig verschieden sind. Ich greife nur die für uns wichtigsten Fälle heraus, sehe also z. B. vom Hebräischen und Sanskrit ab.

Wir haben da zuerst die *κοινή*.[2] Das Neugriechische — so möchte ich dieses Problem fassen — ist immer noch diese *κοινή*, eine Literatursprache, wie zu der Zeit, als Polybius, als die Byzantiner schrieben. Dann das Lateinische im Altertum und im Mittelalter, von dem wir absehen; wir wollen das ja gerade beleuchten. Wir haben dann das Beispiel des Arabischen. Das Arabische wurde Weltsprache, Literatursprache des islamitischen Ostens. Ursprünglich war das nur die Sprache der Nordaraber, dann wurde sie von den Südarabern anerkannt und seit der Zeit der Abassiden (750) Sprache des ganzen muhammedanischen Ostens, hauptsächlich der Perser.[3] An der arabischen Literatur partizipieren die eigentlichen Araber

---

[1] Vgl. Eduard Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung, Berlin 1902.

[2] Vgl. K. Krumbacher, Das Problem der neugriechischen Schriftsprache: Festrede gehalten in d. ö. Sitzung d. K. B. Akad. d. Wiss. zu München am 15. Nov. 1902.

[3] [W. Weyh macht mich darauf aufmerksam, daß die Perser freilich das arabische Alphabet unter einigen Veränderungen und Zusätzen angenommen, sich aber doch auch eine selbständige persische Literatur bewahrt haben.]

am wenigsten. Die weite Ausdehnung beweisen Sizilien und Spanien bis 1236, bis zum Fall Cordovas, womit die Blüte vorüber ist. Diese Literatur war durch und um den Koran herum entstanden, hing also mit der Religionsstiftung zusammen. Auch dies merken wir uns. Wichtig für uns ist, daß das Arabische in Europa neben dem Lateinischen stand. Weltsprache ist eben auch nur ein Begriff *cum grano salis.* Das Französische war Weltsprache im Zeitalter der Kreuzzüge, die Sprache der ritterlichen Gesellschaft und der französischen Dichtung, die allgemein vorbildlich wurde;[1] — auch dies ist zu merken wegen der Abgrenzung. Das war im 13. Jahrhundert. Dann noch einmal, im 17. und 18. Jahrhundert wurde wieder das Französische die allgemeine Sprache der Diplomatie, der Bildung, der wissenschaftlichen Prosa.

So vorbereitet treten wir an die zweite Periode des Lateinischen als Weltsprache heran. Hier in München sprach Bern. Joseph Docen, K. bayer. Hofbibliothekskustos und Adjunkt der I. Klasse der Akademie der Wissenschaften, am Stiftungstage der Akademie am 29. März 1815: „Über die Ursachen der Fortdauer der lateinischen Sprache seit dem Untergange des abendländischen Reiches." Damit kommen wir auf das neue Problem.

1. Charakteristik der lateinischen Sprache des Mittelalters.

a) Das kirchliche Element.

Die Betrachtung des Lateinischen im Mittelalter hat uns zunächst dazu geführt, einige Begriffe zu entwickeln: Volkssprache, Literatursprache, Weltsprache (Universalsprache). Dazu wird nun vor uns der Begriff der Kirchensprache entstehen.

Das Lateinische herrscht im Mittelalter als Schriftsprache, als Literatursprache, überhaupt als Sprache des gebildeten Verkehrs in Italien, Frankreich, Spanien, in Irland, England, Deutschland, später darüber hinaus auch in Skandinavien, Polen, Ungarn. Es war in gewissem Sinne eine Weltsprache. Es war sie durchaus, wenn man nur an die europäische Zivilisation denkt und dabei vom Arabischen und Griechischen absieht. Die Gebildeten konnten sich gegenseitig nicht nur überall mit der größten Leichtigkeit verständigen, sie konnten auch alle teilnehmen am Ausbau einer ihnen gemeinsamen Literatur. Es gab eine Weltliteratur im Sinne Goethes.

---

[1] Vgl. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, Berlin 1883, S. 9 und 499.

Eine seltsam aufregende Prophetie, ein ergreifendes Kirchenlied, eine zündende Satire, irgend ein Werk der großen Literatur (etwa ein Epos, z. B. die Alexandreis) wie auch der niederen (ein Rätsel, ein Schwank, eine Novelle) konnte mit Schnelligkeit und Leichtigkeit einen ganzen Erdteil durchlaufen. Das macht die lateinische Sprache des Mittelalters zu einer Weltsprache.

Doch möchte ich hier eine einschränkende Bemerkung machen. Es bestand diese Möglichkeit der Verständigung unter den Gebildeten an und für sich. Auf der anderen Seite findet man oft die größte Isoliertheit einer bedeutenden literarischen Stätte, das Fehlen eines literarischen Verkehres und Austausches, an den die neue Zeit gewöhnt ist. Ein Werk höherer Bedeutung dringt bisweilen über die Mauern des Klosters, in dem es entstand, nicht hinaus. Von sehr bedeutenden mittelalterlichen Erzeugnissen kennen wir oft nur eine Handschrift[1] — und oft hat es gewiß nur diese eine gegeben. Bisweilen ist das Original erhalten, was die Bedingungen, an die der klassische Philologe gewöhnt ist, sehr verändert und der Kritik andere Aufgaben stellt.[2] Der Möglichkeit eines so reichen und einheitlichen literarischen Lebens steht gegenüber die Wirklichkeit, die in unendlich viele Schulen sich zu zersplittern scheint — Schulen, die nun dadurch freilich eine sehr große innere Verwandtschaft zeigen und ein eigentlich verschiedenes Bild nicht aufweisen, weil ihre Lebensbedingungen im allgemeinen zu ähnlich waren: sie waren errichtet auf der Grundlage einer gemeinsamen Weltanschauung, die Produktion knüpfte an gemeinsame Vorbilder an.

Eine andere Einengung bedeutet zugleich eine Verbreiterung, Ausweitung. Das Arabische — um vom Jüdischen und Syrischen zu schweigen — verbindet die Antike und das Romanische mit der orientalischen Märchen-, Fabeln- und Novellen-Welt. Das Griechische — in Unteritalien — bringt viel weniger derartigen literarischen Schwung (Proverbien, Heiligenleben). Darüber später. Kein Homer, kein Sophokles kommt auf diesem Wege. Die Araber werden später Vermittler der wissenschaftlichen Literatur der Griechen, die im Mittelalter verloren gegangen war. 1085 wurde Toledo, ein Hauptsitz der arabischen Literatur, von Alfons VI. erobert. Dort blühte dann von 1150—1250 eine Übersetzerschule.

---

[1] Vgl. für die karolingische Zeit E. Dümmler im Neuen Archiv IV 97.

[2] Thietmar von Merseburg, Leo von Ostia, Richer, die St. Galler Literatur, Johannes Scottus. [Vgl. Traube im Vorworte zu E. K. Rand, Johannes Scottus, München 1906, p. V sq.]

Am meisten Aussicht auf weite Verbreitung hatte die mehr niedere Literatur, die nicht selten die schönste ist. Hier ist die Überlieferung häufig nicht schriftlich. Sie wurde getragen vom Spielmann[1] (*ioculator*, Goliarde, Mime), der aus der Erinnerung schöpfte, nicht aus einem Textbuche. Auch zu dem Volke der Fahrenden stellte die Geistlichkeit das größte Kontingent und die lateinische Sprache herrschte lange gerade im Vortrag dieser leichten und flüchtigen Ware. Wilhelm Scherer nannte diese Joculatoren „die Journalisten des Mittelalters". Große mündliche Verbreitung hatten aber auch ernste Lieder (Kirchenlieder, die Lieder Gottschalks); hier bietet oft jede neue Handschrift einen neuen Text, so daß man den Einfluß der mündlichen Überlieferung gut beobachten kann. Die Literatur der Sequenzen ergreift, von Frankreich ausgehend, alle Länder. Von den wissenschaftlichen Werken (Kommentaren zur Bibel, Streitschriften de sanguine et corpore, de praedestinatione usw.) kann man meist desgleichen eine große Verbreitung konstatieren und sie darin mit unseren Bibliothekswerken vergleichen.

Alles in allem haben wir also doch ein überraschend großartiges Bild und wir müssen versuchen Zug für Zug es zu verstehen.

Sehen wir uns nun den Komplex des mittelalterlichen Lateins, sein großes Dominium genauer an.

Die genaue Umschreibung dieses großen Reiches, in dem das Lateinische im Mittelalter herrschte, gibt zum Teil schon eine Antwort auf die Frage, die sich uns aufgedrängt hatte, nach den Gründen der Fortdauer des Lateins zu einer Zeit, als das römische Reich nicht mehr bestand, jene Frage also, die 1815 Docen aufwarf: Über die Ursachen der Fortdauer der lateinischen Sprache seit dem Untergange des abendländischen Reiches.

Das Lateinische bleibt Schriftsprache wie in Italien so auch in Spanien und Frankreich, den romanisierten Provinzen des Reiches. Es wird Schriftsprache in England. Das war ja ursprünglich auch romanisiert gewesen,[2] aber die Invasion der niederdeutschen Angeln, Sachsen und Jüten im 5. Jahrhundert hatte sowohl die ursprünglich keltische als die folgende römische Kultur ausgelöscht. Es entsteht nun seit dem 7. Jahrhundert eine bedeutende volkstümliche angelsächsische Literatur

[1] Vgl. H. Reich, Der Mimus, Berlin 1903 und P. von Winterfeld, Hrotsvits literarische Stellung: Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen CXIV (1905) S. 25—75. — Reich hat hier aus dem Altertum noch ein schauspielerisches Element hineingebracht; das geht vielleicht zu weit.

[2] Einzelne Namen in England, wie *-coln* = *colonia*, *chester* = *castra*, sprechen noch jetzt dafür.

in Poesie und Prosa (mit lateinischer Schrift), gleichzeitig aber kommt durch die Christianisierung Englands, also seit der Landung Augustins (596) in Kent, den Gregor der Große gesandt, die gelehrte lateinische Literatur, die von der ursprünglichen ganz unabhängig ist. Es entstehen Bistümer und Klöster, die Benediktinerklöster wohl erst seit dem Ende des 7. Jahrhunderts sind. Beda ist da ein Freund der volkstümlichen Literatur; er schreibt das Angelsächsische wie das Lateinische. Man achte auf diesen Gegensatz: zwei Sprachen ringen hier um die Palme.

Das Lateinische wird ferner Schriftsprache in Deutschland. Zum Teil ist Deutschland ja auch romanisiert gewesen. In Trier, Cöln, Mainz, Regensburg, Salzburg hatte römische Kultur geherrscht. Aber an diese römische Epoche schließt sich nirgends mit direkter Kontinuität die lateinische Literatur des Mittelalters; die Sprache hatte sich nicht erhalten. Wie in England war die Erinnerung an die römische Epoche bis auf einige Namen und monumentale Trümmer[1] weggefegt worden durch den Einbruch der Barbaren der verschiedenen deutschen Stämme. Sehr gut schildert das Abziehen der römischen Kultur Eugippius in der Vita S. Severini. Die lateinische gelehrte Schriftsprache kommt erst wieder durch die christliche Mission aus England und Irland (Bonifaz stiftet Fulda saec. VIII med., Willibrord Echternach saec. VIII, Gallus St. Gallen saec. VII in.), und dann dringt die gelehrte Bildung aus Frankreich durch die Merovinger und Karolinger über die Grenze. So tritt Deutschland später ein in die Literatur.

Hier wenden wir uns noch einmal nach Italien, Frankreich und Spanien zurück. Wir merken hier einen großen Unterschied. In diesen drei Ländern gibt es eine Kontinuität des Lateins und der lateinischen Literatur, es gibt kein Jahrhundert, aus dem wir nicht schriftliche Überlieferung haben. Auch die Art des Lateins ist charakteristisch: ein freies Spielen der Kräfte. Auf der einen Seite sehen wir die sich entwickelnden Vulgärsprachen, das Romanische, von dem man seit dem 6. Jahrhundert sprechen kann, wenn es auch erst seit dem 9. Jahrhundert und noch später in die Erscheinung tritt, auf der andern Seite das gelehrte, kunstvolle, schulmäßige, überlieferte Latein. Da fehlt es nicht an Austausch und Übergriffen. Vulgäre Formen dringen ein in die Sprache der Gelehrten, die sich nur mühsam aufrecht erhält gegenüber dem fort-

---

[1] Die Säule (Grabdenkmal) in Igel bei Trier, *Porta nigra* in Trier, der Eigelstein in Mainz, römische Stadtmauer in Köln u. a.; vgl. Koepp, Die Römer in Deutschland, Bielefeld 1905.

schreitenden Vulgäridiom, und auch umgekehrt. Die Barbaren, die damals dort herrschten, waren gezwungen sich von vornherein der lateinischen Sprache zu bedienen: Cassiodor richtet für Theoderich Erlasse an die Ostgoten in Italien, ebenso an die Westgoten in Spanien, die Franken, die Burgunden, später die Langobarden. Das Lateinische war Sprache der Bildung und Gesetzgebung. Diese Völker waren zum großen Teil zunächst Arianer. Man kann also nicht sagen, daß dies — die Aufrechterhaltung der römischen Sprache — schon mit dem Katholizismus zusammenhängt. Solange die Westgoten außerhalb des römischen Bannkreises waren, benutzten sie die Übersetzung des Bischofs Wulfila († 383), dessen Person ganz einsam in dieser Zeit dasteht, später erst vielleicht gotisch-lateinische, dann ganzlateinische Handschriften der biblischen Bücher.

Nicht gesprochen wurde bisher von Irland. Doch ist dieses Land, wenn auch überschätzt in seiner Bedeutung für die lateinische Literatur des Mittelalters und die Bewahrung der römischen Literatur während des Mittelalters, wichtig genug.

Es war nie römische Provinz gewesen, liegt auch, geographisch betrachtet, am meisten exzentrisch, außerhalb der römischen und der der römischen folgenden christlichen Sphäre. Das Christentum kam dorthin wohl schon vor dem 5. Jahrhundert, das hängt aber nicht mit einer von Rom ausgehenden Christianisierung zusammen, sondern Griechen waren die Träger dieses Gedankens. Erst im 6. Jahrhundert tritt Irland in Verbindung mit Rom. Mein Beweis dafür ist die Schrift, die auf einem Standpunkt steht, der dem Roms in den romanischen Provinzen des 6. Jahrhunderts entspricht. H. Zimmer[1] sucht eine viel frühere Romanisierung und Christianisierung zu beweisen. Aber das ist nicht richtig; mehr stimme ich mit Bury[2] überein.

Erst im 6. Jahrhundert wurde das römische Schrifttum in Irland bedeutend.

---

[1] Vor allem Pelagius in Irland, Berlin 1901. [Zimmer hat das schwierige Problem jetzt von neuem behandelt in seiner Studie „Über direkte Handelsverbindungen Westgalliens mit Irland im Altertum und frühen Mittelalter" (SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1909 S. 363—400, 430—476, 543—580, 582—613). Während er früher Südwestbritannien die Hauptrolle in der Vermittelung des Christentums und der klassischen und patristischen Literatur spielen ließ, betont und beweist er jetzt den großen Einfluß Westgalliens. Dieser Annahme würde wohl auch Traube zugestimmt haben.]

[2] The life of St. Patrik, London 1905. [Eine „universalhistorische, scheuklappenlose Leistung" nannte Traube diese Arbeit.]

Die lateinische Sprache ist in Irland verhältnismäßig am wenigsten eingebürgert, am meisten eine fremde Sprache, am wenigsten frei, so gelehrt auch die Iren, als Kenner des Griechischen z. B., sind. Sie sind im Mittelalter fast die einzigen, die eine Vorstellung vom Griechischen haben, und dieser griechische Einfluß liegt dem römischen voraus. Die lateinische Sprache ist den Iren ein fremdes Idiom. Das zeigt die seltsame Orthographie der lateinisch schreibenden Iren, dann die seltsame Worttrennung (*p-uncta*). Das hat kein Schreiber, der in der römischen Tradition stand, fertig gebracht. Hier ist zu bedenken, daß neben der Literatur in lateinischer Sprache bereits vorangeht eine originale keltische Literatur.[1]

Diese Erwägungen sind besonders wichtig, weil man Irland immer eine besondere Stellung in der Erhaltung der römischen Autoren während der Völkerwanderung vindiziert. Es habe die Stürme der Völkerwanderung nicht mitgemacht. Gut; es stand aber vor dieser Zeit und noch lange danach in keiner Verbindung mit der römischen Literatur. Es nützte also die Stille der Insel der Heiligen nicht so viel und leistete der Erhaltung der römischen Literatur nicht solchen Vorschub wie man gewöhnlich glaubt. Woher kommt diese falsche Annahme? Die Vorstellung entspringt daraus, daß viele Klassiker von insularer Hand geschrieben sind. Dadurch ist vielleicht der Anschein gegeben, als hätten sie etwas mit Irland zu tun, aber diese Literatur wurde erst auf dem Festlande von den Iren aufgefunden und mit großem Eifer in ihrer eigenen Schrift abgeschrieben.

Irland steht auch noch nach dem 6. Jahrhundert in kirchlicher Beziehung besonders da, es hat eine mehr monastische als episkopale, eine von Rom unabhängige Kirche, sonst aber spannt sich über Italien, Spanien (nachdem es saec. VI ex. ganz katholisch geworden), Frankreich (nach der Katholisierung), Deutschland und England eine feste geistliche Organisation, ein Netz von Kirchen und Klöstern, die von Rom abhängen. Und selbst die irische Kirche muß so bald wie möglich Frieden schließen mit Rom. Die irischen Missionare dringen überall auf den Kontinent und gliedern sich dem dortigen katholischen

---

[1] Die ältesten irischen Wörter finden wir in lateinischen Handschriften als Glossen beigeschrieben. Solchen Versuchen, für die das Lateinische nicht die Fortsetzung des Römischen, sondern mehr Fremdsprache war, verdanken wir auch die frühesten Kenntnisse des Althochdeutschen und Keltischen. Gelehrte übersetzten mit den Worten ihrer Muttersprache das, von dem sie glaubten, daß es nicht unmittelbar verstanden würde. Docen richtete zuerst nachdrücklich das Auge darauf für das Althochdeutsche; für das Keltische war hochbedeutend C. Zeuß.

Leben ein. Columba schreibt an Gregor den Großen äußerst demütig und erbittet sich dessen Schriften, um sich daran halten zu können.[1]

Hier rücken wir nun schließlich wieder dicht an die Frage: Wie wurde das Lateinische in der zweiten Epoche Schriftsprache?

Es folgen sich: das römische Weltreich, die auseinanderfallenden romanischen Provinzen, die werdende katholische Weltkirche.

Die römische Kirche bediente sich offiziell nur des Lateinischen, weil eine vollständige Koinzidenz eintrat mit der Anerkennung des Katholizismus als Reichskirche[2] und mit der Romanisierung des Reiches. Die Kirche hatte Teil an der Ausdehnung und Machtstellung des römischen Imperiums. So versteht man, wie das Lateinische im Westen Herrscher blieb und die Herrschaft immer neu befestigte. Die Kirchensprache, die Sprache des Gottesdienstes war das Lateinische.

Anders sieht das Bild im Osten aus. Die großen alten orientalischen Kulturen, z. B. das Altägyptische, Syrische, Armenische nehmen nicht die griechische Weltsprache als Kirchensprache an oder behalten sie nicht. Es fehlte dort die großartige politische und kirchliche Zentralisation des Westens. Adolf Harnack stellt in einem seiner letzten Werke[3] folgende wichtige Betrachtung an: „Untersuchungen darüber, wann in Rom und im Westen die Fortschritte des Hellenismus, vor allem der griechischen Sprache abnehmen und aufhören, sind mir nicht bekannt. Nach meiner beschränkten Kenntnis würde ich das Ende des 2. Jahrhunderts als Grenze setzen. Noch Marc Aurel hat seine Bekenntnisse griechisch geschrieben. Ähnlich Symptomatisches wird man später nicht mehr finden. Die sinkende Bildung, aber wohl auch die Natur der Dinge — die sich verbreitende Flutwelle wird immer seichter — hat dem Griechischen im Abendland ein Ziel gesetzt. Im 3. Jahrhundert fängt Rom an, das Griechische auszuscheiden; im Laufe des 4. Jahrhunderts wird es wieder eine rein lateinische Stadt. Was von Rom gilt, gilt auch von den Provinzen des Westens, sofern sie das griechische Element aufgenommen hatten, selbst von Süditalien und Gallien, obgleich hier der Prozeß länger

---

[1] [Vgl. den zusammenfassenden Aufsatz von L. Gougaud, L'œuvre des Scotti dans l'Europe continentale: Revue d'histoire ecclésiastique IX (1908) p. 21—46, 255—277.]

[2] Der Prozeß der Ablösung des Reiches von der alten Religion vollzog sich natürlich sehr allmählich. Das zu schildern ist hier nicht meine Aufgabe, vgl. Boissier, La fin du paganisme[2], Paris 1894; V. Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums, Jena 1887; O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, Berlin 1897.

[3] Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, Leipzig 1906 (2. Aufl.), S. 17 Anm. 2.

dauerte. Im 2. Jahrhundert hat man sich wahrscheinlich noch in jeder größeren Stadt des Westens mit Hilfe des Griechischen verständlich machen können; im 3. Jahrhundert wird der Fremdling, der nicht Latein verstand, dort bereits manchmal, wenn auch selten, auf Schwierigkeiten gestoßen sein; im 4. konnte der im Westen Reisende des Lateins gewiß nicht mehr entraten: nur in Südgallien und Unteritalien genügte sein Griechisch.“ Beiläufig möchte ich hier auf die biblischen Codices graeco-latini hinweisen. In das von Harnack gezeichnete Kulturbild wären sie einzuordnen wohl in dem Sinne, daß sie in Südgallien (Lyon), das ursprünglich ganz griechisch war und erst spät — eben im 4. Jahrhundert — zum Lateinischen überging, und in Sardinien[1] entstanden sind.

Es ist überhaupt hier zu unterscheiden zwischen Christentum und Kirche. Von vornherein war die Sprache des Christentums das Griechische auch im Westen. Vor dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. ist kein christliches lateinisches Schriftwerk entstanden.

Die feste Organisation, die das Christentum durch die katholische, die römische Kirche bekam, hemmte den Gebrauch der griechischen Sprache im Gottesdienste und sonst; und daneben geht das von Harnack geschilderte allgemeine Nachlassen der griechischen Bildung im Westen.[2]

Hätte es die straffe und großartige Organisation im Westen nicht gegeben, so hätte es anders werden können. Wie das Westgotische hätten die anderen Volkssprachen um Jahrhunderte früher mündig werden können, oder es wäre eingetreten, was Macchiavelli († 1527) in den Discorsi sopra la prima decà di Tito Livio II 5 andeutet. Er wirft da die Frage auf, was aus der Welt geworden wäre, wenn nicht das Latein, sondern eine andere Sprache die Sprache der Welt und der Zivilisation geworden wäre, und meint, dann wäre alles Ältere vergessen worden.

Goethe zieht, ohne Macchiavellis Worte zu kennen, in einer solchen Betrachtung[3] direkt das Griechische heran: „Bei dieser Gelegenheit läßt sich eine Betrachtung anstellen . ., welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der

---

[1] [Vgl. A. Souter, The original home of Codex Claromontanus: Journal of theological studies VI 240—243.]

[2] Vgl. darüber auch E. Norden in der Kultur der Gegenwart Teil I Abt. VIII S. 376 ff.

[3] Farbenlehre, histor. Teil, Weimarer Sophienausgabe II. Abt. Bd. 3, 201.

ateinischen verbreitet hätte." Das kann auch allgemein gefaßt werden, nicht nur für die Naturwissenschaften, wie hier bei Goethe, sondern allgemein wissenschaftlich.

Ein Schaudern faßt uns, wenn wir uns vorstellen, die christliche Religion hätte das Weltreich mit der originaleren griechischen Sprache gegründet, wenn wir denken, an Stelle des Virgil wäre gleich Homer, an Stelle des Livius Thukydides, an Stelle des Plato latinus gleich Aristoteles getreten!

Nun, es war anders gekommen. Und um es genau zu fixieren: Die Koinzidenz der kirchlichen Entwickelung mit der völligen Latinisierung, Wieder-Latinisierung des Westens und der Abstoßung des Griechischen hat das Lateinische zur Kirchen- und damit zur Weltsprache des Westens gemacht.

Die Kirche in dem wieder im wesentlichen lateinisch schreibenden Reiche konnte auch nur das Lateinische zulassen. Hierzu kommt ein anderes. Im 4. und 5. Jahrhundert entwickelt sich der Prinzipat des römischen Bischofs. Die Zentralisation aber der katholischen Kirche, Rom als Mittelpunkt der christlichen Kirche des Westreichs, bringt ein vollständiges Gleichmaß in den Gebrauch und die Weiterentwickelung der kirchlichen römischen Sprache. Aber darüber hinaus: die ganze Organisation dieser Kirche ist römisch, „ihre Tradition, ihr Kultus, ihre Sprache, — sogar ihr Recht waren römisch. Die lateinische Sprache ist durch die Kirche die allgemeine Sprache des Occidents geworden . . ., sie hat zur Absonderung des Occidents von dem Orient und zur Vereinigung der abendländischen Völker gedient." [1]

Als Antwort auf die Frage nach den Gründen der Fortdauer des Lateinischen ergibt sich demnach: Das Lateinische dauert fort als die offizielle Sprache der Kirche innerhalb des neuen christlichen Weltreiches. Rom nimmt eine Stellung ein als Mittelpunkt des Christentums wie früher als Mittelpunkt des Imperiums. Diese Verbindung der neuen Religion mit der alten Macht, dem alten Glanze, der an Rom hing, war ein Bindemittel für das große neu entstehende Weltreich und so auch für die neue Weltsprache, ein Bindemittel, wie man es sich stärker nicht denken kann. Die alten Traditionen des heidnischen Rom leben im christlichen fort, das ganze Mittelalter

[1] W. Sickel, Göttingische Gelehrte Anzeigen 1897 S. 837, derselbe Sickel, der die Stelle in dem Briefe des Nicolaus I an Michael vom Jahre 865 über den *insignis principatus* (Migne CXIX 932) mißversteht. [Nikolaus spricht nicht, wie Sickel meint, von der Fortdauer und Herrschaft der lateinischen Sprache, sondern sagt, mit dem Hebräischen und Griechischen habe das Lateinische *insignem principatum* gehabt *in titulo domini*, d. h.: auf der Inschrift des Kreuzes.]

wird beherrscht von der Vorstellung, daß in Rom die Seele der Welt wohne. Man erinnere sich hier an das Wort, das beeinflußt ist von den monumentalen Resten des Altertums: *Quam diu stabit Colyseus, stabit et Roma; quando cadet Colyseus, cadet et Roma; quando cadet Roma, cadet et mundus.*[1]

Es ist eine Frage für sich: wie — durch welche Bildungsmittel, durch welche Unterrichtsanstalten, durch welche Kunst und Anstrengung — die Sprache sich erhielt, gelehrt und fortgepflanzt werden konnte. Für den Augenblick genügt uns die Feststellung, daß es im Ursprung, in der Tradition und im ganzen Wesen der Kirche lag, die römische Sprache zu erhalten. Die Mittel, deren sie sich dazu bediente, d. h. bewußt bediente, oder die ihr dabei, ohne daß sie darum sorgte, zur Hilfe kamen, werden wir später erörtern, wenn wir uns von der Betrachtung der Sprache zur Betrachtung der Überlieferungsgeschichte und der Literaturgeschichte wenden. Wir lassen hier die Schulen (der Rhetoren), die Klöster, die Bistümer, die Fürstenhöfe, an denen das Studium der Sprache gedeihen konnte, außer acht; wir werfen nur einen Blick auf die Sprache selbst, die wir als auf irgendeinem Wege gelehrt und gelernt vorderhand voraussetzen.

Die beste Charakteristik der lateinischen Sprache des Mittelalters ist vielleicht ein Bild, das ich einmal gelesen habe.[2] In diesem Bilde wurde die lateinische Sprache als das, was sie ist, als eine tote bezeichnet; aber wie nach dem Glauben des Volkes Haare und Nägel des toten Menschen noch weiter wachsen, so meine man auch an dieser toten Sprache noch eine gewisse Weiterbildung zu spüren.[3] Aber diese Ahnung, diese leichte Spur oder besser dieser täuschende Schein des Lebens wird unendlich vergröbert und gefälscht, wenn man sich darin gefällt, nach Analogie etwa von Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch (oder Griechisch oder Englisch) von einem Mittellatein zu reden.

Wir haben uns vielmehr über die älteren Elemente Rechenschaft abzulegen: das kirchliche, das volkstümliche, das profane.

---

[1] [In Beda zugeschriebenen Kollektaneen, Migne, Patrol. lat. XCIV 543.]

[2] Bei de Lagarde.

[3] *Nos in una lingua, Latina scilicet, ab infantia exercitamur nec tamen eam ad plenam discere vel perfecte proferre valemus,* Caes. Heisterb. Homiliae festivales, ed. J. A. Coppenstein (Köln 1615) p. 111. Lorenzo Valla († 1465) sagt in den *Elegantiae linguae latinae,* daß schon seit Jahrhunderten nicht mehr lateinisch gesprochen, ja nicht einmal verstanden werde (vgl. D. Reichling, Das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei p. LXXXIV). Aber er polemisiert da und meint vielleicht reines Latein.

Das Latein des Mittelalters ist zunächst eine hauptsächlich gelehrte und künstliche Aufrechterhaltung des älteren Lateins aus seiner letzten Lebenszeit, also des Spätlateins, im besonderen wieder des Lateins, in dem die kirchlichen Denkmäler abgefaßt waren, die Übersetzungen der Bibel, die liturgischen, die großen theologischen Werke, die Rechtsbücher (Canones). Hierbei ist zu bemerken, daß in jenen Werken vielfach Übersetzungsliteratur vorliegt. Es sind Übersetzungen aus dem Griechischen, teilweise wie bei der zweiten Übersetzung des Hieronymus aus dem Hebräischen. Es sind ferner sehr wörtliche Übersetzungen. Das brachte der geheiligte Inhalt, von dem man auch kein Wort missen wollte, mit sich. Selbst Hieronymus, der doch freier die Bibel übersetzen wollte, ist ganz gebunden.[1] Ihm gingen ältere sklavische Übersetzer voran, deren Texte bereits tief ins Volk gedrungen waren. Man kann nicht anders sagen, als daß viele dieser lateinischen Übersetzungen im wesentlichen unlateinisch waren, fast ebensosehr da, um diesen Fall ins Auge zu fassen, wo sie einen griechischen Ausdruck im wesentlichen beließen — wie die christlichen Gemeinden es in vielen Fällen taten und tun mußten: *ecclesia, apostolus, presbyter* — als wenn sie einen lateinischen dafür einzusetzen strebten. Ein griechisch-orientalischer Schimmer liegt auf diesem Latein. Das bezieht sich besonders auf den Wortschatz, aber diesen im höchsten Sinne genommen: auf die ganze Begriffsbildung und auf die Syntax. Hier ist es namentlich die Parataxe und der Parallelismus,[2] die etwas Fremdes hineinbringen. Aber zusammen mit dem Gedankeninhalt, mit der neuen Weltanschauung vererbte sich diese an und für sich sprachwidrige Form, drang in die Kreise der Bildung, ja wurde schon sehr bald bis zu einem gewissen Grade volkstümlich.

Ich könnte hier eine fast vollständige Parallele mit der Entwickelung der Schrift ziehen. Auch hier die starke Einwirkung des Griechischen (und zum Teil des Hebräischen), herrührend von der möglichst getreuen Übertragung des Aussehens griechischer Bibel-Handschriften auf die lateinischen Handschriften, die man ausarbeitete. Der eigentümliche Hauch, der unverkennbare Schimmer des Neuen, der auf diesen Denkmälern liegt, die doch im wesentlichen das alte Material benutzen, rührt von dem Medium her, das sie durchlaufen haben, er stammt aus dem östlichen Kulturkreis.

---

[1] Im Prolog zu den Evangelien klagt er: *Pius labor sed periculosa praesumptio . . . canescentem mundum ad initia retrahere parvulorum.*

[2] Vgl. Th. Wehofer, Untersuchungen zur altchristlichen Epistolographie, Wien 1901: SBer. d. Kais. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. Bd. CXLIII no. XVII.

Dies Fremde, Unorganische haftet nun auch auf immer der Sprache an, zunächst nur, wo sie wieder in den Dienst ähnlicher Vorstellungen tritt, in einer speziell geistlichen, theologischen Literatur, dann aber überhaupt überall, so daß sie einfache Gedanken abbiegt, um das gebrauchte Wort an die biblische Sprache anklingen zu lassen.[1]

Eine interessante Frage ist: Wie dachte denn das Mittelalter selbst über das neugewachsene große Gebilde des Lateinischen, hatte es eine Vorstellung von der Weltsprache, hatte es Gedanken über die Entstehung und Fortbewahrung? Isidor von Sevilla († 636) hat wohl eine Vorstellung davon, daß die letzte Phase des Lateins ganz eigenartig ist. Er unterscheidet vier Zeitalter des Lateinischen[2]: *lingua prisca* (Zeit der Salier), *lingua Latina* (Zeit der XII Tafeln), *lingua Romana* (seit Naevius), *lingua mixta* (die Sprache des Mittelalters seit dem Einfall der Barbaren). Das war im 7. Jahrhundert. Im 13. Jahrhundert haben wir Zeugnisse dafür, daß man sich bewußt war, daß durch das Lateinische die Völker ein gemeinsames Band umschlang. *Latini* bezeichnet da die Gemeinschaft aller derer, die im Westen Lateinisch schreiben, so öfter bei Roger Bacon.[3] Dante legt sich in *De vulgari eloquentia* (I, 9) das Problem des Ursprunges der Sprachen vor. Die Vulgärsprachen des Westens stellt er in Gegensatz zur Grammatik, d. i. für ihn das Lateinische. Sie sind nach ihm seit dem Turmbau zu Babel entstanden. Als aber die Sprachverwirrung zu unbequem wurde, erfand man, um die Volkssprachen zu regeln, *de communi consensu multarum gentium* die Grammatik.

---

[1] [Um einen Begriff von dem Charakter der lateinisch-biblischen Sprache zu geben, las Traube die ersten Verse der Genesis in der Ausgabe Sabatiers, gab den griechischen Paralleltext dazu und knüpfte dann einzelne sprachliche Bemerkungen an *abyssus, firmamentum*, erörterte die Parataxe u. a.]

[2] Etymol. IX cap. 1, 6. Was dafür seine Quelle war, ist für jetzt nicht bekannt. Ohne Quelle sagt er eigentlich nie etwas.

[3] Vgl. C. Schaarschmidt, Johannes Saresberiensis, Leipzig 1862, S. 108 und C. Nolan, The greek grammar of Roger Bacon, Cambridge 1902, p. XXXVIII sqq. — *Franci qui Latini verius appellantur, — Franci-Latini* Gattungsbegriff für die in den Kreuzzügen beteiligten Völker und *terra Francorum* für die Kreuzfahrerstaaten; vgl. H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge S. 109 und 522. In dem von Prutz zitierten *Tractatus de locis et statu terrae sanctae: Latini etiam in varias gentes dividuntur sc. Alamannos, Ispanos, Gallos, Italicos et ceteras gentes quas parit Europa.* Auch schon bei Adelard von Bath (*De eodem et diverso* ed. H. Willner, Münster 1903, p. 32) steht *Latini* so im Gegensatz zu *Graeci* oder *Barbari.*

Ich kann hier nicht weitergehen und die Entwickelung und Eigenart des kirchlichen Lateins im einzelnen vorführen. Ich gebe noch das Handwerkszeug; lächerlich wenig Gutes ist freilich darüber gearbeitet worden.

Über das kirchliche, biblische Latein[1] unterrichten:

G. Koffmane, Geschichte des Kirchenlateins, Breslau 1879 bis 1881. Leider nur zwei Hefte des ersten Bandes.

J. Felder, Die lateinische Kirchensprache nach ihrer geschichtlichen Entwickelung, Feldkirch 1905.

F. Kaulen, Handbuch zur Vulgata, eine systematische Darstellung ihres lateinischen Sprachcharakters, Mainz 1870, 2. Auflage (mit leicht verändertem Titel) Freiburg 1904.

H. Rönsch, Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der urchristlichen Itala und der katholischen Vulgata unter Berücksichtigung der römischen Volkssprache, durch Beispiele erläutert, Marburg 1868, 2. Auflage 1874.

C. Sittl, Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft Bd. LXVIII (1892) S. 239—242.

P. Corssen, Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft Bd. CI (1900) S. 75—83.

F. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache, Stuttgart 1845.

K. Weinhold, Die gotische Sprache im Dienste des Christentums, Halle 1870.

B. Kahle, Die altnordische Sprache im Dienste des Christentums, Berlin 1890.

Mac Gillivray, The influence of christianity on the vocabulary of old English I (Halle 1902).

Miklosich, Die christliche Terminologie der slavischen Sprachen, Wien 1875.

Man kann sagen: Koffmane betrachtet das Kirchenlatein vom Standpunkte der klassischen Philologie, Raumer und die andern betrachten es vom Standpunkte der Vulgärsprachen.

Es bleiben noch die Ausgaben zu nennen, die Ausgaben der biblischen Bücher in lateinischer Übersetzung, und die Schlüssel, die wir für diese Ausgaben besitzen. Das ist nötig wegen der zahlreichen mehr oder weniger wörtlichen Anspielungen, Entlehnungen und Zitate, die man überall trifft und wegen der Annäherung dessen, was man

[1] [Vgl. auch die Literaturnachweise im Dictionnaire de la bible IV (Paris 1908) col. 97 sq.]

sagt, an den Wortlaut der Bibel. Auch die biblischen Übersetzungen vor Hieronymus muß ich dabei einbeziehen, die Itala. Es hat jedenfalls mehrere Übersetzungen gegeben und die Vulgata des Hieronymus ist dann nicht mit einem Schlage durchgedrungen, vielmehr lebten die früheren Texte fort. Besonders durch Palimpseste sind alte Stücke hiervon erhalten. Die grundlegende Sammlung der Reste (ganze Handschriften, Fragmente, Zitate, — also alles dessen, was vor 382 liegt) stammt von Petrus Sabatier, einem Benediktiner der Maurinerkongregation: *Bibliorum sacrorum latinae versiones antiquae,* Reims 1743. Seitdem hat man nichts für die Sammlung getan, neue Sammlungen wurden nicht angelegt. Das ist eine Aufgabe der Zukunft. Eine neue Ausgabe der älteren lateinischen Übersetzungen des Alten Testaments ist geplant von der K. B. Akademie der Wissenschaften und Ph. Thielmann (früher in Landau, jetzt in Nürnberg) übertragen worden, der auch schon begonnen und einen Bericht über seine Arbeiten eingereicht hat.[1] Es handelt sich freilich nicht um eine wirkliche Sammlung dessen, was aus der Zeit vor Hieronymus überhaupt vorhanden ist, sondern nur um einzelne Bücher des Alten Testaments (Sapientiae, Sirach, Esther, Tobias, Judith).

Dann folgte die Vulgata (textus receptus) des Hieronymus, der sich sehr an die alten Werke anlehnte. Auch hier steht es schlecht mit den Ausgaben.[2] Nicht einmal für das Neue Testament sind wir ganz gedeckt durch das von Wordsworth und White bearbeitete *Novum testamentum domini nostri Jesu Christi latine*, Oxford 1889—1898 und 1905. Erschienen sind die Texte der Evangelien und der Apostelgeschichte. Diese Ausgabe ist immer besser geworden, die Schwierigkeiten sind aber noch nicht ganz besiegt. P. Corssen, ein sehr tüchtiger Gelehrter in Berlin, wird wohl eine Ausgabe liefern, welche die englische übertrifft.

Was nun noch zu nennen ist, um eine ganze Bibel herzustellen, ist folgendes:

Für das Alte Testament ist man noch angewiesen auf die Ausgaben von Hieronymus' Werken von Martianay[3] und Vallarsi.[4]

---

[1] Bericht über das gesammelte handschriftliche Material zu einer kritischen Ausgabe der lateinischen Übersetzungen biblischer Bücher des alten Testamentes: SBer. der philos.-philol. u. d. hist. Klasse d. K. B. Akad. d. Wiss. zu München, Jahrgang 1899 Bd. II (1900) S. 205—243.

[2] [Eine kritische Ausgabe bereitet jetzt der Vatikan vor.]

[3] Paris 1693—1706.

[4] Verona 1734—1742.

Außerdem haben wir vom Alten Testament die Lesarten einzelner Handschriften und einen Abdruck des Codex Amiatinus bei Tischendorf-Heyse, Leipzig 1873. Für das Neue Testament ist heranzuziehen die griechisch-lateinische Ausgabe von K. Lachmann (und Ph. Buttmann), Berlin 1842—1852. In der Einleitung findet sich Lachmanns berühmte Abhandlung über die *recensio* und *emendatio*, — ein grundlegendes Werk der neueren Philologie. Beim lateinischen Texte zog Lachmann hauptsächlich den Fuldensis heran. Es ist das aber gar kein eigentlicher Vulgatakodex, sondern eine Evangelienharmonie, die lateinische Übersetzung des Diatessaron von Tatian. Die einzelnen Stellen sind so zusammengefügt, daß sie eine fortlaufende Erzählung geben. Wir bekommen die Evangelienharmonie mit den Worten des Hieronymus und dann genau in Hieronymus' Übersetzung nur die Briefe und die Apostelgeschichte.[1] Anno 546 wurde die Handschrift vom Bischof Viktor von Capua revidiert.

Um nun die Geschichte der Übersetzungen und besonders die der Verbreitung der Übersetzungen und die mannigfaltige andere Literatur genau kennen zu lernen, sind wichtig:[2]

P. Corssen, Bericht über die lateinischen Bibelübersetzungen: Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft Bd. CI (1900) S. 1—83.

S. Berger, Histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du moyen-âge, Paris 1893. Ungemein wertvoll, obgleich der Inhalt dem Titel nicht ganz entspricht, sondern eigentlich nur eine Geschichte der Bibelübersetzungen in der karolingischen Zeit gegeben wird; auch das nicht immer ganz gründlich und ganz umfassend, aber sehr anregend. Auch für die Geschichte der Paläographie ist das Werk von großer Bedeutung.

In der Sprache des Mittelalters ist alles nach der biblischen Seite hin abgewogen. Uns ist die Bibel nicht mehr so geläufig; wir brauchen daher Hilfsmittel, die Konkordanzen. Es gibt Real- und Verbalkonkordanzen, Sammlungen aller Stellen, die einen bestimmten Begriff

---

[1] Ed. E. Ranke, Marburg 1868.

[2] [Von neueren Werken seien namentlich erwähnt J. Chapman, Notes on the early history of the vulgate gospels, Oxford 1908, und H. v. Soden, Das lateinische Neue Testament in Afrika zur Zeit Cyprians, Leipzig 1909. Durch Übersichtlichkeit in der Zusammenstellung der Handschriften-Literatur zeichnen sich aus die Artikel von Kennedy, The old latin versions im Dictionary of the bible III (1900) p. 47—62 und Méchineau, Versions Latines de la bible im Dictionnaire de la bible IV (1908) col. 96—123. Weniger befriedigt die Behandlung der Manuscrits bibliques von F. Prat im letztgenannten Dictionnaire IV 666—698.]

oder ein bestimmtes Wort enthalten, so daß, der Reihe nach durch alle biblischen Schriften geführt, jede einzelne Stelle ausführlich abgeschrieben und das Zitat aus der Bibel beigefügt wird. Besonders gehen uns hier die Verbalkonkordanzen an, bei denen man wieder unterscheidet zwischen denen, welche die *dictiones indeclinabiles* haben oder nicht haben. Die erste Konkordanz für die Vulgata reicht ins 13. Jahrhundert zurück. Der Dominikanerkardinal Hugo de S. Caro soll sie angelegt haben mit Unterstützung von 500 Dominikanern.[1] Am meisten benutzt wird jetzt:

Dutripon, Vulgatae editionis bibliorum sacrorum concordantiae, Paris 1838.

Auch zu Dante, Shakespeare, Homer, zur Septuaginta, zum griechischen Neuen Testament, zum Psalter[2] gibt es jetzt Konkordanzen. Sehr nötig sind solche Schlüssel für die großen Kirchenväter: Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Gregorius. Was die Ausgaben von den Maurinern bis zu den Wienern in den Indices bieten, genügt nicht. Einiges ist aus früherer Zeit vorhanden. Für Ambrosius das *Milleloquium Ambrosii* (Lyon 1556) von dem Augustiner Bartholomaeus von Urbino (1347—50). Für Augustinus desselben Bartholomaeus *Milleloquium Augustini* (Lyon 1555). Dann Lenfant (O. S. D.), *Concordantiae Augustinianae sive collectio omnium sententiarum quae sparsim reperiuntur in omnibus S. Augustini operibus ad instar concordantiarum sacrae scripturae,* Paris 1656—65. Das Werk ist sehr selten geworden, sollte darum neu herausgegeben werden.

Damit beschließen wir die Betrachtung des kirchlichen Elementes.

b) Das volkstümliche Element.

Wir kommen nun zum volkstümlichen Element in der lateinischen Sprache des Mittelalters.

Hätten die Völker der römischen Provinzen beim Beginn der Herrschaft des Christentums ein aus der römischen Sprache degeneriertes oder entwickeltes, aber einheitliches Sprachorgan besessen, — ohne Frage, die Kirche, die gerade zu dem niederen Mann reden wollte, hätte sich dieser Sprache, einer vulgären also, bedient. So aber mußte sie die Schriftsprache, von deren Verständnis die einzelnen Teile des römischen Reiches sich bereits weit entfernt hatten, zu ihrem Organ machen, und die Literatur der neuen Kirche wurde nicht

---

[1] Vgl. C. R. Gregory in der PRE.[3] X 695 und 699 ff.

[2] Ecker, Porta Sion, Trier 1903.

populär, wie sie es sein wollte, sondern exklusiv, wie sie es unter diesen Umständen werden mußte.

Wenn man nun doch von einem volkstümlichen Element reden kann, so hat es damit folgende Bewandtnis: Das Schriftlatein ist die offizielle Sprache der Kultur. Die lateinischen Idiome der einzelnen Teile des Reiches, die Sprachen der Völker, entwickeln sich langsam, aber stetig zu eigenem Leben. Seit dem 6. Jahrhundert kann man wohl von der Existenz der romanischen Sprachen reden, die freilich viel später in die literarische Erscheinung treten. Auch ohne daß man es will, geht es da nicht ohne Grenzverletzungen ab. Die Sprache der Gebildeten nimmt Ausdrücke des Volkes auf, die Sprache des Volkes, wenn sie sich schriftlich irgendwo will vernehmen lassen, affektiert den korrekten Ausdruck der Alten. So entsteht ein jahrhundertelanger Kampf in der lateinischen Sprache. Und gerade hier zeigen sich die trügerischen Spuren eigenen Lebens, von denen wir gesprochen haben.

Doch dies will ich wieder durch ein Beispiel klar machen, das zugleich zeigt, wie das Vulgäre hier meist dem einfach grammatisch Fehlerhaften sehr nahe steht und wie die Aufgaben eines Herausgebers, eines mittelalterlichen Philologen beschaffen sind, welche Wege er zu gehen hat.

1817 erwarb die Kgl. Bibliothek in Berlin die reichen Handschriftenschätze des Legationsrates von Diez. Die wertvollsten Handschriften hatte Diez erworben aus der Bibliothek des niederländischen Philologen Laurens van Santen († 1798), der Properz, Terentianus Maurus und Callimachus herausgegeben hatte.[1] Darunter ist eine aus dem 8. Jahrhundert, eine Zierde der Berliner Bibliothek, die im Zusammenhang noch nicht gewürdigt wurde, eine Handschrift, über die man ein Buch schreiben könnte (Diezianus B. 66). Sie gibt den unmittelbarsten Reflex der Reformbestrebungen Karls des Großen auf literarischem Gebiete. Die förmliche Renaissance der Wissenschaften und Künste, die man von diesem Kaiser ableitet, ging von den Gelehrten aus, die Karl an seinen Hof gezogen hatte. Sie kamen aus den Ländern, wo sich mehr Kultur erhalten hatte als im Frankenreiche, es waren Iren, Angelsachsen, Westgoten, Langobarden. Mit ihrer Hilfe kam die Hofschule zu einer für die damalige Zeit hohen Blüte. Die Hofschule war für die Beamten und Geistlichen das, was wir Gymnasium und Universität nennen zugleich. Karl selbst nahm

[1] Vgl. ADB. XXX 303 f.

an den Bestrebungen des Instituts, das nicht zu modern gedacht werden darf, lebhaftesten Anteil, tat mit als Lernender und Lehrender. Der Codex Diezianus ist nun eine Handschrift, die von den verschiedenen Schülern der Hofschule geschrieben wurde. Sie zeigt, was diese Leute beschäftigte, welche Schriften sie lasen und wie sie auf Grund ihrer Lektüre von diesen zu eignen Versuchen fortschritten, vornehmlich zu lateinischen Hexameten. Unter diesen sind sehr fehlerhafte, sprachlich sowohl als metrisch; besonders die eines bestimmten Schreibers, den man passend als einen karolingischen Lateinschüler bezeichnen könnte. Der letzte Herausgeber[1] hat ihm die Fehler verbessert, als wäre er der Lehrer, der das Exercitium zu korrigieren hätte. Aber der Wert dieses Schriftstückes besteht gerade in diesen zum Teil unverbesserlichen Fehlern. Die Verse behandeln das Thema: Grüße werden gesandt an einen fremden Gelehrten. Alles ist von unfreiwilliger Komik. Es ist ein Gemisch von gelehrten Erinnerungen, grammatisch nicht richtigen Strukturen und volkstümlichen Wendungen und Wörtern. Das Gedicht schließt mit den Worten:

Me tetigit Carulus dominus de cuspide pinnae
Errore confectus scriptio nostra fuit.

Es ist Karl selbst, dem der Knabe — er hieß *Fiducia* — die Scription vorgelegt hatte. Von ihm hatte er seinen Rüffel schon erhalten, denn wie er sagte: *errŏre* (statt *errōre*) *confectus* (statt *confecta*) *scriptio nostra fuit.* Er schreibt z. B. *padulis*, der Herausgeber verbessert *paludis.* Aber *padulis* — Fiducia ist Romane — ist die vulgäre Form,[2] im Italienischen *padule.* Er wechselt ferner ganz ungeschickt in der Anrede mit Du und Sie. Auch das ist mißverstanden und herauskorrigiert worden, — genug, alles was dazu hätte beitragen können, den Charakter der Schriftstücke zu erkennen.

Wir stehen bei der Erörterung des volkstümlichen Elementes. Hier sind wir auf die eigentümliche Schwierigkeit gestoßen, die darin liegt, daß sich mit dem eigentlich Volkstümlichen gewöhnlich das einfach Ungeregelte, Ungrammatische paart. Wir sahen, daß es schwer ist, die Grenze zu ziehen. Damit hängt die Frage zusammen, die wir aufwerfen müssen:

---

[1] E. Dümmler, MG. Poetae aevi Carolini I 76.

[2] [Vgl. G. Gröber im Archiv für lateinische Lexikographie IV 425 und D. Behrens, Über reciproke Metathese im Romanischen (1888) S. 97. Auch das Spanische, Portugiesische, Sardinische und Rumänische setzt, nach M. Förster, ein *padulis* voraus.]

Gibt es für das Volkstümliche — das an die Vulgärsprachen Anklingende und die einfachen Entgleisungen — Hilfsmittel? Kann es sie geben? Nein, für jeden Schriftsteller, für jeden Text des Mittelalters erwächst eine neue eigens zu lösende Aufgabe. Mit steter Berücksichtigung dessen, was im Vulgären nachgewiesen oder möglich ist, muß man vorgehen bei der Beurteilung dessen, was man überliefert vorfindet und was abweicht von den klassischen Doktrinen.[1] Vorzüglich ist diese Aufgabe gelöst von M. Bonnet, Le Latin de Grégoire de Tours, Paris 1890. Solche Übersichten verlangt die Wissenschaft.[2] Es gehört ja auch sonst in der Philologie zum Verständnis eines Schriftstellers, daß man sich Grammatik und Lexikon selbst besorgt. Jeder redet ein bißchen seine eigene Sprache und kann verlangen, daß er nach seinem Sprachgebrauch verstanden wird. Wenn man eine schriftstellerische Persönlichkeit behandelt, muß man sie nach ihrer eigenen Sprache zu verstehen suchen. Das geschah auch in den großen Tagen der klassischen Philologie. Man erinnere sich an K. Lachmanns Vorarbeiten zu Catull. Einen Index plenissimus hat er sich freilich noch nicht angelegt, jedoch einen ausführlichen Index verborum.

Aber für das Mittelalter, für die Zeiten besonders des Übergangs liegt die Sache viel schwieriger. Hier stehen wir immerfort vor dem oft ganz unlöslichen Problem: ist das, was wir lesen, die Sprache des Schriftstellers oder seiner Abschreiber, deren Bildungsgrad oft sehr verschieden von der Bildung des Schriftstellers war, auch wenn sie zeitlich gar nicht weit auseinander liefen?

Um bei Gregor von Tours stehen zu bleiben, so hat W. Meyer aus Speyer neuerdings[3] die These aufgestellt, daß Venantius vulgärer schrieb als die Ausgaben es zeigen, Gregor weniger vulgär, daß nicht die letzte Fassung der Frankengeschichte vorliege, sondern ein Konzept, mehr eine Sammlung von Notizen, ausgearbeitet von den Schreibern. Wenn Meyer sich dabei den Einwurf macht: Allerdings drückt Gregor selbst seinen geringen Respekt vor der Grammatik aus, so ist ein Notabene dazu nötig. Die übrigens grandiose Stelle[4] lautet so:

---

[1] [Vgl. für diese Fragen W. Meyer-Lübke im Grundriß der romanischen Philologie I² S. 451—497.]

[2] [Für Alcimus Avitus ist die Arbeit geleistet von H. Goelzer, Le Latin de S. Avit, évêque de Vienne (450—526), Paris 1909.]

[3] Der Gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus, Berlin 1901: Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen IV 5. — Fortunat kam 565 aus Italien nach Frankreich, war ein Zeitgenosse und Freund Gregors.

[4] ed. H. Omont, Paris 1886, p. 1 und 4. [Traube las dann auch noch W. Giesebrechts Übersetzung vor und erklärte die Abschnitte.]

Decedente atque immo potius pereunte in urbibus Gallicanis liberalium cultura litterarum, cum nonnullae res gererentur vel recte vel inprobae, ac feretas gentium desaeviret, regum furor acueretur, aeclesiae inpugnarentur ab hereticis, a catholicis tegerentur, ferveret Christi fides in plurimis, tepisceret in nonnullis, ipsae quoque aeclesiae vel ditarentur a devotis vel nudarentur a perfidis, nec repperire possit quisquam peritus dialectica in arte grammaticus, qui haec aut stilo prosaico aut metrico depingeret versu: ingemiscebant saepius plerique, dicentes: ‹Vae diebus nostris, quia periit studium litterarum a nobis, nec repperitur in populis, qui gesta praesencia promulgare possit in paginis.› Ista etenim atque et his similia iugiter intuens dixi, pro commemoracione praeteritorum, ut noticiam adtingerent venientum, etsi incultu effatu, nequevi tamen obtegere vel certamena flagiciosorum recte viventium; et praesertim his inlicitus stimulis, quod a nostris fari plerumque miratus sum, quia philosophantem rhetorem intellegunt pauci, loquentem rusticum multi. Und: *Prius veniam legentibus praecor, si aut in litteris aut in syllabis grammaticam artem excessero, de qua adpaene non sum imbutus.* Das ist nun aber nicht so ernst zu nehmen. Derartige Entschuldigungen gehörten zum Stil, derartige Anklagen und scheinbaren Unterschätzungen oder Ablehnungen der Grammatik sind selbst nichts anderes als rhetorische Kunstgriffe.[1]

Es ist ganz klar, daß die Frage nach den volkstümlichen Elementen des mittelalterlichen Lateins hauptsächlich die Zeiten des Übergangs betrifft, das 6. bis 9. Jahrhundert, d. h. die Zeiten, in denen das Latein noch nicht ganz aus dem Leben geschieden war und die romanischen Sprachen zu schriftlichem Ausdruck sich noch nicht hervorgewagt hatten. In solcher Zeit konnte es ohne die häufigsten Grenzverletzungen nicht abgehen.

Gerade in diesen Zeiten leuchtet nun aber doch für die Forschung ein wenn auch schwaches Licht. Wir können regionale Unterschiede feststellen. Das Latein der einzelnen Länder steht nicht auf ganz gleicher Stufe. Wir können Merkmale herausfinden aus den Denkmälern, deren Ursprungsort feststeht und sie verwerten für solche, deren Ursprungsort erst zu bestimmen ist. Ich sage vorweg, daß es sich weniger dabei um eigentlich sprachliche, grammatische Merkmale handelt als vielmehr um orthographische, lautliche Eigentümlichkeiten.

---

[1] Vgl. K. Sittl im Archiv für lateinische Lexikographie II 550 f., VI 560 f., Jahresber. über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft Bd. LXVIII 245 f. E. Norden, Antike Kunstprosa S. 595.

Zunächst möchte ich aber einen Augenblick bei einer Vorfrage verweilen. Gab es denn nicht schon in vormittelalterlicher, schon in antiker Zeit solche Unterschiede, also sagen wir nicht mehr der einzelnen Länder, sondern der einzelnen Provinzen? Das ist die Frage des Vulgärlateins, die ich aber nicht ganz aufrollen will. Es gab die Unterschiede offenbar, aber wir können sie schwer oder gar nicht fassen.

Von der Africitas z. B., dem *tumor Africus* — ein Name, der schon deutlich das Rhetorische anklingen läßt — hat man seit der Renaissance gesprochen. Karl Sittl, ein Schüler der Münchener Universität, hat diesen Gedanken erweitert. Er schrieb über „Die lokalen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des afrikanischen Lateins", Erlangen 1882, faßte also nicht nur das afrikanische ins Auge. Eine Art Fortsetzung bildete sein Aufsatz[1] „Zur Beurteilung des sogenannten Mittellateins." Er hat später fast alle seine Aufstellungen zurückgezogen und ging so weit, die Möglichkeit einer Beobachtung des Vulgärlateins in den Schriftstellern ganz zu leugnen.[2] An Sittl schlossen sich Kroll[3] und Norden[4] an. Auch Wölfflin in seiner Entgegnung[5] „An Herrn Dr. Kroll und unsere Leser" stimmt eigentlich bei; zuletzt H. Hoppe, Syntax und Stil des Tertullian, Leipzig 1903.[6] Während man also auf gutem Wege gewesen war, eine ganz eigne afrikanische Latinität zu konstituieren oder besser zu konstruieren und auf Grund solcher Préconçus, die man für Beobachtungen ausgab, allerhand Schriftsteller, deren Heimat man nicht kannte, nach Afrika zu versetzen, ist man jetzt einig, daß es sich weniger um vulgäre, volkstümliche, provinzielle Erscheinungen oder Punismen und Semitismen bei diesem sogenannten afrikanischen Latein handelt als um Archaismen, Hellenismen, Eigen-

---

[1] Archiv für lateinische Lexikographie II (1885) S. 550—580. [Wichtig sind die Entgegnungen von G. Meyer und H. Schuchardt in der Zeitschrift f. roman. Philologie VI (1883) S. 608—628.]

[2] 1. Archaismus: Commentationes Wœlfflinianae, Leipzig 1891, p. 403, der Titel sagt, wohin der Aufsatz zielt. — 2. Was ist Vulgärlatein: Verhandlungen der 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz, Leipzig 1890, S. 385—392. — 3. Über Vulgär- und Spätlatein: Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft (1892) Bd. 68 S. 226—286, eine vollständige Palinodie mit vorzüglichen Gesichtspunkten.

[3] Rhein. Mus. LII (1897) S. 569—590.

[4] Die antike Kunstprosa S. 588 ff.

[5] Archiv für lateinische Lexikographie X (1898) S. 533—539.

[6] Das wäre früher auch *De Africitate Tertulliani* genannt worden.

heiten, die beim Übersetzen entstehen, rhetorische Kunstmittel, Nachahmungen einiger berühmter Stilisten, vor allen des Apuleius, der Afrikaner war, aber dessen Eigenheiten nicht afrisch, sondern rein rhetorisch sind, — um Eigentümlichkeiten des Spätlateins überhaupt. Man ist damit etwa auf den Standpunkt Niebuhrs zurückgekehrt.[1] In Afrika fehlt ja auch ganz die Kontrolle des Romanischen.

Sicherer sind einige Beobachtungen über älteres gallisches Latein.[2] Neben dem *tumor Africus* steht der das Rhetorische gleichfalls gebührend hervorhebende Ausdruck des Hieronymus vom *cothurnus Gallicanus*. Man muß über diese älteste Phase der französischen Rhetorik Th. Mommsens klassische Schilderung im fünften Bande seiner Römischen Geschichte lesen.

Die sorgfältigsten Arbeiter kommen immer wieder zu dem Resultat, daß aus den Handschriften und Inschriften sich wohl vielerlei ergibt, aber nichts Spezielles, nur allgemein Vulgäres, oder doch nur ganz weniges.[3] Sicher ist z. B. die Komparation mit *plus* den gallischen, mit *magis* den spanischen Schriftstellern eigentümlich. Wie wenig man aber zur Unterscheidung fähig geworden — trotz allem —, zeigt das Beispiel der sogenannten *Peregrinatio ⟨Silviae Aquitanae⟩ ad loca sancta.*[4] Man sah richtig die Zeit: saec. IV, vermutete in der Anonyma die Schwester des Rufinus: Silvia. Nun fand Dom Férotin, O. S. B., daß vielmehr eine Spanierin Etheria[5] die Verfasserin ist. Umgekehrt steht es mit den *Hisperica famina*. Hier findet man nicht vulgäre, mehr verschrobene Latinität, vielleicht aus Südwestbritannien saec. VI. Hier dachte man nur an Spanien.

Anders gestaltet sich die Forschung über die Eigenheiten und Unterschiede des Lateins im Mittelalter, wieder zunächst hauptsächlich in den Zeiten des Übergangs.

---

[1] Vgl. Budinszky, Ausbreitung der lateinischen Sprache S. 260.

[2] P. Geyer im Archiv für lateinische Lexikographie II 25—47, VIII 469—482.

[3] Vgl. J. Pirson, La langue des inscriptions latines de la Gaule, Brüssel 1901, und Brunot, Histoire de la langue française I (Paris 1905) p. 50.

[4] ed. P. Geyer: CSEL. XXXIX (1898) [und W. Heraeus, Heidelberg 1908].

[5] So sagte Dom Férotin, höchstwahrscheinlich ist aber *Eucheria* die richtige Form, [vgl. Dom A. Wilmart, Revue Bénédictine XXV (1908) p. 458—467, wo ein guter Überblick über den Gang der Forschung gegeben ist, ferner de Bruyne in der gleichen Zeitschrift XXVI (1909) S. 481—484 und den wichtigen Aufsatz von K. Meister, De itinerario Aetheriae abbatissae perperam nomini S. Silviae addicto: Rhein. Mus. LXIV (1909) p. 337—392, wo die Schrift Südgallien und der Mitte des 6. Jahrhunderts zugewiesen wird.]

Daß die romanischen Länder (Italien, Spanien, Frankreich) im Gebrauch des Lateinischen abstechen werden von den Inseln (Irland und England), wohin das Latein erst im 6. und 7. Jahrhundert als eine fremde Sprache kam, ist von selbst klar. Und man merkt diesen Abstand deutlich, teils an dem künstlichen, treibhausartigen Charakter, den das Lateinische auf den Inseln immer mehr hat als auf dem Festlande, teils an gewissen Idiotismen in der Schreibung der Laute, ferner an vielen Einzelheiten, die ich nicht gut in diesem Zusammenhange besprechen kann. Hingewiesen habe ich schon einmal auf den Reichtum an irischen und angelsächsischen und deutschen Handschriften mit (interlinearen) Glossen oder Glossarien, die für Iren, Angelsachsen, Deutsche bestimmt waren; demgegenüber steht die ganz geringe Zahl der Glossare für Romanen. Ich möchte hier noch einen Augenblick verweilen und die sehr wichtige Literatur zusammenstellen:

a) Die irischen Glossen.

In diesem Jahre (1906) sind es hundert Jahre, daß der Begründer dieser Philologie, der Keltologie, geboren wurde: J. K. Zeuß.[1] Er ist einer der bedeutendsten Philologen überhaupt gewesen. Geboren 1806 in Vogtendorf bei Kronach (Oberfranken) als Sohn von Maurersleuten, hatte er in seiner Jugend zunächst keine wissenschaftliche Anregung. Späterhin kam er auf den Gedanken aus den früheren lateinischen Handschriften des Mittelalters die irischen Glossen zu sammeln. Da es aus dem 8. bis 9. Jahrhundert keine zusammenhängenden sprachlichen keltischen Denkmäler, sondern nur diese Glossen gibt, entwarf er aus ihnen eine keltische Grammatik: Grammatica celtica, Leipzig 1853. Damit war die keltische Sprachwissenschaft begründet, noch jetzt zehrt man für die ältere Zeit von Zeuß. Vorausgegangen war von ihm das Werk über ‚Die Deutschen und die Nachbarstämme', München 1837. Zeuß war beeinflußt von J. A. Schmeller, der damals bereits die bayerische Dialektkunde begründet hatte.

Die Glossensammlung ist fortgesetzt durch

Heinrich Zimmer, Glossae Hibernicae, Berlin 1881, mit Supplement, Berlin 1886.

Whitley Stokes and John Strachan, Thesaurus palæohibernicus, Cambridge 1901 und 1903 (sachlich gegliedert).

---

[1] [Vgl. E. Kuhn, Johann Kaspar Zeuß zum Gedächtnis (Festrede), München 1906 A. Dürrwächter im Historischen Jahrbuch XXVII (1906) S. 561—597, 739—798 und M. Pfeiffer in der Zeitschrift für celtische Philologie VI 95—227.]

b) Für die englischen Glossen haben wir außer einzelnen Veröffentlichungen von Oehler,[1] Zupitza,[2] Sweet,[3] Hessels,[4] Glogger[5] u. a., die Sammlungen von Th. Wright und R. Wülker, Anglo-Saxon and Old-English vocabularies, London 1884, und von A. Napier, Old English glosses: Anecdota Oxoniensia, Ser. D vol. XI (Oxford 1900).

c) Die deutschen Glossen.

Elias Steinmeyer und Eduard Sievers, Die althochdeutschen Glossen, Berlin 1879—1898, in vier Bänden, ein stolzes Werk, in dem die Glossen nach sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt sind.

Dem gegenüber steht das schmächtige Büchlein von Friedrich Diez, Altromanische Glossare, Bonn 1865.[6]

Sodann haben wir im Mittelalter bei vergleichenden Studien der in den verschiedenen Ländern geschriebenen Latinitäten viel mehr Aussicht auf Erfolg wegen der Unmittelbarkeit der Überlieferung. Zum Beispiel von spanischen Autoren haben wir spanische, d. h. in Spanien geschriebene Handschriften, von irischen irische. Oder aber wir haben z. B. spanische Handschriften von nichtspanischen Autoren, daneben aber nichtspanische Handschriften derselben Schriftsteller und sehen, wie sich hier alles unvermerkt anders gestaltet.

Wie gesagt, haben wir es meist mit orthographischen Dingen zu tun. Jedoch muß man das Kleine nicht vernachlässigen und gering achten, da es in Verbindung mit anderen Merkmalen Wert für die Bestimmung des sonst nicht Festliegenden hat. Wenn man die Eigenheiten der spanischen und irischen Überlieferung kennt, so kann man daraus Schlüsse ziehen auf die Heimat der Schreiber und Autoren.

---

[1] Erfurter Glossen: Neue Jahrbücher für Philologie XIII (1847) S. 256—297, 325—387.

[2] [Vgl. die Literaturangaben im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Literaturen XCV (1875) S. 248.]

[3] The Epinal glossary, London 1883 und The oldest English texts, London 1885.

[4] An eighth-century Latin-Anglosaxon glossary, preserved in the library of Corpus Christi College, Cambridge 1890; A late eighth-century Latin-Anglosaxon glossary, preserved in the library of the Leiden university, Cambridge 1906.

[5] Das Leidener Glossar Cod. Voss. lat. 4⁰ 69, Augsburg 1901—1908 (Programme). [vgl. auch den Index anglo-saxonico-latinus von Heraeus im Corpus glossariorum latinorum ed. Goetz, VII 691—712.]

[6] [Die dort bekannt gegebenen Reichenauer und Casseler Glossen sind seitdem oft wiedergedruckt (z. B. bei W. Förster und E. Koschwitz, Altfranzösisches Übungsbuch I² (1902) S. 5—43) und behandelt worden, vgl. vor allem jetzt K. Hetzer, Die Reichenauer Glossen; Beihefte zur Zeitschrift f. roman. Philologie, Heft VII (1906).]

Von den romanischen Latinitäten soll nur die Spaniens [— und im Vorbeigehen die Frankreichs —], von den nichtromanischen die Irlands und Englands besprochen werden. Ich werde bei der Darstellung das Paläographische hinzunehmen, um die Hilfsmittel im Zusammenhang vorzuführen.

Zu besonderen Beobachtungen an spanischen Texten bez. Handschriften habe ich den Anfang gemacht im Index zu den Poetae aevi Carolini III 790—795. Berücksichtigt sind nur die Eigenheiten der Gedichte des Albarus von Cordoba, die hier herausgegeben wurden. Die Zusammenstellung ist also durchaus nicht vollständig.[1] Für die älteren Zeiten haben wir das Buch von A. Carnoy, Le latin d'Espagne d'après les inscriptions, Brüssel 1906 (2. Aufl.).

Die Eigenheiten, die ich nun erwähne, sind in ihrem Ursprunge nicht festgestellt. Ich vermute, daß sie zum größten Teile nicht original spanisch sind, daß vielmehr das spanische Latein nur die Art der afrikanischen Schreiber fortpflanzt. Hier kommen wir in eine Betrachtung des Afrikanischen hinein, die sich entfernt von der, die sich allein auf die Sprache aufbaut.

Eine besondere Eigentümlichkeit aller spanischen Handschriften ist, daß für *cum* und *cur*, die sonst immer mit *c* geschrieben werden, durchweg die Formen *quum* oder *qum* und *quur* oder *qur* eintreten. Das sind archaische und halbarchaische lateinische Schreibungen, die vielleicht ihren Weg über Afrika fanden. Unsere kontinentale Überlieferung hat solche Schreibungen nicht.

Dann ist sehr merkwürdig, daß sich für *at*, poetisch aber *ast*, was später allgemein wurde, in spanischen Handschriften *adst* findet, wahrscheinlich eine sogenannte umgekehrte Schreibung. Die nationale Aussprache war *astare* für *adstare*. So glaubten nun die Spanier, *ast* müsse eigentlich *adst* geschrieben werden.

Eine Eigentümlichkeit, die sich nur in Spanien findet — M. Haupt leugnete es fälschlich[2] — ist die sehr häufige Vertauschung von *v* und *f*, und — da *v* und *b* auch sehr oft wechseln — auch indirekte Verwechselung von *b* und *f*. Wir lesen in spanischen Handschriften und Inschriften: *adprofemus* für *adprobemus*, statt *fatur* in einem Akrostichon *vatur*, inschriftlich *pontivicatus*.

Die Aphaeresis ist in allen romanischen Sprachen zu finden, besonders oft aber in spanischen Handschriften. Ein Wort ist sehr

---

[1] Hinzu kommen F. Vollmers Bemerkungen MG. Auctt. antt. XIV 444—453.

[2] Opuscula II 321 u. III 516.

charakteristisch: man findet nie ausgeschrieben *Israel*, sondern immer *srael* und, da es meist abgekürzt wird, SRL für ISRL oder ISL.[1]

Zu diesen Eigenheiten der Schreibung kommen einige paläographische Eigentümlichkeiten, die den spanischen Handschriften ein weiteres Kolorit verleihen.

Besonders merkwürdig ist der Fall, der in der Bildung nichts eigentlich Spanisches hat, aber nur in Spanien sich findet. Es ist das eine Abkürzung: *flagellum* wird abgekürzt *fll* oder *fl* oder als Kontraktion *flagella* = *flla, fla*. Das trifft man auch bei spanischen Autoren, die nicht in Spanien abgeschrieben wurden. Ich habe schließlich in einer alten Handschrift der Gesetze des Rekkesvinth (Rom, Reg. lat. 1024) den Grund gefunden. Die Abkürzung ist herübergenommen aus dem Gebrauch der Gesetze, war zunächst üblich in Rechtshandschriften (*flagellum* als Strafmittel) und drang dann hinein in den Gebrauch der spanischen Schreiber. Ganz seltsam mutet es dann an, diese Abkürzung auch in ganz anderem Zusammenhange auftauchen zu sehen.[2]

Es gibt dann eine große Reihe anderer Abkürzungen spanischer Faktur.[3] Vorherrschend ist eine Kontraktion, die an den Ursprung dieses ganzen Systems fast noch mehr erinnert als die in anderen Ländern: aus dem Anfang der Silben werden möglichst viele Konsonanten in die Abkürzung hineingezogen. Sie schreiben scheinbar jeden Konsonanten und lassen die Vokale aus. Das hat seinen Ursprung darin, daß man aus jeder Silbe den führenden Konsonanten nahm.

apostolus = *ap̄s̄tls* (kontinental *āpls*),
epistola = *ep̄s̄tla* (kont. *ēpla*),
episcopus = *eps̄c̄p̄s* (kont. *ēp̄s*),
dominus = *dm̄n̄s̄* (kont. *dn̄s̄*),
Jerusalem = *ihr̄s̄lm* (kont. verschiedene andere Formen [vgl. Nomina sacra S. 110 ff.]),
Israel = *s̄rl* (kont. *is̄rl* oder *is̄l*),
propter = *p̄ptr* (kont. *p̄p* u. a.).

Sehr auffallend sind die Bildungen, wo die Konsonanten vom Schluß hergenommen sind:

idest = *idst*, nur in Spanien zu finden.

autem = *aum̄*, ein Beweis für die Bevorzugung der Kontraktion in Spanien, während auf dem Festlande eine andere Methode herrschte.

---

[1] [Vgl. Traube, Nomina sacra S. 107.]
[2] [Vgl. Traube, a. a. O. S. 248 und 256.]
[3] [Vgl. Traube, a. a. O. S. 246 ff.]

noster = *ns̄r̄*, abgeleitet von der Suspension *ns̄*; dann *ns̄ī*, *ns̄ō*, *ns̄m̄* gegenüber festländischem *nr̄ī*, *nr̄ō*, *nr̄m̄*.[1]

Charakteristisch ist ferner das Schreiben in drei Kolumnen, während die Festländischen gewöhnlich in Langzeilen, nur in Anlehnung an alte Zeiten (Papyrus) in zwei Kolumnen schreiben.

Für Frankreich im Mittelalter fehlt noch jeder Versuch.[2] Es fehlen Sammlungen. In Betracht kommt Paul Meyers Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français, Paris 1877.

Boucheries Plan eines Recueil philologique de l'époque mérovingienne[3] ist nicht ausgeführt worden.

Manches ist getan in den ‚Publications de la société pour l'étude des langues Romanes' und in der ‚Revue des langues Romanes', die gleichzeitig mit der ‚Romania' zu erscheinen begann.

Vieles ist noch versteckt in Pariser, Lyoner und Kölner Handschriften (Sacramentarien mit Beschwörungen, Rätselfragen, Rhythmen u. a.). Freilich ist die Eigenart nicht so groß wie in Spanien, da die Mehrzahl der Schriftsteller in der Überlieferung durch Frankreich gegangen ist. Merkwürdig ist z. B.: *luminariah* für *luminaria* (8. Jahrh.), *petandum* statt *petendum*, *Florantia* statt *Florentia*, *excersitus* statt *exercitus*, *nonquam* statt *nunquam*, *prumptus* statt *promptus*, *combuxerunt* statt *combusserunt*.[4]

Die Betrachtung der Eigenheiten der insularen Latinität, ihrer Unterschiede vom korrekten Latein ist besonders deshalb wichtig, weil eine große Reihe von Handschriften paläographisch einen insularen Charakter trägt, Handschriften, von denen ein guter — der größere — Teil nicht aus England oder Irland stammt, sondern nationaldeutsch ist. Unsere älteste deutsche Schrift war eigentlich eine englische. Bonifatius hatte die Schriftzüge seiner insularen Heimat mitgebracht. Es ist also nicht so, wie das noch neulich ausgesprochen wurde, daß es als Zeichen besonderer Gelehrsamkeit zu gelten hat, wenn die insularen Züge auftauchen. Es hängt das vielmehr mit einer internen Entwickelung zusammen, die von ‚Bildung'

---

[1] [Traube, a. a. O. S. 220 f.]

[2] [Inzwischen erschien die sehr wertvolle Arbeit von J. Pirson, Le latin des formules mérovingiennes et carolingiennes: Romanische Forschungen XXVI (1909) S. 837—944 und C. C. Rice, The phonology of Gallic clerical Latin after the VIth century, Harvard Univ. Diss. 1909.]

[3] Vgl. Boucherie in der Revue des langues Romanes II (1871) p. 25.

[4] Vgl. den Schreiber (saec. XIV) des Nicolaus von Butrinto nach Bresslau im Neuen Archiv XXXI (1906) S. 147 f. Daß Diktat vorliege, wie Bresslau behauptet, ist nicht nötig.

unabhängig ist. In Fulda und Mainz, aber auch in Trier und zum Teil in Bayern (Würzburg etc.) herrschte diese Schrift dank der Verbindung mit den Inseln, die von einzelnen Schreibern festgehalten wurde.

Innerhalb dieser Handschriften, die in insularem Duktus geschrieben sind, ist die Orthographie, das Fehlen oder Vorhandensein gewisser Eigenheiten der Schreibung ein Gradmesser für die Nationalität des Schreibers. Die Eigentümlichkeiten sind den Herausgebern irischer Texte vielfach aufgefallen, eine zusammenfassende Arbeit gibt es aber noch nicht. Sie wäre sehr interessant und notwendig. Im Index zu den Poetae aevi Carolini III 795 sq. habe ich sie nur für die besonderen von mir herausgegebenen Denkmäler gemacht, mit Hinweisen auf andere Zusammenstellungen und die fragliche Literatur. H. Zimmer, Pelagius in Irland (Berlin 1901), ist darauf zurückgegangen, er führt aber nicht alle wesentlichen Eigenheiten an. Das sind:

falsche und unterbliebene Gemination der Konsonanten: *misi* (ich habe geschickt) statt *missi* (die geschickten) und umgekehrt; *amusis* statt *amussis*, *gresus* statt *gressus* und ähnliches oft, fast in jeder Zeile zu finden;

Neigung zu *a*: *catalagus cenabium, horalagium*;

Wechsel von langem *e* und *i* in eigentümlicher Weise: *Pilagius, cremina.*

Das hängt natürlich alles mit der Aussprache zusammen.[1]

Wichtig ist auch die seltsame Form *longuus*, die nur in insularen Handschriften auftaucht, wohl durch Formen wie *languor* beeinflußt.

Auf die Bedeutung dieser Kriterien der mittelalterlichen spanischen und irischen Latinität werden wir bei der Behandlung der Überlieferungsgeschichte zurückkommen.

Auch das Paläographische wäre hinzuzunehmen, die Bänder und Tupfen bei den Miniaturen, die Abkürzungen[2] ↄ = *con*, ħ = *autem*, ŧŧ = *enim*, ꝑ = *per* u. a.

c) Das gelehrte Element.

Jetzt wollen wir unsere Aufmerksamkeit dem gelehrten Element des mittelalterlichen Lateins zuwenden. Schon die früher von uns besprochene Fortpflanzung der kirchlichen, besonders der biblischen

---

[1] [Wie jetzt gut zu ersehen ist aus der Behandlung der lateinischen Lehnwörter im Keltischen bei Holger Pedersen, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I (Göttingen 1909) S. 189—242.]

[2] [Vgl. Traube, Nomina sacra S. 248 f. und Lindsay, Contractions in early latin minuscule manuscripts p. 6—30.]

Sprache stellt sich zum Teil als eine gelehrte Tradition dar, als ein Akt nicht unbewußter Aneignung, Resorption, sondern direkter absichtlicher Nachahmung. Nun aber haben wir die Benutzung und Nachahmung hauptsächlich der profanen, der klassischen Schriftsteller ins Auge zu fassen.

In diesem Zusammenhange erscheint die Erhaltung der klassischen Literatur unter einem ganz neuen Gesichtspunkte. Man las die Alten und schrieb sie ab vornehmlich des Stiles, ganz selten des Inhalts wegen. In Italien herrschte wohl von jeher ein stärkeres Heimatsempfinden, und dort unter den gewaltigen Trümmern der vergangenen Größe, die überall eine eindrucksvolle Sprache redeten, verlor man wohl niemals ganz den Zusammenhang mit der Vergangenheit und fühlte sich als Nachkommen der Römer; deren Schicksale und Geschichte blieben lebendig oder klangen doch in allerhand legendaren Ausschmückungen und Umgestaltungen irgendwie noch nach.[1] Im allgemeinen aber war der Inhalt der Klassiker etwas Gleichgültiges, Nebensächliches. Man las die alten Autoren wegen ihrer Form, weil man ihrer als Vorbilder für eigene korrekte Sprache und Darstellung bedurfte. Ganz allmählich erst macht man im Mittelalter die Augen auf und beginnt das Neue mit dem Alten zu vergleichen, den Dingen näher zu treten, indem man sich die Örtlichkeit vergegenwärtigt, den Zusammenhang zwischen Bestehendem und Vergangenem aufsucht.

Heiricus von Auxerre (saec. IX) erinnert sich bei der Besingung des Heiligen Germanus der Kämpfe Cäsars um Alesia.[2] In einem Kommentar des XI. Jahrhunderts zur Ars poetica des Horaz[3] steht bei v. 182 (*aut agitur res in scenis aut acta refertur*): ‚Das ist ganz so wie im Herodesspiel', es wird also deutlich auf etwas Zeitgenössisches hingewiesen. Die geschichtliche Überlieferung knüpfte immer gern an Rom an, so die *Gesta Trevirorum*, wo sogar Inschriften gefälscht wurden. Freilich geschahen derartige Anknüpfungen auch schon

---

[1] Darüber gibt es ein schönes Buch des Dichters und Literarhistorikers Arturo Graf, Roma nella memoria e nelle immaginazioni del medio evo, Turin 1882—83, in zwei Bänden.

[2] Vgl. Traube im Neuen Archiv XVIII 98. — Auch die bei Jaffé-Wattenbach, Eccl. Metropol. Colon. codd. mss. p. 140, bekannt gegebenen Lukanscholien saec. XI/XII gehören in diesen Zusammenhang.

[3] J. Zechmeister, Scholia Vindobonensia ad Horatii artem poeticam, Wien 1877. [Vgl. über die Stelle Traube im Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie I 1 S. 90.]

früher; man erinnere sich, in wie bewundernswerter Weise Paulus Diaconus, z. B. in der Fortführung des Eutrop aller möglichen Supplemente habhaft wird oder Gregor von Tours biblische Geschichte, römische Geschichte und speziell gallische verflicht, um ein rundes Bild zu erhalten. Dante, freilich später, schaltet ganz frei mit der römischen Geschichte, empfindet sie durchaus als Geschichte seines Landes (Enea und Paolo und Virgilio). Das ist um so wunderbarer, als auch er meist ganz abgeleitete Quellen benutzte: nicht Livius, sondern Orosius.

Man las also die Autoren vielfach ohne lebendiges Verständnis. Ja, man bediente sich ihrer oft mit Widerwillen. Und der innere Widerspruch, der darin lag, daß man im Kampfe für die neue Weltanschauung, um sie in angemessener und allgemein verstandener Sprache darzustellen und zu verteidigen, nicht umhinkonnte, die heidnischen Autoren zu lesen, dieser Zwiespalt erregte die mittelalterlichen Schriftsteller und Leser selbst immer wieder auf das mächtigste. Es hat da beständig einen Kampf gegeben, einen Kampf des Einzelgewissens und der Parteien. Im Prinzip verdammte man die Autoren, in der Praxis kam man um sie nicht herum. Doch ist die Stellung der Einzelnen zu dieser Frage sehr verschieden.

Ich kann an diesem merkwürdigen Problem, das bei einigem Nachdenken sich zu einem der wichtigsten unserer ganzen Kultur erweitert, nicht so ganz eilig vorbeigehen. Ich muß wenigstens die Schriften anführen, in denen sich die Meditationen und besonders das Material finden zum Verständnis der in diesem Kampfe sich gegenüberstehenden Mächte. In unserm Zusammenhange sind die wichtigsten Fragen dabei die: Wie stellte sich von allem Anfang an das Christentum zur profanen Bildung? Wie entstand dennoch ein eigentlich christliches, auf die heidnischen Wissenschaften gestütztes Bildungswesen? Wie gestalteten sich besonders die Verhältnisse im occidentalen Mittelalter, in der westlichen Hälfte, wie kommen sie in der lateinischen Sprache und Literatur des Mittelalters zum Ausdruck?

Ich zitiere hier honoris causa:

Antoine Frédéric Ozanam, La civilisation au cinquième siècle, Paris 1873 (3e éd.). Ozanam starb 40jährig 1853. Nach seinem Tode gab man unter diesem Titel, zuerst 1855, Vorlesungen heraus, die er an der Sorbonne gehalten. In der neunten Vorlesung hatte er gesprochen: ‚Comment les lettres entrèrent dans le christianisme'. Auch wer nicht auf Ozanams Standpunkt steht, muß seine feurige Beredsamkeit und den Geist bewundern, mit dem er der Erforschung

gerade der mittelalterlichen Kultur und Literatur die wirksamsten Impulse gab.

Paul Wendland, Christentum und Hellenismus in ihren literarischen Beziehungen: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. IX (1902) S. 1—19; [Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von H. Lietzmann, I Teil. 2.]

Für unser Thema speziell gibt es wieder ein ausgezeichnetes italienisches Werk:

Domenico Comparetti, Virgilio nel medio evo (2ª edizione riveduta dall' autore) Firenze 1896 (1. Auflage 1872). Im 6. Kapitel hören wir da die einzelnen Stimmen, die im Westen sich für und gegen die Autoren, die Klassiker, vernehmen ließen.[1]

Ein besonderer, nicht sehr befriedigender Abschnitt steht über die schwankende Beurteilung der Autoren im Mittelalter auch bei E. Norden in dem früher zitierten Werke über die antike Kunstprosa.

Statt vieler eigener Worte möchte ich als ein typisches Beispiel für die qualvollen Zweifel, die in der christlichen Literatur wach wurden, und für die Art, wie man sich mit ihnen abfand, die freilich sehr bekannte Vision des Hieronymus vorführen. Über die Vision berichtet Hieronymus im 22. Brief § 29 sq.[2] (in der Anordnung Vallarsis). Der Text dieses Stückes ist schlecht und überhaupt liegt der so wichtige Text dieser Briefe noch im Argen. Das Schreiben — eine Paraenese *de custodia virginitatis* — ist an Eustochium, eine Tochter Paulas, eine vornehme Römerin, die unter Leitung des Hieronymus und Augustinus geistlich lebte, gerichtet und 384 in Antiochia geschrieben. Darin ist eine Vision eingelegt, die sich gleichfalls in Antiochia etwa 374 ereignet hat. Der Zusammenhang ist: ‚Halte Dich fern von den Modeweibern, die nur halbe Worte stammeln und denen alles zu roh erscheint; halte Dich fern von der schönen Literatur; ich will Dir meine Geschichte erzählen‘. Und nun schildert er mit beredtem Mund, wie er sich einst im Traum vor Gottes Richterstuhl als *Ciceronianus* angeklagt gesehen und wie er unter großen Qualen gelobt habe von den heidnischen Büchern abzulassen.[3]

---

[1] [Vgl. jetzt auch den Abschnitt ‚Les pères de l'église et les lettres classiques' bei M. Roger, L'enseignement des lettres classiques, Paris 1905, p. 131—143.]

[2] Migne lat. XXII 415 sqq.

[3] [Traube erklärte bei dieser Gelegenheit Ausdrücke wie *litterae gentiles, gentes, nationes, codices saeculares, pagani.*]

Trotz der Vision, trotz seiner Schwüre blieb Hieronymus, was er war: Grammatiker, Philolog, Klassizist, Zitatenjäger, der christliche Aristarch, der es nie aufgegeben hat die Alten zu lesen und zu zitieren. Für die lateinische Literatur des Mittelalters, für die Entwickelung der Sprache ist das von dem gewaltigsten Einfluß gewesen. Er will die Bibel nicht nur *fideli sermone*, sondern *puro sermone* übersetzen.[1] Was Luebeck[2] sagt: Alles was er nach der Vision fortfährt, aus klassischen Schriftstellern zu zitieren, sei aus dem Kopfe zitiert, ist ganz kindisch. Hieronymus selbst hat ja alles zurückgenommen[3] und erklärt, man brauche sich nicht an Träume zu halten.

In ähnlicher Art durch eine Vision — auch das ist ganz zum rhetorischen Kunstgriff geworden — wird unzählige Male nach Hieronymus die Stellung des Christentums zur Beschäftigung mit den Klassikern fixiert, der Unwert dieser Beschäftigung eingeschärft.[4] Man half sich aber wie Isidor: *meliores esse grammaticos quam haereticos.*[5]

Man las also trotz der Bedenken immer weiter, oft mit naivem Erstaunen und Entzücken, wenn man unvermutet Schönes fand. Man las die heidnischen Autoren etwas contre cœur, anfangs auch wenig um ihren Inhalt bekümmert, man las sie als stilistische Vorbilder.

War der Inhalt gar zu anstößig — ich gehe hiermit weiter —, war der Inhalt vor dem christlichen Gewissen allzu unverantwortlich, so hatte man verschiedene Möglichkeiten sich darüber hinwegzusetzen. Die eine war die im großen betriebene allegorische Interpretation.[6] Man verstand die Dinge nicht wie sie gemeint waren, sondern schob ihnen einen andern, wie man glaubte höheren Sinn unter. Wir haben schon aus verhältnismäßig früher Zeit Beispiele für diese Art: schon

---

[1] Vgl. Sittl, Archiv für lat. Lexikographie VI 561 f.

[2] Hieronymus quos noverit scriptores, Leipzig 1872, p. 9. Er kümmert sich ganz einseitig um die Zitate des Hieronymus, statt eine durchgehende Quellenuntersuchung auch dessen, was nicht namentlich angeführt wird, zu geben.

[3] Adv. Rufinum I 30 (a. 402), Migne XXIII 421.

[4] Vgl. B. Hauréau, Mémoire sur les récits d'apparitions dans les sermons du moyen-âge: Mémoires de l'Institut National de France XXVIII, 2 (1876) p. 239—263 und Th. Fr. Crane, The exempla or illustrative stories from the sermones vulgares of Jacques de Vitry, London 1890, p. 145 sqq. [Vgl. ferner L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien, Straßburg 1905, S. 293 f.]

[5] Sentent. III 13, Migne lat. LXXXIII 688. [Vgl. auch M. Roger, l. c. p. 197.]

[6] Keineswegs geschah das immer. Oft zeigen die Kommentatoren achtbares Streben sich zurückzuversetzen, vgl. den irischen Virgilkommentar des Cruindmelus, ed. Huemer, Wien 1883.

im 5./6. Jahrhundert wird Virgil von dem Afrikaner Fulgentius so moralisch ausgelegt.[1] Das klassische Beispiel ist die Interpretation der 4. Ecloge. Schon der heilige Augustin hatte die Verse:

iam redit et virgo, redeunt Saturnia regna;
iam nova progenies caelo demittitur alto;
tu modo nascenti puero, quo ferrea primum
desinet ac toto surget gens aurea mundo,
casta fave Lucina

auf Christus und die Jungfrau bezogen. Auch noch nach neueren Forschern wie F. Marx soll Virgil hier wirklich messianische Weissagungen zum Ausdruck gebracht haben.[2] Später hat man z. B. den ganzen Ovid sich so mundgerecht gemacht und sein arges Heidentum in Schutz genommen,[3] die Götter und Göttinnen wurden dabei Laster oder christliche Tugenden. Dies muß man sich bei der Lektüre Dantes gegenwärtig halten; denn wenn auch der Brief an Cangrande neuerdings angezweifelt wird, in dem für den ganzen Inhalt der Divina Comedia, für jede einzelne Stelle sogar mehr als eine allegorische Interpretation von Dante selbst in Anspruch genommen wird, so muß doch als feststehend gelten, daß fast jedes Wort Dantes außer dem eigentlichen Inhalt noch ein kleines Geheimnis umschließt.[4]

Diese allegorische Interpretationsart ging unter stoischem Einfluß von den alexandrinischen Juden aus, die auf diesem Wege das Alte Testament mit der griechischen Philosophie ausglichen. Von Philon dem Juden kam sie zu Origenes und herrschte dann bei den griechischen und römischen Kirchenschriftstellern.

Ein anderes Mittel war das, was ich die christliche Interpolation nenne: man legte nicht nur dem vorgefundenen Worte einen anderen Sinn unter, sondern man änderte das Wort, bis es diesen Sinn wirklich ausdrückte. Öfters ist der Prozeß unbewußt und man sollte dann freilich nicht ohne weiteres von Interpolation reden. Ovid Met. 15, 836 schreibt eine Handschrift saec. XIII: *prolem sancta de virgine* — statt *coniuge* — *natam.* Velleius II 114, 1 ist *unigenitio* für *uni negotio* überliefert. Statt *quidem omnibus* hat der

[1] Fabii Planciadis Fulgentii expositio Virgilianae continentiae secundum philosophos moralis, ed. R. Helm (Leipzig 1898).

[2] Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum I (1898) S. 105—128.

[3] [Vgl. die Angaben bei J. E. Sandys, A history of classical scholarship I² (1906) p. 479 n. 2 und 638 sqq.]

[4] Über die vier Arten der Auslegung vgl. L. Friedländer, Erinnerungen, Reden und Studien S. 297—305.

Mediceus, die älteste und beste Handschrift der Cicerobriefe, ed. Mendelssohn 93, 28, *qui demonibus.* Im Petron ist (cap. 43) überliefert *abbas secrevit* statt *ab asse crevit.* Im Vaticanus des Valerius Flaccus (III 76) *galileae* statt *galeae.*[1]

Madvig (Adversaria critica I 11) hat als allgemeinen philologischen Grundsatz ausgesprochen: *Ne id quidem verum est, quod olim homines quidam nimis nequitiarum cupidi finxerunt monachos obscaena in veterum scriptis describendo occultasse et minus turpibus verbis involvisse. spurca omnia bona fide quantum poterant repraesentabant.*[2] Im allgemeinen ist dies vollständig richtig. Doch finden sich auch Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Im Archetyp von RT des Martial aus der karolingischen Zeit werden „öfters obscöne Wörter durch andere ersetzt".[3] Dort steht nun auch (I 12, 12) *deum* für *deos.* Ebenso wird in einer Exzerptensammlung aus dem 9. Jahrhundert, die hauptsächlich Ciceroniana enthält, z. B. *deum* für *deos* eingesetzt, *mundum creare* für *gignere.* Es sind dies die Exzerpte des Hadoard.[4] Aber das sind Exzerpte, da renkte man manches ein.[5]

Die Randbemerkungen — um auch das gleich mitzunehmen — die Randbemerkungen billigender und mißbilligender Art, von denen einige später in die Texte eindrangen, gehören in diesen Zusammenhang. Es wird da gelegentlich mit einem *elegantissime,*

[1] Vgl. ferner A. Ludwich, Aristarchs Homerische Textkritik I 96 (denn auch griechische Schreiber lassen ähnliches unterlaufen): Venetus A *σαλαμωνέοσ* statt *σαλμωνέως*, auch *ἴορδάνησ* statt *ἰάρδανοσ*; O. Keller, Epilegomena zu Horaz p. 784; P. de Winterfeld, De Rufi Festi Avieni metaphrasi Arateorum recensendam et emendanda, Berlin 1895, p. 8 sq. [In einem Briefe an Traube schrieb Paul von Winterfeld: „Wenn Sie über die christliche Interpolation ausführlich sprechen wollen, können Sie vielleicht auch eins oder das andere von Folgendem brauchen: Sulp. Sev. chr. II 7, 1 *in Iudea* für *inuidia* (Bernays op. II 129[48]) Velleius II 114, 1 *unigenitio* für *uninegotio,* Poeta Saxo III 97 *sacramentum* für *sacratum,* Aethicus p. 83, 5 W *catholico* für *catalogo,* Poeta Saxo V 238 *anglis* für *anglis,* Salomo III p. 236 v. 233 *dogmatis* für *domatis* (so ich), Bereng. Glosse II 4 b *Galileae* für *Galliae.*" — Traube vermerkt weiter, daß Ovid. Trist. I, 3, 43 für *ante lares* sich *ante aras,* für *extinctos* ebenda 44 *aeternos* eingeschlichen hat. Andere bezeichnende Beispiele führt G. Friedrich in seinem Catullkommentar, Leipzig und Berlin 1908, S. 338 f. an.]

[2] Ritschl freilich hat darauf hingewiesen, daß M. den Plautus nicht recht kannte, und Lehrs hat gesagt, er verstünde nichts vom Geist der Schriftsteller. Eine bedeutende Kenntnis der Handschriften hatte M. nicht, aber seine Einleitung über die Pathologie der Handschriften ist recht gut.

[3] Vgl. L. Friedländers Martial I (1886) 73. Die obscaena radiert im Vossianus der Anthologie.

[4] Herausgegeben von P. Schwenke im Philologus Suppl. V (1889), vgl. S. 411.

[5] Vgl. S. Hellmann, Sedulius Scottus S. 114 f.

magnifice, mire, facete et vere, bene totum gelobt wie in Paris. lat. 13367, dem bekannten Corbeiensis des Augustin oder im Wiener Hilarius[1] — oder mit einem *incaute* — in einer Pariser Handschrift des Cassian[2] — oder *execrande* — im Berliner Victorinus[3] — getadelt und abgelehnt. Der Einfluß, den derartige Randbemerkungen auf die Gestaltung unserer Texte gehabt haben können, wurde von J. Vahlen[4] und M. Hertz[5] 1881 in Berliner und Breslauer Unversitätsprogrammen diskutiert. Vahlen leugnet ihn und hat, glaube ich, Unrecht. Es ist klar, inwiefern derartiges gerade bei der Überlieferung klassischer Autoren in Betracht kommt.[6]

Zu nennen ist ferner eine *Interpolatio ecclesiastica,* die in dem Sinne erfolgt, daß kirchliche Schriftsteller, deren Inhalt mit gewissen dogmatischen Anschauungen nicht zusammenstimmte, abkorrigiert wurden nach vorgefaßtem Sinne. Augustin war dem am meisten ausgesetzt, da er eine sehr reiche Entwickelung vertrat. Man glaubte sich berechtigt einen Teil der Anstöße zu beheben, indem man ihn korrigierte. Diese Hypothese hatte Coustant in den Vindiciae veterum codicum confirmatae, Paris 1715, ausgesprochen. In der Überlieferung finden sich wirklich manche solche Interpolationen, die eine

---

[1] Vgl. Sedlmayer in den SBer. der philos.-hist. Kl. d. Kais. Akad. d. Wiss. CXLV (Wien 1903) Abt. II 8.

[2] Vgl. Petschenigs Ausgabe, CSEL. XVII 239_5 und $_{22}$, 268_{16}, 274_6 etc.

[3] V. Rose, Die lat. Meermanhss. d. K. B. zu Berlin S. 15 ff.

[4] [Vgl. jetzt Vahlens Opuscula academica I (1907) p. 134. Es handelt sich um Cicero de legibus II 9, 21.]

[5] Martini Hertz ad Joannem Vahlen epistola: Index lect. in univ. litt. Vratislav. per aestatem anni MDCCCLXXXI etc. habendarum.

[6] [Traube hatte noch mehr Beispiele für derartige Glossen gesammelt, von denen ich hier einige mitteile: Schon Cassiodor hatte in seiner Institutio (ed. Garet p. 1122) kritische Äußerungen — *χρήσιμον in bonis dictis, in malis ἄχρηστον* — beizufügen empfohlen. Mancherlei Randbemerkungen findet man in dem bekannten alten Augustinus de baptismo des Escorial (vgl. die in Bd. I der Vorl. u. Abh. S. 182 no. 41 genannten Abbildungen und Abhandlungen). Die Augustinhs. München lat. 5251 saec. XIII hat nach Boll am Rande *iocunda comparatio, ridicule intellectu* u. dgl.; Ähnliches findet man auch in dem alten Kölner Augustin Cod. LXV. Aus Eugipphandschriften führt Knöll in seiner Ausgabe p. V, XI sq. und XX verschiedenes an. Ein *emenda non est bene* steht z. B. am Rande eines Codex saec. VIII von Pseudo-Cyprianus de aleatoribus (ed. Hartel vol. II 93, 11). Noch Petrarca liebte es *eleganter, muliebriter* etc. beizuschreiben, vgl. P. de Nolhac, De Petrarcae codicibus p. 40. — Über Randschriften in griechischen Codices und ihre Einwirkungen auf die Texte vgl. V. Rose im Hermes V 68; C. G. Cobet, Variae lectiones², Leiden 1883, p. XXIX; E. Maass in den Mélanges Graux p. 756; E. Preuschen Bd. IV p. XIV sq. der Berliner Origenesausgabe; A. Brinkmann im Rhein. Mus. LVII 485 usw.]

dogmatische Absicht haben. Knöll hat auf einzelne in der Art verderbte Stellen in den Confessiones des Augustin gelegentlich seiner Ausgabe[1] hingewiesen. Wir wissen sogar von Streitigkeiten, die im Mittelalter deswegen geführt wurden.

So half man sich also gegenüber dem abstoßenden und beleidigenden Inhalt teils durch Interpretation, teils durch Interpolation, teils durch bloßes Adnotieren des Widerspruches. Doch dies ist keineswegs das Durchschnittliche. Das ist vielmehr eine ziemlich unbesorgte Weitergabe und ebenso unbesorgte Nachahmung.

Über diese *imitatio*[2] haben wir ausführlich zu sprechen, über das mehr oder weniger wörtliche Ausschreiben der Vorgänger oder die Anbringung von allerhand Reminiszenzen, die sich unwillkürlich eingeprägt hatten und nicht direkt voraussetzen lassen, daß es sich um ein Nachschlagen, einen eigentlich literarischen Akt handelt.

Die Imitatio gehört eigentlich in das Gebiet der Stilistik und Rhetorik. Das Aufbauen der neuen Schriften auf dem Ausdruck der alten hat im größten Stile schon die römische Zeit betrieben. Es beruht in der römischen Dichtung der Ausdruck oft auf einer wörtlichen Nachahmung, die uns in Erstaunen versetzt. Es hängt das zusammen mit dem rhetorischen Unterrichte. In der Rhetorenschule hatten oft ganze Schülergenerationen daran herumgearbeitet eine Pointe herauszubringen. Diese wurde dann an geeigneter Stelle angebracht. Es ist also in der römischen Literatur immer nachgeahmt worden. Die Vorstellung von Originalität, mit der wir an alle großen Leistungen herantreten, fehlte der vergangenen Zeit vollständig. Die Anforderung, in der Kunst originell zu gestalten, ist etwas Modernes, sie beginnt für viele Zweige der Literatur erst in sehr später Zeit aufgestellt und berücksichtigt zu werden. Noch Lessing und Goethe benutzten sehr weitgehend frühere Stoffe.

Neuerdings hat über die Imitatio in der römischen Literatur W. Kroll[3] geschrieben. Skutsch[4] hat Virgil sehr herb abgekanzelt

---

[1] Wien 1896, p. XV. [Ein besonders lehrreiches und dazu recht altes Beispiel ist die Umarbeitung der Verse des Dracontius über die Erschaffung des Bösen durch Gott (satisf. 15ff.) in die Lehre von bloßer Zulassung bei Eugenius von Toledo, vgl. meine Ausgabe S. XVIII. F. Vollmer.]

[2] [Dieses Thema ist von Traube auch in den Vorlesungen über die „Römische Literatur im Mittelalter" und „Das Fortleben der Antike im Mittelalter" (no. XXIX und XXXII) in ähnlicher Weise behandelt worden.]

[3] Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1902 S. 1 ff. [Vgl. auch F. Leo, Die Originalität der römischen Literatur, Göttingen 1909 (Festrede), und C. Hosius, De imitatione scriptorum Romanorum imprimis Lucani, Festschrift der Universität Greifswald 15. Mai 1907.]

[4] Aus Vergils Frühzeit, Leipzig 1901.

wegen einer solchen Nachahmung: Virgil benutzte Verse zeitgenössischer und früherer Dichter ohne viel danach zu fragen, ob sie an die Stelle passten. Das liegt uns völlig fern, entspricht aber ganz den alten Anschauungen. Diese Art der Nachahmung und Benützung des Früheren erbte sich fort. Freilich Rhetorenschulen im römischen Sinne gab es im eigentlichen Mittelalter nicht, auch die Vorlesungen hörten bald auf. Aber man las die Schriftsteller wie Virgil, lernte sie zum Teil auswendig, und bei eigenen Versen schlichen sich dann ganze Konstruktionen und Verse, nicht nur Worte in den Zusammenhang ein. Besonders ist es die kleine Münze der epischen Erzählung, aber auch Ausdrücke aus der historischen Sprache — für Kriegführung, Schlachten usw. —, die so von Hand zu Hand weitergehen.

Dies bringt für uns eine gewisse Schwierigkeit mit sich. Mehr noch als bei der alten römischen Literatur legt sich dem Erforscher und Herausgeber mittelalterlicher Texte die Frage vor: Wie soll er sich verhalten, soll er die Nachahmungen aufspüren, ihnen auf den Grund gehen, den Ursprung der Wendungen aufzeigen, den Text aufbröseln? Es hat sich in der Erkenntnis dieses Brauches der mittelalterlichen Schriftsteller, aber auch der späteren römischen Dichter eine ganze Philologie gebildet, die der Imitatio nachspürt. Dem liegt gewiß viel Berechtigtes zugrunde. Man muß die Bestandteile eines Satzes bis in die Schicht verfolgen, aus der das Baumaterial geholt wurde. Aber man geht vielfach zu weit, verschwendet Kraft. Das Nachweisen ist in der letzten Zeit in einen Sport ausgeartet. Es gibt Gelehrte, die bei dieser Arbeit eigentlich nichts weiter getan haben, als die Stellen, die einzelne Worte oder Verse des Virgil u. a. nachahmen, bei den christlichen Dichtern der späteren römischen Zeit und dann bei den mittelalterlichen Autoren zu sammeln.

Man muß sich zurecht legen, wie weit man gehen soll, und sich klar machen, was noch wissenschaftliches Interesse hat; sonst könnte man da bis ins Unendliche weitergehen. Im Mittelalter war man ja fast ganz und gar auf die überlieferte Sprache angewiesen. Hat das, was man findet, einen allgemeineren größeren kulturhistorischen Zusammenhang, ist der benutzte Schriftsteller ein eigenartiger, selten gekannter, so daß es wertvoll ist nachzuweisen, daß er noch in dieser Zeit gelesen wurde, dann muß man überall, wo es interessant ist für Kritik und Exegese, zurückgehen auf die Quellen. Man darf aber nicht überall, bei jeder kleinen Phrase, zurücksteigen bis zu den antiken Schatten, nicht jedes *magna comitante caterva, talia fatus erat, nec mora, maximus heros, nulli pietate secundus* u. dgl. ist zu

buchen. Man muß um so vorsichtiger sein, als bei manchen Zitaten Mittelquellen (Enzyklopädien, Florilegien) benutzt sind.

Es gibt dann noch eine Nachahmung in höherem Sinne.[1] Einhard z. B. folgt in der Vita Karoli Magni Sueton und hat erst durch diesen sehen gelernt. Einhard studierte in Fulda, dort nun lag der einzige Kodex des Sueton. Andere waren daran vorbeigegangen, er wurde darauf aufmerksam. Einhard fand bei Sueton alle möglichen Dinge erwähnt (Familienleben, Kleidung, Scherzworte u. a.), die ihm fern gelegen hatten. Kaum hatte er das bemerkt, da ahmte er darin Sueton nach. So ist uns viel interessantes kulturgeschichtliches Material überliefert worden. Eine solche Nachahmung hat aber auch ungünstige Seiten. Rahewin z. B. schlägt Barbarossas Schlachten mit den Worten des Sallust und Hegesippus. Überhaupt verhalten sich die einzelnen Autoren ihren Vorbildern gegenüber verschieden, einer frei, der andere gebunden. Walahfrid Strabo, der Abt der Reichenau, ist wohl angeregt von den römischen Dichtern, aber war und blieb ein feiner freier Geist. Hrabanus Maurus, der ‚Praeceptor Germaniae', dagegen ist ein großer Plagiator, der Alcuin und Isidor ganz wörtlich ausgeschrieben hat.

Das führt auf den literarischen Betrieb im ganzen. Seit wann wird wörtlich ausgeschrieben? Früher war das Buch eine Rolle, ein schwer zu handhabendes Rouleau, das man nicht beliebig zu jeder Zeit aufrollen konnte um den Kopf hineinzustecken und die Sätze, die man gebrauchte, wörtlich zu übernehmen. Plinius der Ältere, der aus unendlich vielen älteren Schriftstellern und recht wenig eigener Anschauung — obgleich er deren besaß — ein ungeheuer umfangreiches Werk zurecht gemacht hat, benützt wohl die Griechen, selten aber die Römer wörtlich. Er ließ sich vorlesen, notierte und diktierte. Im allgemeinen gilt: in der älteren Zeit wird das Wort des Vorgängers recht frei übernommen. Das ist ein Benützen, kein Zitieren. Der Autor benützt zumeist der Schriftsteller nicht viele, höchstens zwei oder drei Quellen, die unendlich schwer zu trennen sind. Das wird anders seit dem 5. Jahrhundert. Einer der ersten, der wörtlich zitiert und mosaikartig seine Geschichte aus den Vorgängern zusammensetzt, ist Orosius (schrieb 417). Man hat das wohl mit Recht in Zusammenhang damit gebracht, daß damals die Rolle vom Kodex verdrängt wurde.[2] Nun konnte man wörtlich übernehmen.

---

[1] [Belege z. B. bei L. Friedländer, a. a. O. S. 328 ff. In ähnlicher Weise wie Rahewin benutzte Regino von Prüm Justins Epitome, vgl. M. Manitius im Neuen Archiv XXV 192—201.] [2] [Vgl. Traube, Vorl. u. Abhandl. I 94.]

Das Mittelalter unterscheidet sich also vom Altertum in der Art der Quellenbenützung vollständig.

Wir hatten über die Imitatio gesprochen als den eigentlichen Ausdruck des gelehrten Elementes der lateinischen Sprache des Mittelalters. Jetzt möchte ich nur auf eine besondere Eigentümlichkeit dieser Imitatio noch näher eingehen, auf ein Folgeübel der ganzen Richtung.

Bei der Nachahmung gefiel oft das Entlegene. Eine Reihe von archaistischen Ausdrücken ist mit besonderer Vorliebe fortgepflanzt worden. Das bezieht sich namentlich auf metrische Stücke. Bei Virgil fand man archaistische Formen und so findet man nun fast bei allen mittelalterlichen Epikern[1] die alten Formen von *ille*, *olli* für *illi* usw., *farier* statt *fari*, *ast* für *at*, statt der gewöhnlichen Bildung *iter itineris* den Nominativ *itiner*, Genetiv *iteris* und vieles andere. Eine gewisse Klasse von Formen hängt damit zusammen, daß man innerhalb der metrischen Stücke, besonders der hexametrischen, sich eine Einschränkung auferlegte, die das klassische Altertum noch nicht kannte: man duldete keinen Hiatus und keine Elision. Viele Wörter wurden so schwer brauchbar. Das Mittelalter hat deshalb eine Vorliebe für *seu*,[2] *vel*, *nec non*, aber nicht für *et, ac*, *atque* und *que*. Sie heißen nicht ‚oder' sondern ‚und', *que* wird öfters wie *et* gestellt, als Flickwort gebraucht. Die Auswahl war schon in der späteren Latinität vorhanden, es hängt aber der vermehrte und fortgepflanzte Gebrauch mit der Poenitenz des gemiedenen Hiatus zusammen. Das Mittelalter sucht gerade die metrisch brauchbaren Wörter. Für *esse* sagt man vielfach *fore*, was ja eigentlich falsch ist. Aber auch abgesehen davon wandte man sich mit Vorliebe den Unregelmäßigkeiten zu. Statt *mei* und *tui* findet man bei Hrotsvitha die ganz alten Formen *mis* und *tis*. Die Formen sind nicht aus Plautus genommen, wo sie jetzt erst wieder hergestellt werden, sondern, wie Haupt[3] sah, aus den Grammatikern (Priscian).

Dies führt weiter. Das Entlegene suchte man nun auch an der Quelle, d. h. in den Glossarien.

---

[1] Der Weg ging oft über die alten christlichen Epiker, vgl. Huemer über archaistische Formen bei Juvencus, Wiener Studien II 84.

[2] Selbst J. Döllinger hatte sich hier täuschen lassen [und bei der ersten Auflage der Papstfabeln *seu* mit ‚oder' übersetzt], den Irrtum aber später bemerkt, vgl. Die Papstfabeln des Mittelalters[2], Stuttgart 1890, S. 84 f.

[3] [Opuscula III 587. Vgl. auch die Zusammenstellung in Winterfelds Index zu seinem Hrotsvithatext p. 520.]

Eine sehr gute Sammlung lateinischer Glossare liegt vor im Corpus glossariorum latinorum a Gustavo Loewe inchoatum edidit G. Goetz, Leipzig 1888—1903, vol. II—VII (VI und VII Indices), Bd. I mit der Geschichte der Glossare ist noch nicht erschienen. Gesammelt ist im Hinblick auf das antike Latein, so daß man eigentlich nichts Mittelalterliches findet. Als Ersatz für den ersten Band dient der von Goetz bearbeitete Artikel *Glossaria* in Pauly-Wissowas Realencyklopaedie, der im Erscheinen begriffen ist, und immer noch G. Loewe, Prodromus corporis glossariorum, Leipzig 1876, und sehr gut G. Goetz, Der liber glossarum, Leipzig 1891.[1] Dieser *liber glossarum* ist eigentlich das erste Konversationslexikon, das wir haben.

Die Römer hatten viel glossographisches Material zusammengebracht, das wir an die Namen des Verrius Flaccus und Placidus knüpfen können. Es standen im Plautus und Lucilius gar zu viele Wörter, die sie nicht mehr verstanden, und die Grammatiker empfanden die Pflicht sie zu dolmetschen. Diese und andere derartige Sammlungen wurden schon in der Römerzeit vielfach abgeschrieben, exzerpiert, kontaminiert und Rinnsale aus ihnen fließen auch ins Mittelalter. Seltsame Wörter pflegen zu imponieren, und wo der Geist längst geschwunden, glaubt man ihn in wunderbaren Wortungetümen wieder einfangen zu können. Man ist jetzt, wie gesagt, bestrebt, die lateinischen Glossarien zu sammeln, zu ordnen, wichtige Gruppen aus ihnen zu rekonstruieren und so allmählich wieder aufzusteigen zu dem ursprünglichen Kern römischer Gelehrsamkeit. Uns interessieren hier mehr die trüben Seiten der Überlieferung, die Überbleibsel einstiger Herrlichkeit in der Hülle mittelalterlichen Schuttes. Mit der allmählich sich immer mehr verwässernden Überlieferung schleichen sich natürlich besonders bei an und für sich schon dunkleren Wörtern Fehler ein und oft haben die Schriftsteller des Mittelalters gerade diese benützt und so werden aus Korruptelen neue Wörter.[2]

Manche Klöster, wie Monte Cassino und St. Gallen, haben sich besonders mit der Sammlung der alten Glossare beschäftigt.

Ein typisches Beispiel für die Benützung der Glossare ist folgendes: In den griechischen Thomas-Akten[3] wird erzählt, wie der Apostel

---

[1] Abhandl. d. philol.-hist. Kl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. XIII no. II.

[2] Oft mußten die mittelalterlichen Schriftsteller (Dichter) dann selbst wieder Glossen zu ihren dunkeln Werken verfassen und legten diese gleich so an, daß sie ohne die Ergänzung unverstanden blieben: Heiricus, Vita S. Germani; Abbo, Bellum Parisiacum; Gesta Berengarii; Gesta Apollonii; wohl auch der sogenannte Cornutus.

[3] Der griechische und der lateinische Text herausgegeben von M. Bonnet, Supplementum Codicis apocryphi I (Leipzig 1883) p. 14 und 140.

nach Indien zum König Gundaphoros kommt und von ihm den Auftrag erhält, einen Palast zu erbauen. Im Griechischen werden nur vier Teile unterschieden. Die lateinische Übersetzung, die *Passio Thomae*, legt da eine längere Aufzählung aller möglichen Teile und Zimmer eines Palastes ein in gewählten Glossarwörtern. Die sind genommen aus einem Glossar, das man früher öfters aus verschiedenen Handschriften als mittelalterliche Palast- oder Palatinbeschreibung herausgegeben hat. Chr. Hülsen hat dies aufgeklärt.[1] Es stammt vielleicht aus dem 5. und 6. Jahrhundert. Die ganze Tätigkeit des Palastbaues wurde dem Thomas zugeschrieben, nur um Gelehrsamkeit zu zeigen.

Wir haben bisher die Literatur betrachtet und erwähnt, die sich auf die Glossarien des klassischen Philologen bezieht. Von hier aus eröffnet sich nun die Aussicht auf die Tätigkeit des Mittelalters auf diesem Gebiete.[2] Wir haben aus dem Mittelalter eine Reihe von alphabetischen Zusammenstellungen mehr realen Inhaltes, dann zusammenfassende Wörterbücher, so das des Papias. Vieles ist anonym überliefert, vieles noch gar nicht untersucht, z. B. die Glossare zur Bibel. Es gibt eigentlich wenig Arbeiten, die zusammenfassend diese große Literatur behandeln:

F. Heerdegen, Lateinische Lexikographie: Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II 2 (1900) S. 498 ff. [in der neuen Auflage (1910) S. 689 ff.]. — Der Historiograph der Lexikographie zeigt sich [im Hinblick auf die mittelalterliche Lexikographie] ganz ununterrichtet.

E. Littré, Glossaires (XIIIe siècle): Histoire littéraire de la France XXII (1852) p. 1—38. — Man wird ihn gern über seine Vorgänger plaudern hören.

F. Haase, De medii aevi studiis philologicis disputatio, Breslau 1856. — Ich erwähne ihn *honoris causa*.

F. A. Eckstein, Lateinischer und griechischer Unterricht, (herausgeg. von H. Heyden) Leipzig 1887, S. 53.

L. Traube, Zur Geschichte der lateinischen Wörterbücher: Archiv für lateinische Lexikographie VI 263—265.

S. Berger, De glossariis et compendiis exegeticis quibusdam medii aevi, Paris 1879.

G. Goetz, verschiedene *suis locis* genannte Arbeiten.

---

[1] Mitteilungen des Kaiserl. Deutschen archäologischen Instituts XVII (Rom 1902) S. 255 ff.

[2] [Ein gutes Beispiel für die Zusammensetzung mittelalterlicher Glossare gewährt die sorgfältige Quellenuntersuchung von K. W. Gruber, Die Hauptquelle des Corpus-, Epinaler und Erfurter Glossares: Romanische Forschungen XX (1907) S. 393—494.]

[E. Klostermann, Biblische und kirchliche Glossen, Glosseme, Glossarien: PRE. VI[3] (1899) S. 709—715.]

Die großen mittelalterlichen Lexikographen,[1] die freilich das meiste aus älteren Glossarien schöpfen, die sich auch immer wieder selbst bestehlen, sind folgende:

Ansileubus, Verfasser des liber glossarum,[2] Spanier c. 750.

Paulus Diaconus, Epitomator des Festus,[3] Lombarde, Zeitgenosse Karls des Großen.

Papias, Lombarde: *elementarium doctrinae rudimentum,* 1053 herausgegeben, gedruckt zuerst Mailand 1476. Die hauptsächlichste Quelle ist der *Liber glossarum.*[4]

Osbern[5] von Gloucester: *Panormia quasi vocabularium* saec. XII.

Hugutio oder Ugucio,[6] Uguzzo, Kanonist in Bologna, Lehrer Innocenz III., 1191—1212 Bischof von Ferrara, c. 1200: *Derivationes.*

Johannes de Janua (Genua): *Catholicon*[7] 1286.

Daneben gibt es nicht lexikalisch geordnete — zum Teil poetische — Werke (Synonyma, Utensilia, zur Bibel, Rara, Graeca), besonders von:

Alexander Neckam,[8] englischer Gelehrter, der in Paris (1180) studiert hatte: *De utensilibus sive de nominibus utensilium.*[9]

Johannes de Garlandia, gleichfalls ein englischer Gelehrter, der in Paris (um 1200) studiert hatte: *Dictionarius*[10] und *Synonyma.*[11]

---

[1] [Im folgenden werden nur die Hauptvertreter genannt.]

[2] G. Goetz, Der Liber glossarum, Leipzig 1891.

[3] K. Neff, De Paulo diacono Festi epitomatore, Leipzig 1891.

[4] Vgl. G. Goetz, Papias und seine Quellen: SBer. d. K. B. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. hist. Kl. 1903 S. 267—286.

[5] ed. A. Mai, Auct. class. VIII (1836). — Vgl. jetzt besonders G. Goetz, Beiträge zur Geschichte der lateinischen Studien im Mittelalter: Ber. über d. Verhandl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. Philol.-hist. Kl. LV (1903) S. 130—152.

[6] Vgl. über die *Derivationes* G. Goetz, Beiträge S. 121—129.

[7] Vgl. Goetz, Beiträge S. 152—154. — G. Goetz erörtert die Abhängigkeit der vier letzten von einander.

[8] [Sein *Repertorium vocabulorum* und *Vocabularium biblicum* sind niemals gedruckt worden.]

[9] ed. Th. Wright, A volume of vocabularies (1857) p. 96—119 (Auszüge), und A. Scheler im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VII (1866) S. 60—74, 155—173.

[10] ed. Th. Wright, l. c. p. 120—138, H. Géraud, Documents inédits sur l'histoire de France-Paris sous Philippe le Bel p. 580 sqq. und A. Scheler, l. c. VI (1866) S. 142—162. [Vgl. jetzt E. Habel, Johannes de Garlandia usw.: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte XIX (1909) S. 1—34, 119—130.]

[11] M. Kurz, Die Synonyma des Johannes von Garlandia, Wien 1885 (Jahresber. d. K. K. Staatsgymn. im IX. Bez. in Wien).

Guilielmus Brito, auch ein Engländer, der in Frankreich lebte, saec. XIV: *Vocabularium* (zur Bibel).

Disticha Cornuti,[1] ein metrischer Text, der ganz aus entlegenen griechischen Wörtern besteht.

Hat sich nun in ununterbrochenem Fluß die mittelalterliche lexikographische Literatur umgesetzt zu einem noch brauchbaren großen modernen Lexikon, dessen wir uns gerade bei der Bestimmung der Eigenheit der Latinität des Mittelalters bedienen können?

Am Beginn der modernen Periode steht J. Reuchlins *Vocabularius breviloquus*, anonym erschienen zuerst Basel 1475, er fußt auf Papias, Hugucio usw.[2]

Dieses Werk bezeichnet den damaligen Stand der Studien.

Wir treten dann in die eigentlich philologische Zeit ein. Die französischen Gelehrten Pithou,[3] Bignon,[4] Sirmond[5] gaben am Schluß ihrer Ausgaben der Leges, Capitularien usw. Glossare. Die seltenen Ausdrücke wurden erklärt. Es ist nunmehr der Standpunkt der klassischen Philologen, von dem aus die Texte betrachtet werden. Gerhardus Johannes Vossius gab Amsterdam 1645 *De vitiis sermonis et glossematis Latino-Barbaris libri quatuor* heraus. Auch bei ihm herrscht der Gesichtspunkt der Kuriositäten.

Usener[6] hat gesagt, daß zum Aufschwung der mittelalterlichen Philologie gehöre und führen müsse ein neues Wörterbuch und eine

[1] H. Liebl, Die Disticha Cornuti auch Cornutus oder Distigium des Jo. v. Garlandia genannt und der Scholiast Cornutus, Straubing 1888 (Progr.). [E. Habel, Der deutsche Cornutus, Berlin 1908 und 1909.] — *Cornutus* ist kein Personenname.

[2] [Die Hauptquellen scheinen das gleichnamige Werk, das Guarino zugeschrieben wird und auch die Vorlage zu dem von K. Hamann bearbeiteten Breviloquus Benthemianus (Hamburg 1879—82) gebildet hat, und das Catholicon des Johannes de Janua zu sein. Nach F. Heerdegen, Lat. Lexikographie[4] S. 692 überschätzte noch C. Bursian in der Geschichte der klassischen Philologie S. 121 das Verdienst Reuchlins.]

[3] [Traube hatte vor allem im Auge P. Pithous Ausgabe der Leges Visigothorum, Paris 1579, der Caroli Magni, Ludovici Pii et Caroli Calvi capitula, Paris 1588, und F. Pithous Liber legis Salicae, Paris 1602, mit dem *glossarium obscurorum virorum.*]

[4] [Marculfi monachi formulae, Paris 1613.]

[5] [Karoli Calvi et successorum aliquot Franciae regum capitula, Paris 1633.]

[6] Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882 [jetzt in Hermann Useners Vorträgen und Aufsätzen, Leipzig und Berlin 1907, S. 1—35. Useners Worte, auf die Traube oben anspielt, lauten (S. 32 der Vortr. u. Aufs.): „Aber während die stoffliche Ausbeutung dieser Quellen mit Eifer betrieben wird, ist die Kenntnis ihrer Sprache, des mittelalterlichen Latein, im wesentlichen auf der Stufe geblieben, auf die sie der große Wurf Du Canges gebracht; eine Geschichte dieser Sprache, eine Scheidung der grammatischen Entartungen und der aus Volksmundart zugewachsenen Worte nach Ort und Zeit hat niemand ins Auge gefaßt.“ Es ist kaum nötig, diese

Grammatik der mittelalterlichen Latinität. Die Forderung ist zu allgemein, als daß sie je erfüllt werden könnte. Es gibt kein mittelalterliches Latein, es wird auch kein Wörterbuch und keine Grammatik desselben geben.

Aber wir haben doch, werden Sie sagen, den Du Cange. Er ist es ja, den Usener mit diesen Worten auffordert zu verbessern. Was hat es denn mit dem Du Cange für eine Bewandtnis? Sein Werk ist ein großartiges Verzeichnis der Barbarismen, eine Sammlung der Eigenarten der lateinischen Sprache vom Standpunkte des klassischen Lateiners, der in diese Fehler nicht fallen will; aber mehr als ein gelehrtes Werk größten Stiles: ein Kunstwerk und ein alphabetisches Repertorium hauptsächlich von Staats- und Privat-Altertümern. Ein Glied in der Kette, mit der man damals in Frankreich begann, das Mittelalter zu umspannen, ein Versuch, es zu erobern, — das Mittelalter, von dem man sich wissenschaftlich, da die wissenschaftlichen Ideale dem klassischen Altertum galten, und staatlich, da damals eben der moderne Staat begann, gerade losgelöst zu haben schien. Ein Glied aber zugleich in der Kette der großen lexikographischen Arbeit, die Frankreich geleistet hat. Frankreich ist das klassische Land der Lexikographie. Hier wirken Robertus Stephanus 1531: *Thesaurus linguae Latinae*, Henricus Stephanus 1572: *Thesaurus linguae Graecae.* Und diesen folgt der eine Du Cange: 1678 mit dem *Glossarium mediae et infimae latinitatis,* 1688 mit dem *Glossarium mediae et infimae graecitatis.* Im selben Jahre 1688 stirbt er. Schon der Titel sagt, was Du Cange wollte. Er hat niemals praetendiert, ein ‚Wörterbuch' der mittelalterlichen Latinität zu schreiben, was etwa ein Du Cange + Forcellini + einigem anderen wäre. Er nennt, worauf Jacob Grimm[1] fein hingewiesen hat, seine Sammlung ein *glossarium.* Er sammelt in der Art der Pithous, Bignon, Sirmond, Vossius seltsame Wörter. Sein Werk ist etwas ganz Persönliches. Er hat eine Reihe von staats- und privatrechtlichen Abhandlungen hineingeheimnist, die an sich wundervoll sind, hat geschaffen, was wir Weistümer und dergl. nennen. Zum Teil baut sich die Arbeit auf Handschriften (Corbeienses) auf. In der Folge wurde das Werk durch die neuen Ausgaben seiner Iindividualität beraubt.[2] Henricus Valesius hatte gleich nach dem Er-

---

Bemerkungen so zu verstehen, wie es Traube getan hat. Es ist allerdings richtig, daß man oft dem Wunsche nach einem neuen Du Cange begegnet.]

[1] Deutsches Wörterbuch I p. IX.

[2] [Die Geschichte des Du Cange jetzt bei Ch.-V. Langlois, Manuel de bibliographie historique p. 305 sqq.]

scheinen viel auszusetzen.[1] Mabillon dagegen nannte es[2] *amplissimus liber omnibus apertus, de omnibus agens.*

Zu Paris erschien also 1678 in drei Folio-Bänden dies Wörterbuch. Bald darauf (1682) wurde es in Frankfurt a. M. nachgedruckt, mit den Supplementen aus dem griechischen Glossar 1710. Später, Paris 1733—1736, gaben es die Mauriner neu heraus. Ein Exmauriner, Dom Carpentier, veranstaltete 1766 ein Supplement von vier Bänden. Dann erschienen Nachträge und Zusätze in Deutschland, 1772—1784 (Halle) das *Glossarium manuale* des Allerweltsmannes Adelung. Das alles arbeitete zusammen Henschel, dessen Ausgabe wir uns bedienen:[3]

Glossarium mediae et infimae Latinitatis conditum a Carolo Dufresne domino du Cange auctum a monachis O. S. B. cum supplementis integris D. P. Carpenterii et additamentis Adelungii et aliorum digessit G. A. L. Henschel, Paris (A. F. Didot) 1840—1850, in sieben Bänden. Nach Henschel erschienen neue Supplemente:[4]

E. Brinckmeier, Glossarium diplomaticum, Gotha 1855—56.

L. Dieffenbach, Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis, Frankfurt 1857; Novum glossarium latino-germanicum, Frankfurt 1867. Diese Werke bauen sich auf älteren Werken auf und sind für das Deutsche wie für das Lateinische wichtig.

Eine neue schlechte Ausgabe des Du Cange, in der der wieder aufgegebene Versuch gemacht ist das einzuarbeiten, stammt von dem Verleger L. Favre, Niort 1883—1887 in zehn Bänden.

Jedes Lexikon wächst zusammen, das des Du Cange ist in seiner ursprünglichen Gestalt noch am meisten die Arbeit eines Kopfes —,

---

[1] Hadrian V. hat das in den Valesiana, Paris 1694, (im Avertissement) erzählt. [Vgl. auch die ‚Remarques sur quelques endroits du premier tome du glossaire latin de M. du Cange' auf p. 208—234.]

[2] De re diplomatica (1681), am Schluß der Praefatio.

[3] Über Unvollkommenheiten des Henschelschen Du Cange berichtete mit antisemitischen Seitenhieben und mit Ausblicken auf neue Arbeit E. du Méril, Mélanges archéologiques et littéraires, Paris 1850, p. 259 sqq. Dagegen lobte ihn wieder K. Hofmann, Amis et Amiles, Erlangen 1882, p. XXXVI, nannte aber die neue Ausgabe eine „Lohnarbeit"!

[4] Ergänzungen aus italienischen Urkunden gab F. Liverani im Propugnatore VI, 3 p. 372—406. Ein eigenes Lexikon für die ungarische Latinität (in Ungarn herrschte das Latein als Amtssprache bis 1848): Glossarium medii et infimae Latinitatis regni Hungarici . . condidit A. Bartal, Leipzig 1901. [Neuerdings ist hinzugekommen das Büchlein von Ch. Schmidt, Petit supplément au dictionnaire de Du Cange, Straßburg 1906.]

seiner Bedeutung, seiner Begrenzung. Was hat nun zu geschehen? Wie soll Du Cange fortgeführt, wie soll er ersetzt werden? Was haben wir für Hülfsmittel, wenn wir mehr gebrauchen als ein Glossarium?

Ich mache eine Vorbemerkung: Ich habe es jetzt zwar hauptsächlich noch mit dem Lexikon zu tun; unsere Aufgabe erweitert sich aber und führt dann wieder auf den Ausgangspunkt zurück: ich werde öfters von der lateinischen Sprache des Mittelalters reden, nicht nur in lexikographischer, sondern auch in grammatischer Hinsicht.

Wir vergegenwärtigen uns: Das Latein des Mittelalters hält den Besitzstand des Spätlateinischen fest, etwa wie es zwischen saec. VI—VII war, bevor die Sprache, die gesprochene Sprache ins Vulgäre, Romanische immer mehr überging;

es ist hauptsächlich, bewußt oder unbewußt, abhängig von der Sprache der Vulgata und der kirchlichen Autoren;

es kann sich oft der starken, lebendigen Einwirkung des Romanischen und Volkstümlichen nicht entziehen;

es hat aber in den gelesenen und nachgeahmten älteren Autoren, zum Teil unsern Klassikern, auch wieder einen Schutz gegen diesen Einbruch.

Es wirken also mehrere Kräfte zusammen und aufeinander.

Nun verstehen wir es gleich, wenn ich sage: unser erstes Hülfsmittel ist das vollständigste lateinische Lexikon, Lexikon der lateinischen Sprache überhaupt. Also Georges und Forcellini und jetzt, seit 1900 der Thesaurus linguae latinae mit dem Index librorum scriptorum inscriptionum ex quibus exempla adferuntur, Leipzig 1904, und dem Canon chronicus scriptorum, Leipzig 1904.

Der Thesaurus enthält also unsere Basis. Nun setzen die Spezialwörterbücher ein, die ein besseres Bild geben als die Glossarien. Also *indices*, womöglich *pleni*, *plenissimi*, nicht *glossaria*. Das haben wir ja in der Latinität des Mittelalters mehr als sonst: eigene Individualitäten, oder wenigstens eigene Art der Einzelnen je nach der wechselnden Vorlage. Man kann da freilich auch zu höheren Einheiten aufsteigen: Stil ganzer literarischer Gattungen (also z. B. der Epiker, die sich an Virgil, Arator, Sedulius, Iuvencus anlehnen; der Elegiker als Ovidianer; Satiriker nach dem Vorbild des Horaz und Juvenal; Historiker nach dem des Sallust und Hegesippus; der Stil des Kirchenrechts, der sich nach den älteren Sammlungen und z. B. dem Theodosianus richtet). Allein wir haben da wenig Muster. Die Historiker, die ja meist auf diesem Gebiet arbeiten, liefern unentwegt

Glossarien. Man sieht, wie in den Monumenta Germaniae historica die Abteilung der Auctores antiquissimi sich abhebt, die unter Mommsens Leitung stand (Jordanes, Cassiodor, Dracontius, Eugenius).

Ich gebe eine Zusammenstellung für möglichst mannigfache Zwecke von dem, was wir haben und nennen können.

Indices pleniores oder pleni.

Übergangszeit: MG. Auctores antiquissimi; vgl. auch M. Bonnet, Le Latin de Grégoire de Tours, Paris 1890.[1]

Karolinger-Zeit: MG. Poetae aevi Carolini vol. III 790—798: Indices grammatici (L. Traube); p. 798—811: Index rerum et verborum generalis (K. Neff unter L. Traubes Leitung). — MG. Legum sectio II: Capitularia regum Francorum, vol. II 568—718: Index rerum et verborum (V. Krause, K. Zeumer, A. Werminghoff). Aber kein Historiker ist mit einem solchen Index versehen! Einhard sollte einmal jemand vornehmen und die Chroniken zusammen.

10. Jahrhundert: P. von Winterfeld, Hrotsvithae opera, Berlin 1902, p. 251—548.

11. Jahrhundert: O. Holder-Egger, Lamperti monachi Hersfeldensis opera, Hannover und Leipzig 1894, p. 359—398: Index nominum et rerum; p. 399—489: Index locutionum memorabilium comparatarum cum antiquis, wobei viel Falsches unterläuft; an sich ließe man sich das Thema gefallen.

11./12. Jahrhundert: H. Hagenmeyer, Anonymi Gesta Francorum et aliorum Hierosolymitanorum, Heidelberg 1890, S. 523—574.

12. Jahrhundert: E. Voigt, Ysengrimus (1146—1148 von dem in Paris gebildeten Magister Nivardus aus Gent geschrieben), Halle 1884. In der Einleitung dieser sehr guten Ausgabe p. XXXVIII—LXXII Übersicht über die Grammatik und den Stil; S. 412—470 Glossarium. — A. Pannenborg und G. Paris in den Arbeiten[2] über die Echtheit des Ligurinus (1187). — Cl. Bäumker, Avencebrolis fons vitae ex arabico in latinum translatus ab Johanne Hispano et Dominico Gundissalino, Münster 1895 (= Beitr. z. Gesch. d. Philosophie im Mittelalter I 2—4) p. 394—553.

---

[1] [Außerdem kämen z. B. noch in Betracht die oben (S. 53) erwähnte Arbeit über Alcimus Avitus, die S. 62 Anm. 2 genannten Abhandlungen und die Glossare zu den Leges Visigothorum in MG. Legum Sectio I vol. I und den SS. rer. Meroving. in den MG.]

[2] [Vgl. die genaueren Angaben bei W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II[6] 286.]

13. Jahrhundert: Cl. Gertz, Andreae Sunonis filii archiepiscopi Sundensis hexaëmeron libri duodecim, Kopenhagen 1897, p. 380 bis 423: Index verborum et dictionum; p. 424 sqq. Appendices: De re grammatica. De prosodia. De metro. De elocutione poetica. Auctores nominatim citati.

Unsere zuletzt angestellte Betrachtung, die von den Glossarien über die mittelalterliche Lexikographie zum Du Cange führte, hat uns über das eigentlich Gelehrte hinausgeleitet. Das von Du Cange geschaffene Glossar und das auf diesem Unterbau etwa noch auszugestaltende lexikalische Hülfsmittel für die Latinität des Mittelalters darf ja weder das Kirchliche noch das Volkstümliche ausschließen. Im Gegenteil wird es gerade diese Wurzeln aufzudecken haben.

Ganz zum Gelehrten, zum Übergelehrten führt uns nun die folgende Betrachtung über mittelalterliche Dunkel- und Geheimsprachen zurück, die, wenn sie sich auch vom Lateinischen entfernten, doch von ihm ausgingen und nur hier eine Stelle finden können.

Es ist das keine persönliche Liebhaberei, wenn ich auf dieses Gebiet führe. Es ist unerläßlich; denn das Mittelalter steckt wirklich ganz in diesen Dingen. Und es ist kulturhistorisch sogar von Reiz zu verfolgen, wie das Streben nach dem Übernatürlichen, dem Unnatürlichen, dem Monstruosen und Zusammenhangslosen auch im Sprachlichen seinen Ausdruck findet. Ich kann mich leider bei dieser psychologischen Seite nicht länger aufhalten. Nötig ist die Feststellung auch, um der späteren Rückkehr zum Einfachen (z. B. in der karolingischen Zeit, im 12. Jahrhundert, in der Renaissance), zum Klassischen — was in diesem Falle das Natürliche war — ein um so größeres Verständnis entgegenzubringen.

Ich möchte hier noch etwas weiter ausholen. Wohl gab es in der mittelalterlichen Anschauung die drei heiligen Sprachen: das Hebräische, das Griechische, das Lateinische. Aber bekannt war von diesen nur das Lateinische. Hebräisch und Griechisch — davon kannte man Brocken, aus den Glossarien hauptsächlich, aus den Kirchenvätern, hier und da von einem Juden und Griechen, mit dem man im Verkehr stand, Brocken, die einzelne wie Liutprand auf Reisen[1] und im Handelsverkehr (Hermeneumata Vaticana) aufgegriffen hatten und die man dann geschickt und ungeschickt verwendete, um den Schein größerer Gelehrsamkeit und eigenartiger Sprache zu affektieren.

[1] [Auf die Bedeutung der Pilgerreisen für die Erhaltung griechischer Sprachkenntnisse im Westen macht mit Recht aufmerksam A. Baumstark, Abendländische Palästinapilger des ersten Jahrtausends und ihre Berichte, Köln 1906, S. 79.]

Bleiben wir einen Augenblick beim Griechischen stehen, um die Ausnahmen zu erwägen, die die Regeln bestätigen. Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen, daß dem lateinischen Mittelalter das Griechische so gut wie unbekannt gewesen ist. Wir haben früher erwähnt, daß beim Eintritt des Christentums ins römische Reich noch volle Zwiesprachigkeit herrschte. Das verschwindet aber allmählich. Die volle Kenntnis des Griechischen ist im eigentlichen Mittelalter ganz selten,[1] nur mittelbar durch ältere lateinische Übersetzungen wirkte es auf die lateinische Literatur ein. Die griechische Literatur, die in Byzanz teils tradiert wird, teils fortlebt, ist im allgemeinen für den Okzident tot, die ganze griechische Kultur war so gut wie verloren. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir doch hie und da einzelne Möglichkeiten und Ansätze und, was noch mehr ist, wir finden Zusammenhänge, die so eng sind, daß an einzelnen Stellen die Kenntnis griechischer Werke durchsickert. Wo gab es denn nun solche Berührungsstellen?

Festzustellen ist, daß am Ausgang des Altertums gerade noch lebhafte Bewegung und Lust im Aneignen griechischer Werke geherrscht hatte. Im 6. Jahrhundert ist Cassiodor der Mittelpunkt einer Übersetzerschule. Insbesondere wurden fachwissenschaftliche Werke dem Lateinischen zugeführt: Mediziner, Botaniker usw., aber auch Kirchenväter. Von dieser großen Literatur ist noch vieles ungedruckt oder wenigstens nicht kritisch herausgegeben. Über die Übersetzungsliteratur des ausgehenden Altertums ließen sich die anziehendsten Untersuchungen anstellen. Hier ist für die literaturlose Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts ein reiches Material der Betrachtung und Belehrung bereitgestellt.[2]

In Gallien bestanden noch im 6. und 7. Jahrhundert griechische Kolonien. Infolgedessen ist damals die Kenntnis des Griechischen in Frankreich noch nicht ganz ausgestorben. Einzelne Werke sind um diese Zeit in Gallien entstanden: die Glossaria graeco-latina[3] u. a.

---

[1] Sehr schwach ist der Abschnitt über das Griechische im Abendlande bei Bäbler, Beiträge zur Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter, Halle 1885. [Eine Zusammenstellung der in Frage kommenden Literatur gab Traube 1891 in ‚O Roma nobilis' S. 65. Seitdem ist natürlich viel hinzugekommen, ohne daß eine genügende Monographie über das Thema erschienen wäre. Einstweilen unterrichtet man sich wohl am schnellsten bei J. E. Sandys, A history of classical scholarship I², vgl. im Index s. v. ‚Greek literature'. Bei den folgenden Literaturangaben wird keine Vollständigkeit angestrebt.]

[2] [Vgl. V. Rose, Anecdota graeca et graecolatina II 115.]

[3] Gesammelt von G. Goetz im Corpus glossariorum lat. vol. II.

Es sind freilich ganz barbarische Werke, deren Latein kaum verständlich ist. Überliefert ist z. B. der sogenannte Barbarus Scaligeri (nur in einer Handschrift erhalten), eine höchst wichtige Weltchronik.[1] Aus dieser Zeit stammt auch der lateinische Arat, nicht die Übertragung des Germanicus oder Cicero, sondern eine wörtliche neue Übersetzung mit neuen Scholien. Sie wird im 6. Jahrhundert in Frankreich entstanden sein und von einem Gräzisten herrühren, der keine lateinischen Handschriften lesen konnte.[2] In Gallien erlischt aber die Kenntnis des Griechischen sehr bald; mit dem Aussterben der griechischen Kolonien ist der Einfluß des Griechischen auf das Lateinische zu Ende. Doch haben wir noch einige andere Berührungspunkte zu erwähnen.

Eine sehr wichtige Verbindungslinie geht über die irischen Mönche. Die Kenntnis des Griechischen bei den Iren während des karolingischen Jahrhunderts ist davon abgeleitet worden, daß in Irland, bevor es mit römischer Kultur in Verbindung trat, durch griechische Mönche griechisches Wissen verbreitet worden sei. Das Problem ist noch nicht geklärt.[3] Tatsächlich haben die Iren fortdauernd das Griechische gepflegt, einzelne wie Johannes Scottus selbst griechische Gedichte gemacht. Johannes Scottus konnte Griechisch,[4] aber sehr viel ist es nicht, vielfach laufen ganz barbarische Fehler unter. Durch diese Iren ist dem Mittelalter eine merkwürdige Literatur angeeignet worden, die in das 5. und 6. Jahrhundert gehört; es wurden vermittelt Dionysius Areopagita, Maximus Confessor, Priscianus Lydus. Das ist geringe Literatur. Aber sie kannten mehr, z. B. den Theophrast. Und nicht nur die Übersetzung dieser Schriften wird den Iren verdankt, sondern auch die Erhaltung einiger Hilfsmittel zur Erlernung der Sprache.[5]

---

[1] Vgl. Th. Mommsen in den MG. Auctt. antt. IX 83 sqq. und A. Bauer, Die Chronik des Hippolytos im Matritensis Graecus 121, Leipzig 1905 (= Texte u. Untersuchungen z. Gesch. der altchristlichen Literatur N. F. XIV 1).

[2] E. Maass, Commentariorum in Aratum reliquiae, Berlin 1898.

[3] [H. Zimmer führt die Kenntnis des Griechischen jetzt auf die Verbindung mit Südwestgallien zurück, SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1909, S. 559 ff. Vgl. oben S. 39.]

[4] [Vgl. E. K. Rand, Johannes Scottus S. 6 f.]

[5] [Über das Griechische bei Iren Traube in ‚O Roma nobilis' S. 57 (353) bis 60 (356) und 65 (361). Eine Liste von sakralen griechischen Handschriften, die von Iren geschrieben waren, gab er in den Poetae aevi Carolini III 821; nachzutragen sind die Cambridger Handschriften Trinity Coll. O. 1. 59 und Emmanuel Coll. 253. Aus der neueren Literatur seien die Aufsätze von Steinacker in der Festschrift für Gomperz (1902) S. 304 ff. und von H. d'Arbois de Jubainville in der Revue celtique XXVI (1908) p. 384—387 genannt.]

Gegenüber diesen immerhin zusammenhängenden Kenntnissen ist niedrig anzuschlagen, was die Angelsachsen vom Griechischen wissen.[1] Es ist ihnen eigentlich nur durch die Iren vermittelt, Eigenes haben sie nicht.

Dagegen ist in der Tat Unteritalien[2] eine stete Quelle des griechischen Einflusses, der Verständigung und des Austausches zwischen der griechischen und der lateinischen Literatur gewesen. Die Bedeutung Unteritaliens für die Vermittelung und Kenntnis der griechischen Literatur besteht darin, daß durch Unteritalien griechische Philosophen und Fachschriftsteller, außerdem aber — was vielleicht noch wichtiger ist — Komödienstoffe, Fabeln und dergl. bekannt werden.

Es bestanden Überreste des byzantinischen Exarchats, griechische Enklaven in Ravenna, Rom, Neapel, Calabrien. Erneuerung fand dieses griechische Element in Süditalien zur Zeit der Bilderstürme, zuerst im 8. Jahrhundert. Die griechischen Einflüsse erhalten sich dann durch das ganze Mittelalter, spielen an den Höfen der campanischen Fürsten im 10. Jahrhundert,[3] werden später verstärkt bis zu Friedrich II. bei den Normannenherrschern, wo die Araber als Vermittler des Griechischen hinzukommen, und erhalten sich in den zahlreichen Klöstern der Basilianer. In Neapel wurde das Mittelalter hindurch griechisch geschrieben. So kommt es, daß wir von dorther viele griechische Urkunden und Inschriften haben und die Literatur halb griechisch, halb lateinisch ist. In der Schule von Salerno herrschten die Griechen neben den Orientalen.

Literatur: P. Batiffol, L'abbaye de Rossano, Paris 1891.

B. Capasso, Monumenta ad Neapolitani ducatus historiam pertinentia, Neapel 1881—1892.

H. Usener, Beiträge zur Geschichte der Legendenliteratur. III. Legendenaustausch der griechischen und römischen Kirche: Jahrbücher für protestantische Theologie XIII (1887) S. 240—259; Legenden der Pelagia, Bonn 1879, S. 30.

---

[1] Vgl. H. Zimmer, Nennius vindicatus S. 274 und in der PRE. X 223.

[2] [Vgl. im allgemeinen außer Sandys, der auf den folgenden Seiten nicht für jeden einzelnen Fall zitiert wird, P. Marcs Zusammenstellung im Generalregister zu Bd. I—XII der Byzantinischen Zeitschrift S. 481 f. s. v. ‚Unteritalien'.]

[3] [Für diese ältere Periode vgl. J. Gay, L'Italie méridionale et l'empire byzantin depuis l'avènement de Basile Ier jusqu'à la prise de Bari par les Normands (867 bis 1071), Paris 1904, besprochen von Ch. Diehl im Journal des Savants 1905 p. 477—489; auch E. Gothein, Die Kulturentwicklung Süditaliens, Breslau 1886, S. 3 f. u. ö.]

O. Hartwig, Die Übersetzungsliteratur Unteritaliens in der normannisch-staufischen Epoche: Zentralblatt für Bibliothekswesen III (1886) S. 161—190, 223—225, 505 f.

Zahlreiche Legenden sind aus dem Griechischen ins Lateinische übergegangen. Paulus diaconus Neapolitanus z. B. übersetzt die Legende der Maria Aegyptiaca für Karl den Kahlen.[1] Hierher gehört gewiß auch der Johannes monachus, der den *liber de miraculis* für einen *dominus Pantaleus bis consul* überträgt.[2] Anastasius bibliothecarius übersetzt um diese Zeit den Theophanes. Aus diesen Beziehungen stammt ferner die Übersetzung des Alexanderbuches — eine der vier Bearbeitungen der Alexandersage für das Lateinische — von Leo diaconus (saec. X), die sogenannte *historia de proeliis*.[3] Die einzige — sehr merkwürdige — Handschrift ist Bamberg E. III. 14. Dann wird eine Fülle von Fachschriftstellern übersetzt: Ptolemaeus und die Physiognomoniker, Astronomisches, Astrologisches etc. Constantinus Africanus († 1087), ein Mönch von Montecassino, übersetzt Galen und Hippokrates. Einer der wichtigsten Übersetzer ist Aristipp (um 1160), er übersetzte z. B. Platos Phaedo und Meno.[4] Auch aus orientalischen Quellen kommen Übersetzungen: Barlaam und Josaphat,[5] Kalilah va Dimnah (letzteres von Johann von Capua[6] saec. XIII im Directorium vitae humanae übersetzt). Gewisse griechische Philosophen wie Nemesius sind mehrere Male[7] übersetzt worden.

---

[1] ed. Migne Patrol. lat. LXXIII 671. Der Widmungsbrief jetzt in den MG. Epp. VI 193 sq. [Über die wahrscheinliche Übernahme der unteritalienischen Michaelslegende von den Griechen vgl. auch Gothein, a. a. O. S. 67 und 72 f.]

[2] Vgl. M. Hoferer, Joannis monachi liber de miraculis, Würzburg 1884 (Aschaffenburger Progr.).

[3] ed. G. Landgraf, Schweinfurt 1885. [Die jüngere Fassung der *Epistula Alexandri Macedonis ad Aristotelem magistrum suum de itinere suo et de situ Indiae* wird in dieselbe Zeit und Gegend gesetzt, vgl. B. Kübler in den Romanischen Forschungen VI 203—237 und A. Ausfeld, Der griechische Alexanderroman, Leipzig 1907, S. 27. Über die ältere Version A. Hilka, Zur Alexandersage, Textkritik von Alexanders Brief an Aristoteles über die Wunder Indiens: Jahresbericht über das St. Matthiasgymnasium zu Breslau, Breslau 1909.]

[4] Über Aristipp als Übersetzer V. Rose im Hermes I (1866) S. 373—389; über Aristipp als Kanzler König Wilhelms I. vgl. K. A. Kehr, Die Urkunden der normannisch-sizilischen Könige, Innsbruck 1902, S. 82 f.

[5] [Vgl. E. Kuhn, Barlaam und Joasaph. Eine bibliographisch-literargeschichtliche Studie: Abhandl. d. philos.-philol. Kl. d. K. B. Akad. d. Wiss. XX (München 1894) S. 1—88 und die in U. Chevaliers Bio-Bibliographie col. 434 angeführte Literatur.]

[6] [Vgl. Chevalier col. 2381 und P. Marc im angeführten Index zur Byz. Zs. S. 53.]

[7] Von Alfanus von Salerno (saec. XI) und Joannes Burgundio *natione Pisanus* (für Friedrich I.). Für die Übersetzung des Alfanus: C. Holzinger, Nemesii Emeseni

Dies genügt um den Eindruck festzustellen, daß für diese Dinge schon viel geschehen, daß aber auch noch viel aufzuklären ist von den Zusammenhängen zwischen Unteritalien und Griechenland, die besonders verstärkt werden dadurch, daß im Normannenreiche die Araber, die sich vieles aus dem Griechischen angeeignet hatten, wieder in Verbindung treten mit der lateinischen Kultur.

Hier wirkt also auch schon das orientalische Element ein. Kann man so von einer sizilianischen Übersetzerschule reden, so trifft doch die ganze Vorstellung viel besser noch zu für Toledo. 1085 wurde Toledo durch Alfons VI. erobert, den Arabern abgenommen. Dieser merkwürdige, aufgeklärte Fürst befahl, daß die Werke der arabischen Literatur zugänglich gemacht und ins Lateinische übersetzt würden durch christliche Araber und spanische Juden. Von 1150—1250 blüht die Übersetzerschule von Toledo. Hier werden die größten Massen der griechischen Philosophen für das Lateinische erworben. Hier studieren und schaffen übersetzend Gelehrte aus aller Herren Ländern. Wir finden Deutsche wie Heremanus Alemanus, einen Engländer: Alfred Anglicus,[1] einen Lombarden: Gerhard von Cremona,[2] einen Iren: Michael Scottus.[3] Dadurch erst wurde die große Bewegung der Scholastik möglich, dadurch kam Aristoteles zur Herrschaft. Bis ins 13. Jahrhundert kannte man von ihm nur die logischen Schriften, nun wurden auch die ethischen und metaphysischen bekannt.

Der Weg, auf dem die Griechen den Lateinern vermittelt wurden, ist kein gerader. Als das Christentum nach Syrien überging, kam zugleich mit ihm eine eindringende Beschäftigung mit der griechischen Gelehrsamkeit. Und gerade die Nestorianer pflegten besonders die

---

libri *περὶ φύσεως ἀνθρώπου* versio Latina, Prag-Leipzig 1887 und Cl. Bäumker, Die Übersetzung des Alfanus etc.: Wochenschrift für klassische Philologie XIII (1896) Sp. 1095—1102. Für die des Burgundio: C. J. Burkhard, Die handschriftliche Überlieferung von Nemesius *π. φ. ἀ.*: Wiener Studien X 93—135, XI 143—152, 243—257; zu Nemesius a. a. O. XV 192—199, XXVI 212—221; Gregorii Nysseni (Nemesii Emeseni) *π. φ. ἀ.* liber a Burgundione in Latinum translatus: Jahresber. d. K. K. Carl-Ludwig-Gymnasiums im XII. Bez. v. Wien 1890/91, 1891/92, 1895/96, 1900/01, 1901/02.

[1] [Vgl. Adamson im Dictionary of National Biography I² (1908) p. 285.]

[2] [Björnbo, Studien über Menelaos' Sphaerik: Abhandl. zur Geschichte d. mathem. Wissenschaften XIV (Leipzig 1902) S. 11; Die mittelalterlichen Übersetzungen aus dem Griechischen auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften: Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und Technik I (1909) S. 385—394.]

[3] [Vgl. J. Wood Brown, An enquiry into the life and legend of Michael Scot, Edinburgh 1897; F. Boll, Sphaera, Leipzig 1903, S. 439 ff.]

aristotelischen Studien. Von den Syrern schöpften die Araber ihre Kenntnis der griechischen Autoren und in Spanien wurde aus dem Arabischen ins Lateinische oder erst ins Hebräische und dann ins Lateinische übertragen. Das ist also ein großer langer Umweg: Griechisch — Syrisch — Arabisch — (Hebräisch) — Lateinisch.

Für diese Übersetzungsliteratur, die aus Spanien stammt, und überhaupt für die Übersetzungsliteratur der griechischen Philosophen, die doch erst im 13. Jahrhundert zur vollen Wirksamkeit kommt, besonders aber für Aristoteles ist immer noch klassisch A. Jourdain, Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur les commentaires grecs ou arabes employés par les docteurs scolastiques, 2e édition Paris 1843. Vgl. ferner: C. Schaarschmidt, Johannes Saresberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie, Leipzig 1862, und die großen ungemein wichtigen Nachschlagebücher von M. Steinschneider, Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters, Berlin 1893; Die arabischen Übersetzungen aus dem Griechischen, Leipzig 1897; Die arabische Literatur der Juden, Frankfurt a. M. 1902; Die Geschichtsliteratur der Juden in Druckwerken und Handschriften, Frankfurt a. M. 1905; Die europäischen Übersetzungen aus dem Arabischen bis Mitte des 17. Jahrhunderts: Anzeiger d. Kais. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Kl. XLI (Wien 1904) No. II 16—25, SBer. d. Philos.-hist. Kl. d. Kais. Akad. d. Wiss. CXLIX (Wien 1905) No. IV, CLI (1906) No. I.[1]

Wenn wir das Ergebnis ziehen wollen, so müssen wir uns klar sein, daß bis ins 13. Jahrhundert das Mittelalter für Plato mit dem Timaeus in der Übersetzung des Chalcidius, für Aristoteles mit den logischen Schriften in der Bearbeitung des Boethius auskam. Dennoch aber hat man im Mittelalter fortgesetzt philosophisch gearbeitet und mit Instinkt die beiden, Plato und Aristoteles, gegen-

---

[1] [Von der Literatur außer und vor Steinschneider verdient wohl noch namentlich angeführt zu werden V. Rose, Ptolemaeus und die Übersetzerschule von Toledo: Hermes VIII (1874) S. 327 ff.; Aristoteles pseudepigraphus, Leipzig 1863; F. Wüstenfeld, Die Übersetzungen arabischer Werke in das Lateinische: Abhandl. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen XXII (1877) No. 2 und M. Schwab, Bibliographie d'Aristote, Paris 1896. Bei einer Wiederholung der Vorlesung wollte Traube neben anderem noch nennen: F. Boll, Chaucer und Ptolemaeus: Anglia N. F. IX 222—230; H. Grauert, Meister Johann von Toledo: SBer. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. K. B. Akad. d. Wiss. 1901 S. 111—325 und H. Suter, Die Mathematiker und Astronomen der Araber und ihre Werke: Abhandl. zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften X (Leipzig 1900), Nachträge hierzu XIV (1902) S. 155—185; M. Steinschneiders Ergänzungen in zahlreichen Artikeln der Orientalistischen Literaturzeitung von 1901 an.]

einander abgewogen. Die ganze scholastische Bewegung stellt sich auf diese zwei Pole ein.

Vom 13. Jahrhundert an ist die Kenntnis des Griechischen nicht mehr so vereinzelt. In England beschäftigen sich große Gelehrte ausschließlich mit dem Griechischen: Robert Grosseteste,[1] der Bischof von Lincoln († 1253) und besonders[2] Roger Bacon († 1294). Roger[3] drückt sich über diese Studien sehr charakteristisch aus im Opus tertium (1267): *Non sunt quatuor Latini qui sciant grammaticam Hebraeorum et Graecorum et Arabum; bene enim cognosco eos, quia et citra mare et ultra diligenter feci inquiri, et multum in his laboravi. Multi vero inveniuntur, qui sciunt loqui Graecum et Arabicum et Hebraeum inter Latinos, sed paucissimi sunt qui sciunt rationem grammaticae ipsius, nec sciunt docere eam: tentavi enim permultos.*

Wir haben nun noch die direkten Beziehungen zu den Orientalen kurz zu besprechen immer im Hinblick darauf, wie dies den allgemeinen Horizont erweiterte, der Literatur neue Stoffe zuführte und hier im Besonderen von Einfluß auf die Sprache wurde.

Die Syrer haben in der merovingischen Zeit, wo sie als Händler in das gallische Reich kamen, eine große Rolle gespielt. Darüber handelt P. Scheffer-Boichorst, Zur Geschichte der Syrer im Abendlande: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung VI (1885) S. 521—550.[4] [Ferner Bréhier, Les colonies d'Orientaux en Occident au commencement du moyen âge: Byzantinische Zeitschrift XII 1—39 und F. Cumont, Les réligions orientales[2] p. 159—164, 353.]

Die Siebenschläferlegende[5] wurde durch Gregor von Tours aus dem Syrischen mit Hilfe eines Syrers übersetzt.

---

[1] [Vgl. F. Stevenson, Robert Grosseteste, bishop of Lincoln etc., London 1899.]

[2] [Vgl. J. L. Heiberg, Die griechische Grammatik Roger Bacons: Byzantinische Zeitschrift IX (1900) S. 479—491 und desselben Besprechung von E. Nolan, The greek grammar of Roger Bacon, Cambridge 1902, in der Byz. Zs. XII (1903) S. 343 bis 347.]

[3] Opera quaedam hactenus inedita, ed. J. S. Brewer, London 1859, p. 33 sq. [Traube beabsichtigte bei einer neuen Bearbeitung der Vorlesung diese englischen Gräzisten im unmittelbaren Zusammenhang mit der unteritalienischen Übersetzerschule zu behandeln. Er bemerkt auf einem Nachtragszettel „Heiberg (et mislykket renaissancetilløb, Kopenhagen 1892) leitet von der Beziehung der Normannen in Italien zu ihren Stammesgenossen in England die „klassizistische" Richtung in England ab und damit das dortige Aufblühen griechischer Kenntnisse. Als Gipfel erscheint ihm gewiß richtig Roger Bacon".]

[4] [Jetzt auch in den Gesammelten Schriften II (Berlin 1905) S. 187—224.]

[5] [Vgl. M. Huber, Beitrag zur Visionsliteratur und Siebenschläferlegende des

Über Hebräisch im Mittelalter, besonders im frühen, spricht S. Berger, Quam notitiam linguae Hebraicae habuerint Christiani medii aevi temporibus, Paris 1893.[1]

Hrabanus Maurus hatte einen Juden, der ihm bei seinen Übersetzungen half.[2] Ein ähnliches Verhältnis — von Traube entdeckt, von Dümmler mißverstanden[3] — pflegte Florus von Lyon.

Durch gelegentliche Berührung mit den Orientalen wußte man also etwas von ihrer Sprache, erfuhr man von ihrer Literatur, erweiterte sich der ganze Gesichtskreis. Wohl klagt Roger Baco, wie wir gehört haben, daß kaum *quatuor Latini* Hebräisch und Arabisch verständen, und wettert gegen die schlechten Übersetzungen der Toletaner, aber daß viele die Sprache selbst kennen, nur nicht ihre *grammatica ratio*, gibt er selbst zu.

Ungleich eindrucksvoller mußten für das Mittelalter die Lektüre der gelehrten Arbeiten des Hieronymus sein — seiner biblischen Kommentare mit der steten Rücksicht auf das Griechische und Hebräische, seiner dreifachen Übersetzungen des Psalteriums — und die ganze philologische Arbeit, die darin niedergelegt war. Wenn man dem Mittelalter im allgemeinen den kritischen Sinn abspricht, so muß ganz entschieden

Mittelalters. I. Lateinische Texte. II. Griechische Texte. III. Zur Überlieferungsgeschichte der Legende. Die syrischen Texte mit besonderer Berücksichtigung ihrer Vertreter, Mettener Progr. für 1902/03, 1904/05, 1907/08; Textbeiträge zur Siebenschläferlegende des Mittelalters: Romanische Forschungen XXVI (1909) S. 462—468, 469—583. Hier findet man auch die ältere Literatur.]

[1] [In dem kleinen Faszikel „Hebräisch im Mittelalter“, der sich in no. XXXVIII der Traubeschen Papiere befindet, wird an Literatur noch verzeichnet außer den in den folgenden Anmerkungen zu nennenden: Specht, Geschichte des Unterrichtswesens (1885) S. 104 f.; S. Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen, München 1881—1889, S. 71 ff.; C. Hamann, De psalterio Cusano, Hamburg (Progr.) 1890/91, S. 6; V. Rose, Die Meermanhandschriften S. 100 a; L. Traube, MG. Poetae aevi Carolini III 698 sq.]

[2] L. Delisle, Bibliothèque de l'École des chartes XL 42; L. Traube, Neues Archiv XVII 458; P. Corssen, Jahresber. über d. Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft CI (1900) S. 61 f. [Freilich ist es nun nach A. E. Schönbachs Feststellungen, SBer. d. philos.-hist. Kl. d. Kais. Akad. d. Wiss. CXLVI (Wien 1903) no. IV S. 138 ff. sehr unwahrscheinlich, daß Hrabanus persönlichen Verkehr mit einem gelehrten Hebräer gehabt hätte.]

[3] [Die Bemerkung dürfte sich auf eine Stelle des Briefes beziehen, in dem Florus dem Abte von Novalese über seine kritischen Arbeiten am Psalter berichtet. Dümmler hat hier im Text (MG. Epp. V 340, 25 f.) *ad lectionem,* Die Handschriften überliefern aber *et lectorem* (oder *electorem*). Traube wollte offenbar mit Cipolla (Monumenta Novalicensia vetustiora II 209) *etiam Hebraicum ipsum et volumen et lectorem adhibui* beibehalten wissen. Vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] 345 Anm. 1.]

dagegen betont werden, daß es stellenweise feinste philologische Arbeit geliefert hat, gewiß im Anschluß an Hieronymus.

Im allgemeinen aber ist daran festzuhalten: Die Literatur war lateinisch und das Fremde kam herüber wie ein ferner Klang. Griechische Handschriften hatte man fast gar nicht außer etwa in Palimpsesten oder in irgendwelchem Kirchenschatz ein griechisches Evangeliar mit kostbarem Einband. Rührend ist, wie dennoch die Größe des Griechischen geahnt wird, wie Homer fortlebt als der größte Dichter.[1] Es blieb, wie der Klosterschüler sagt:

Esse velim Graecus, cum vix sim, domna, Latinus.

Der Hang zum Fremden blieb und klebte Fetzen und Lappen ans eigene literarische Gewand. Je weniger man vom Griechischen und den andern östlichen Sprachen wußte, um so größer war dieser Hang.

Und nun können wir auch die Neigung zum Gelehrten und Übergelehrten verstehen, die Neigung in einer Sprache zu schreiben, die keine organische mehr war.

Übergelehrtes Latein. Geheimsprache. Hisperica famina.

Im allgemeinen vgl. man G. Goetz, Über Dunkel- und Geheimsprachen im späten und mittelalterlichen Latein: SBer. der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1896 S. 62 ff.

Goetz unterscheidet solche Sprachen, die sich hauptsächlich aufbauen auf archaischem Latein und auf Glossen; solche, die Neubildungen aus dem Griechischen und Hebräischen — er hätte hinzufügen können: auch aus dem Keltischen — aufgenommen haben; drittens Sprachen mit puren Erfindungen, die an nichts Vorhandenes anknüpfen, also rein Ausgedachtes verarbeiten. Das ist das Latein, in welchem stellenweise Virgilius Maro Grammaticus[2] und die heilige Hildegard reden.

Wichtiger als die ganz exzentrischen Sprachen sind die Hisperica famina, sie sind wichtig wegen des Landes und der Zeit. *Hisperica famina,* so wollen wir das Ganze nennen. In Wahrheit ist so nur die Überschrift im Vatic. Reg. lat. 81, aus der Angelo Mai[3] zuerst ein solches Schriftstück herausgab. Hisperica famina heißt hier: römische, urbane feine Sprache.

---

[1] *poeta sovrano* bei Dante, der auch nicht Griechisch konnte, aber mehreres durch lateinische Übersetzungen aus dem Arabischen (Averroes und Avicenna) kannte.

[2] [Eine neue Abhandlung über Virgilius kündigt H. Zimmer an, SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 15. April 1909.]

[3] Auctores classici V 479—500.

Wo stammt dieses Latein her? Mit der Beantwortung dieser Frage erhalten wir Licht über eine ganz dunkle Zeit. Dieses seltsame Latein, von dem allmählich viele Proben bekannt geworden sind, wurde nur geschrieben, nicht gesprochen, und zwar in Südwestbritannien, schon im 6. Jahrhundert. Der Hang hat sich hier lange erhalten, ebenso im keltischen Frankreich. Das hat H. Zimmer nachgewiesen.[1] Es hatte jedoch bereits mehrere Jahre vorher ein englischer Gelehrter, der bekannte Henry Bradshaw, die Frage aufgeklärt, aber keinen Einfluß auf Zimmer[2] ausgeübt. Zimmer[3] hat noch umfangreiche neue Stücke aufgefunden, die Gespräche und Schilderungen des Tagewerkes junger christlich-klösterlicher Rhetorenschüler enthalten. Außerdem ist eine Reihe anderer Denkmäler hervorgetreten, in denen die Heiligen zum Schirm für alle möglichen Körperteile angerufen werden, die sogenannten *Loricae*.[4] Paul von Winterfeld hat auf meine Veranlassung im vierten Bande der Poetae aevi Carolini p. 276—295 den *Lios monocus*, ein Gedicht in richtigen Hexametern mit wunderbaren lateinischen Ausdrücken, aus einer Leidener Handschrift herausgegeben.

Zimmer hat mit seiner Theorie über die Heimat (Südwestbritannien) recht.[5] Erst dachte man an Spanien und Irland. Die Handschriften[6] der Hisperica famina stammen zum größten Teile aus dem 9. und 10. Jahrhundert, die Texte sind aber viel älter; wir kommen ins 6. Jahrhundert: die römische Bildung setzte sich da allmählich um in die mittelalterliche, aus den Grammatikerschulen gingen die Mönchsschulen hervor. Das höhere Alter der Texte spiegelt sich wieder in gewissen paläographischen Eigentümlichkeiten. Die Paläographie ist insular.[7]

---

[1] Nennius Vindicatus, Berlin 1893, Appendix.

[2] Collected papers, Cambridge 1889, p. 463 und 468 sq. Dazu G. W. Prothero, Memoir of Henry Bradshaw, London 1888, p. 188, 340 usw.

[3] Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. Kl. 1895, S. 117—165.

[4] [Neuester Abdruck dieser und aller anderen Stücke bei F. J. H. Jenkinson, The Hisperica famina, Cambridge 1908. Vgl. auch The prayer book of Aedelvald the bishop, ed. A. B. Kuypers, Cambridge 1902.]

[5] [Jenkinson erklärt sich, l. c. p. XI, mit Bestimmtheit für irischen Ursprung.]

[6] [Vom Reginensis (wohl aus Fleury) und Epternacensis Tafeln in Jenkinsons Ausgabe.]

[7] [Eingehende Erörterung der Paläographie bei Jenkinson, l. c. p. XXV sqq. im Anschluß an Traubes Beobachtungen.]

2. Die lateinische Grammatik des Mittelalters.

Wir schließen die Betrachtung des gelehrten Elementes der lateinischen Sprache mit einer Betrachtung der mittelalterlichen Grammatik.

a) Praktische Winke für die Lektüre lateinischer Texte des Mittelalters. (Grammatik für Anfänger.)

Was ich hier bringe, hier nur bringen kann, ist nicht eine auch nur annähernd erschöpfende Betrachtung der lateinischen Sprache des Mittelalters. Ein solche zu geben, wäre, wie ich gezeigt habe, unmöglich.

Ich will vor allem die Neugierde wecken, den Reiz der Forschung und freilich hauptsächlich auch den des Objekts empfinden lassen. Dieser mannigfache Charakter, diese Stillosigkeit eigentlich, diese überall erborgten fremden Federn — ja das ist doch ein Ganzes geworden, ein Eigentümliches, und dieser Tote, scheint es nicht als wenn wie ein Hauch, wie ein leiser Atem von ihm ausginge? Jede Schriftsprache ist ja Stilisierung. Und die warmen Quellen des Volkstümlichen, der Quickborn, von dem jede Schriftsprache lebt, sind dem Latein des Mittelalters ja nicht ganz verschlossen; transponierend zwar, kann es doch auch aus den Vulgärsprachen Nahrung ziehen. Kein Klassizismus schränkt es ein.

Aussprache und Orthographie.

Die regionalen Unterschiede sind zum Teil schon erwähnt. Spanisches und irisches Latein sind bisher von der Forschung am besten herausgehoben.

Seit dem 12. Jahrhundert haben wir allgemein den Übergang von *ae* und *oe* in *e*. Das ist eine graphische Eigentümlichkeit, die so stark hervortrat, daß man im 14. Jahrhundert die älteren Handschriften *codices diptongati (littera dyptongata, per diptongos scripti)* nannte.

eu wird zweisilbig gesprochen, z. B. in *heu, seu.*[1]

Der Wechsel von *y* und *i* ist eine der geläufigsten Eigenheiten: *i* — *y* und *y* — *i*, z. B. *tybi* statt *tibi.* Beständig wechseln ferner *e* und *i*, *u* und *o*, z. B. *monimentum, tonica.* Das darf nicht herausgebessert werden, da es mittelalterlich ist.

---

[1] Vgl. L. Traube, O Roma nobilis S. 22 (318) und 24 (320).

In den griechischen Wörtern siegt meist der Akzent: *sophia, theologia, commedia* (so hat Dante selbst ausgesprochen), *blásfemus* (und *blásphimus*), *ídolum, éremus.*

Dabei spielen indes auch noch andere Fragen mit. Nach einem bekannten Gesetz, das wir in den romanischen Sprachen durchgeführt finden, heißt es *mulier, mulieris* (so schon bei Dracontius), *filiolus.*

Genaue Vorschriften[1] gelten für zusammengesetzte Wörter. Ihr Akzent wurde nur mit Mühe herausgebracht. Man sagt: *eóquod, próhdolor,*[2] *multópost, paulóminus* wie *nihilóminus.*

Ein Hauptgesetz ist: *mutatio accentus causa differentiae.*[3] Man schied z. B. *circum* (Adv.) und *circúm* (Praep.), *álias* (Acc. plural.) und *aliás* (Adv.), *una* (= eine) und *uná* (Adv.), Virgilius Maro grammaticus: *lége* und *legé*, sogar *érgo* (= also) und *ergó* (*pietatis ergó*).

Beständige Vertauschung von *ci* und *ti: accio (actio), diccio (dictio)* etc.

Die Aspiration fällt ebenso oft fort wie sie falsch gesetzt wird: *mihi — michi, nihil — nichil, mici* und *nicil* sind mehr spanisch. Über einige Schreibungen hat uns erst W. Schulze[4] aufgeklärt: *dipthongus* (auch *diptongus*) ist alt, *phth* setzen erst die Humanisten nach dem Griechischen.

Einschiebung von *p*:[5] *hiemps* (das aber schon älter ist), *contempnere, solempnis, dampnum,* auch z. B. *hympnus.*

Die Assimilation ist gewöhnlich durchgeführt. Bei *in* hat man unterschieden: *in* als Negation wird nicht assimiliert, dagegen als Präposition. Z. B. *inmutatus* und *immutatus, ammirari* u. a.

Wortlehre (Wortbildungslehre).

Übergang von einer Konjugation in eine andere. Der Übergang beruht auf phonetischen Gründen: *e — i, a — e,* d. h. Übergang von der zweiten in die dritte, von der ersten in die zweite Konjugation. Z. B. *fulgit, nitit; radientia.*

Viele Deponentia werden gebildet: *memorari* u. dergl., wobei besonders die Vulgata vorbildlich war.

---

[1] Vgl. Thurot, Notices et extraits XXII 2, 392 sqq.
[2] Vgl. G. P⟨aris⟩ im Journal des Savants 1903 p. 122.
[3] Vgl. E. Voigt, Ysengrimus p. XXVIII.
[4] Orthographica, Marburg 1894.
[5] Vgl. E. Voigt, Ysengrimus p. XXXIX.

Neue Wörter.

Besonders hat das mittelalterliche Latein viel neue Wörter. Hier ist Vorsicht geboten; ein Meister wie Jaffé machte aus dem alten *horno* — *hoc anno*. *horno* = 'heuer' hängt mit 'Jahr' zusammen, war von jenem Scribenten, der es verwandte, in einem Glossar oder bei einem Grammatiker gefunden. Auch die folgenden Wörter, die zum Teil freilich auch schon älteren Ursprungs sind, werden oft fälschlich korrigiert: *appropiare* sich nähern (approcher), *diatim* täglich, *baco* (ein germanisches Wort) Schinken, *multo* (ein keltisches[1] Wort, von irischen Dichtern gern gebraucht) Hammel, für 'Bier' gab es das alte keltische Wort *cer(e)visia*,[2] schon bei Plinius als *vox gallica* erwähnt. Das war aber nicht überall bekannt. Lange Zeit wurde dafür *sicera* aus der Vulgata (dort die Bezeichnung für irgend ein berauschendes Getränk der Hebräer), dann wieder *cerevisia* genommen.

per und *prae* steht vor Adjektiven und Verben zur Steigerung. *prae* bedeutet bei guten Latinisten immer nur eine Steigerung zum Guten.

Zahlreich sind neue Diminutiva und Composita.[3] Da schaltet das Mittelalter ganz frei, die Grenzen werden nicht immer eingehalten. Zu *altisonus, altitonans* (seit Ennius) und *altithronus*[4] (wenigstens schon bei Juvencus) kommen hinzu: *altiboans, altiloquus, alticanorus, altipotens*. Osbern stellt jedesmal ganze Wortreihen desselben Stammes zusammen. Das sind Wörter natürlich des epischen Stils (Ennius, Vergilius, Juvencus, Fortunatus, neue Bildungen — so ist etwa der Weg).

Ebenso schafft sich der elegische Stil der Ovidianer saec. XII reichen neuen Wortschatz. Matthaeus von Vendôme sammelt in seiner Ars versificatoria[5] solche eleganten, zum Teil neugebildeten Adjektiva auf *-alis, -osus, -atus, -ivus*.

Die lateinische Sprache ist ja ungemein bildsam, und nun — der toten kann man auch leicht Gewalt antun. Ganz aristophanisch ist das alte Paradigma aus Shakespeare:[6] *honorificabilitudinitatibus*. Das Wortungeheuer kommt schon im Codex Bernensis 522 (Petrus Grammaticus) saec. IX vor[7] und stammt vielleicht aus dem Vers: *dignus*

---

[1] [Vgl. G. Gröber im Archiv für lateinische Lexikographie IV 127.]

[2] [Vgl. G. Gröber, a. a. O. I 545 und Thesaurus ling. lat. III 943 sq.]

[3] Darüber belehren noch am besten die Glossarien, z. B. hinter den Acta SS., Mon. Germ. [Vgl. aber auch die vulgärlateinischen Grammatiken.]

[4] [Vgl. Thesaurus linguae latinae I 1764.]

[5] ed. Bourgain p. 49.

[6] Verlorene Liebesmüh' V, 1.

[7] H. Hagen, Anecdota Helvetica p. 164. [Die Biographie des im späteren Mittelalter recht beliebten Wortungeheuers hat M. Herrmann im Euphorion I (1894)

honorificabilitudinitatibus esto, den zusammen mit *manducaverunt Constantinopolitani* Hagen zitiert; *solicitudinibus Constantinopolitanis* bei Rutilius Namatianus.

Sehr reich und oft glücklich war die Wortschöpfung auf dem Gebiete der Technika, vor allem in der Terminologie der scholastischen Philosophie selbst. Doch die Neuschöpfungen[1] wie *quidditas* und *haecceitas* entstammen erst dem 13./14. Jahrhundert (Duns Scottus u. a.). Hier liegen freilich auch die Anfänge zu den Sprachscherzen der 'epistolae obscurorum virorum'. Die Leistungen dieser mittelalterlichen Gelehrten dürfen aber nicht verachtet werden. Die Scholastik war ein Gymnasium für die Ausbildung des menschlichen Geistes überhaupt. Ihr spekulatives Betrachten der Dinge achten wir nicht mehr, aber andererseits sind daraus Systeme entstanden, deren wir nicht entbehren können. Unsere grammatische Syntax ist das Ergebnis dieses Denkens. Die Römer sind dazu niemals vorgedrungen. Die Syntax ist Errungenschaft der scholastischen Philosophie nur auf Grund des Priscian. Freilich ist nichts beobachtet, sondern alles zurechtgemacht. Eine Vergleichung der Sprache wäre nicht möglich ohne solche Vorschulungen des Denkens. Besonders bei der Philosophie zeigt sich der Reichtum einer Sprache.

Bedeutungslehre.

Viele Ausdrücke wechseln ihre Bedeutung ganz: *subito, repente* = *cito; a modo, modo* = *nunc; dominus* = *caelestis dominus, domnus* = *mortalis dominus.* Besonders häufig ist der Übergang bei den Pronomina: *ipse* = *is, iste* = *hic; toti* = *omnes; totus* = jeder; *quanti* und *tanti* = *quot* und *tot.* Mischungen entstehen durch das Zusammenwerfen von *is* und *hic* im Plural. Aus *hi* und *ii* wird *hii.* Gesprochen wird *hii* dann wie *hi.* Was ein Schriftsteller meinte (*hi* oder *ii*), sieht man aus den Casus obliqui. Dasselbe findet sich bei *isdem*: sehr oft *hisdem* = *iisdem.* Oft ist *suus* = *eius*, überhaupt sind Verwechslungen und Übergänge bei Reflexiven und Demonstrativen (*quisquis* und *quisque*) häufig. *Intra* und *infra* werden nicht selten vertauscht; *pro* steht mit *per* und *propter* im Wechsel; *super* wird häufig statt *de, absque* statt *sine* gebraucht.

Syntax.

Im allgemeinen vgl. man J. H. Schmalz, Lateinische Syntax, München 1900 (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II 2³

S. 283—293 geschrieben. Die etwas abweichende Form *in honorificabilitudinacionibus* fand ich als Federproben in Bamberg Q. V. 41 und München germ. 541.]

[1] Vgl. Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie II⁹ (1905) S. 324.

S. 197—426), wo aus dem Spätlateinischen manches Syntaktische zusammengestellt ist, dessen Lateinische Stilistik (a. a. O. S. 427—493).[1]

Casuslehre: Lokative werden eingeführt als Ortsnamen; es sind eigentlich erstarrte Pluralformen des Stamm- an Stelle des Stadtnamens im Accusativ oder Ablativ:[2] *Turonus* (von *Turoni*), *Parisius* (von *Parisii*), *Remis* (von *Remi*), *Biturigas* (von *Bituriges*). Bemerkenswert ist die vollständige Auflösung des Lokativs durch Umschreibung mit Präpositionen.[3] Statt *Romae* haben wir *in Roma, apud —, ad —, circa* und auch *intra* und *per Romam.*

Statt des Ablativus absolutus gibt es im Mittelalter auch einen Accusativus absolutus, seltener einen Nominativus absolutus.

Zur Verbindung der Sätze dienen *seu, vel, nec non = et. nam* hat keine besondere kausale Bedeutung mehr, sondern führt einfach fort = *δέ*.

Fragesätze: Es werden neue Pronomina eingeführt: *númquid, numquidnam*, weil *num* leicht verloren ging, um es zu stützen. Für *cur* aus den Bibelübersetzungen *ut quid = ἵνα τί. Si* steht oft in der abhängigen Frage.

Abhängigkeit: Nach Verbis sentiendi und declarandi, aber auch timendi etc., überhaupt zum Ausdruck der Unterordnung, der Abhängigkeit steht vulgär *quod*[4] — daraus entwickelt sich das romanische *que, che* — und durch die Übersetzungsliteratur veranlaßt: *quia* (= *ὅτι*), *quoniam* (weil es mit *quod* in der kausalen Bedeutung wechselte), *quomodo* (= *ὡς*), *ut, quatenus* (*quatinus* geschrieben) seit saec. VI (= *ut* und *quoniam*).[5]

Jene Konjunktionen bis auf *quatenus = ut* sind meist mit dem Indikativ, seltener mit dem Konjunktiv verbunden. Es gibt aber auch Mischkonstruktionen wie: *dico quod te habere.*

[1] [In der soeben erschienenen vierten Auflage S. 305—599 u. 600—686 und ferner J. Golling, Einleitung in die Geschichte der Syntax: Historische Grammatik der lateinischen Sprache, herausg. von G. Landgraf Bd. III$_1$ (Leipzig 1903) S. 1—87 und Meyer-Lübke in Gröbers Grundriß I^2 487—491.]

[2] W. Schulze, Zur Geschichte der lateinischen Eigennamen: Abhandl. d. Göttinger Ges. d. Wiss. phil.-hist. Kl. N. F. V (Berlin 1904) Nr. 5 S. 3 ff. (keltische Namen).

[3] Vgl. G. Funaioli, Der Lokativ und seine Auflösung, im Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik XIII (1904) S. 300—372.

[4] Der Acc. c. inf. kommt noch vor durch Nachahmung.

[5] Literatur: G. Mayen, De particulis *quod, quia, quoniam, quomodo, ut* pro acc. c. inf. post verba sentiendi et declarandi positis, Kieler Diss. 1902; ders., Über die Entwicklung der französischen Konjunktion *que* usw., Konitzer Progr. 1902; J. H. Schmalz, Lat. Syntax s. o.; [J. Jeanjaquet, Recherches sur l'origine de la conjonction *que* et des formes romanes équivalentes, Zürich (Diss.) 1894].

Finales Verhältnis: Außer *ut* oft *quo, quatinus.*

Konzessives Verhältnis: *quamquam* mit Konjunktiv wie in der Vulgata.

Kausales Verhältnis: *eóquod* (stets davor die Interpunktion), *quatenus.*

Temporales Verhältnis: *dum* und *cum* wechseln fortwährend.

Die Consecutio temporum wird im allgemeinen gut eingehalten. In der Abhängigkeit steht oft der Conjunctivus plusquamperfecti statt imperfecti, so auch bei Einhard, was vielleicht allein über Sueton hinausführt.

b) Theorien und Lehrbücher.

Bis hierher diese Auslese, die aus der Praxis stammt.

Sie werden fragen: Gab es keine Theorie? Lehrte das Mittelalter, trieb es nicht selbst die Grammatik, können wir aus den lateinischen Grammatikern nicht unmittelbar schöpfen?

Ja, aber es lehrt meist anders, als es schreibt. Dennoch wurde das gewisse Gleichmaß des lateinischen Ausdrucks, das den einheitlichen Charakter der Sprache bedingt, fortwährend durch Kompendien aufrechterhalten.

Diese mittelalterlichen lateinischen Grammatiker gaben immer einen festen Anhalt für den lateinischen Ausdruck; es fehlen aber eigentliche Tabellen, vieles wurde mündlich fortgepflanzt, war esoterisches Gut. Wir haben so viel, vermissen aber viel mehr; es gab keine ausführlicher entwickelten Lehren. Die Grammatiken haben auch, wie die Glossarien, dazu beigetragen allerhand Kuriositäten zu konservieren.

Im allgemeinen ist aber die mittelalterliche Grammatik nicht verschieden von den älteren lateinischen Werken: Donatus, Priscianus, Eutyches. Man verwässerte, trivialisierte, commentierte, dialogisierte die älteren Bücher ohne zu bedenken, wie sehr die Zeit sich verschoben hatten.

Nur in der lateinischen Syntax kam man, wie Haase[1] zeigte, vorwärts. Da verdanken wir viel der spekulativen Philosophie.

Sonst aber änderte man nicht viel. Es ist ein besonders glücklicher Zufall, wenn wir hier und da Anspielungen finden auf etwas, was uns hineinführt in das mehr Volkstümliche, Zeitgemäße.[2] So wird in dem Traktat des Codex Bern. 83[3] Rücksicht genommen auf

---

[1] De studiis p. 38.

[2] [Vgl. oben S. 63 f.]

[3] Aus Reims saec. X (Hagen), eher saec. IX; abgedruckt in den Anecdota Helvetica p. 172—188.

Nomina propria[1] *(Sparnacus, Corbeia, Altivillare)* und auf den lateinisch-romanischen Sprachgebrauch[2] *(loco = ibi)*. In der St. Galler Rhetorik[3] finden wir eine Reihe von deutschen Versen eingestreut. Am seltensten ist wohl — ein Beweis für die Künstlichkeit — etwas der Art, daß in einem Kommentar zur Ars poetica des Horaz der Scholiast hinweist auf geistliche Spiele (vgl. oben S. 63). Es bricht da der Gedanke durch, daß man auch ähnliches wie die Römer habe. Das sind aber seltene Spuren.

Ein merkwürdiges Faktum[4] geht übrigens durch die ganze Literatur, nämlich daß in den Dialogen der Schüler der Examinierende ist und der Lehrer überhört wird und antwortet. Der Schüler stellt die Fragen, — das ginge an, aber er stellt sie aus einer Erkenntnis des ganzen Lehrgebietes heraus. Er führt die Diskussion und der Lehrer vertritt ganz die Stellung, die wir dem Schüler zuweisen würden. In dieser Art sind die Dialoge der Angelsachsen Aldhelm und Beda aus dem 7./8. Jahrhundert, des Iren Johannes, der Karolinger Alchvine, Hrabanus und vieler anderer späterer Gelehrten. Ein sonderbarer Umstand hat dieses verkehrte System veranlaßt, ein Fehler der Überlieferung, den man gläubig hingenommen hat, ohne nach der Berechtigung einer solchen pädagogischen Schiefheit zu forschen.

Folgendes gibt die Erklärung:[5] der Afrikaner Junilius gab ungefähr 550 n. Chr. einen Dialog mit dem Titel *Instituta regularia divinae legis* heraus. Der Lehrer examiniert den Schüler über die *divina lex,* der Schüler antwortet. Junilius setzte, wie er ausdrücklich hervorhebt, ‘damit keine Konfusion durch die Abschreiber entstände’, den Fragen des Lehrers ein *Δ*, den Antworten des Schülers ein *M* vor, d. h. den Anfangsbuchstaben von διδάσκαλος und μαθητής. Unglücklicherweise beginnt im Lateinischen umgekehrt das Wort für ‚Lehrer‘ mit M (*magister*), das für Schüler mit D (*discipulus*) und so entstand doch eine Konfusion der Abschreiber und diese veranlaßte zuerst bei Aldhelm, der einen bereits konfundierten Text des Junilius benutzte, das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler

[1] l. c. p. 178, 1—9.

[2] l. c. 176, 29 sqq.

[3] Müllenhoff-Scherer, Denkmäler no. XXVI.

[4] [Da nicht der Wortlaut des folgenden Vorlesungsabschnittes über die Dialoge des Mittelalters vorliegt, werden hier die entsprechenden Sätze aus Traubes Vortrag über „Mißverständnisse mittelalterlicher Schriftsteller“ wiedergegeben.]

[5] Vgl. A. Rahlfs, Lehrer und Schüler bei Junilius Africanus: Nachrichten v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. u. d. Georg-Augusts-Univ. zu Göttingen 1891 S. 242—246.

auf den Kopf zu stellen. Ihm sind alle Späteren gefolgt und der Wahnsinn hat mit der Zeit Methode bekommen.[1]

Erläuterungsschriften:[2]

F. Haase, De medii aevi studiis philologicis disputatio, Breslau 1856.

Ch. Thurot, Notices et extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au moyen âge: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale XXII 2 (1868) p. 1—592; Documents relatifs à l'histoire de la grammaire au moyen âge: Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, 2e série VI (1870).

H. Keil, De grammaticis quibusdam latinis infimae aetatis commentatio, Erlangen 1868.

C. Bursian, Beiträge zur Geschichte der classischen Studien im Mittelalter. I. Die Grammatik des Winfried-Bonifacius: SBer. der K. B. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. Klasse 1873 S. 457—460.

J. J. Bäbler, Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter, Halle 1885.

F. A. Eckstein, Lateinischer und griechischer Unterricht im Mittelalter, Leipzig 1887.

[W. Schmitz, Alcuins ars grammatica, die lateinische Schulgrammatik der karolingischen Renaissance, Ratingen 1908 (Greifswalder Diss.).]

Ausgaben:[3]

Ars Donati quam Paulus diaconus exposuit, ed. Amelli, Montecassino 1899.

---

[1] [Beispiele, wie dadurch der Schüler in die Lage kommt, Fragen zu stellen, die sein Sachverständnis schon voraussetzen, gibt Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland S. 85. Freilich ist aber auch zu beachten, daß in Ciceros Katechismus der Rhetorik (*partit. orat.*) das Gespräch zwischen *Cicero* dem Sohne und dem Vater so gefaßt ist, daß man sich den Knaben als Überhörenden vorstellen und die Beobachtung dieses Verhältnisses zur Entschuldigung des mittelalterlichen Mißbrauches anführen könnte.]

[2] [Die kurzen Bemerkungen, die Traube zur Beurteilung der genannten Bücher anknüpfte, liegen nicht wörtlich vor; F. Haases Schrift nannte er sehr „interessant", Thurots Arbeiten „ausgezeichnet", Ecksteins Buch „von den vielen Schriften über die Pädagogik im Mittelalter weitaus das beste".]

[3] [Von Traube nach der Abfassungszeit der mittelalterlichen Werke geordnet Auf Thurots genannte Arbeiten verwies hier Traube nochmals, da sie eigentlich auch als Ausgaben anzusehen wären, ebenso auf H. Hagens Anecdota Helvetica, Leipzig 1870. Natürlich wurden alle oben stehenden Ausgaben in Kürze besprochen.]

Remigii Autissiodorensis in artem Donati minorem commentum, ed. W. Fox S. J., Leipzig 1902. Noch nicht ganz und selbständig herausgegeben ist der viel wichtigere Kommentar des Remigius zur größeren Grammatik des Donat.

Das Doctrinale des Alexander de Villadei, herausgegeben von D. Reichling: Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica XII (Berlin 1893).

Une grammaire latine inédite du XIIIe siècle, ed. Ch. Fierville, Paris 1886.

Eberhardi Bethuniensis graecismus, ed. J. Wrobel: Corpus grammaticorum medii aevi I (Breslau 1887).

Erlauben Sie mir im Anschluß an die Aufführung der lateinischen Grammatiker des Mittelalters noch ein kurzes Wort über die Techniker der Orthographie.

Die Einprägung und Einhaltung der orthographischen Gesetze spielt eine große Rolle im Mittelalter. Wie wir früher gesehen hatten, war die Verwilderung gerade auf diesem Gebiete groß. Denken Sie an die Merkmale, die wir selbst gewonnen haben aus den Eigenheiten z. B. der spanischen und irischen Schreiber. So sah man sich genötigt durch Traktate, durch Lehrbücher dem Verfall möglichst zu steuern.

Schon Cassiodor (saec. VI), auf den so viele gelehrte Bestrebungen des Mittelalters indirekt zurückgingen, hatte großen Wert darauf gelegt und einen besonderen Kodex der lateinischen Orthographen herstellen lassen, woher sich zum Teil deren Erhaltung für uns erklärt.[1] Dann kam der Angelsachse Beda (saec. VIII),[2] dann Karl der Große und Alchvin.[3] Es gibt von Karl dem Großen einen Erlaß,[4] der bezweckt, Orthographie und Interpunktion möglichst wieder herzustellen und in Ordnung zu bringen. In der Zeit davor haben wir die große orthographische Verwilderung. Wie sehr und wie weit hat diese Einschärfung gewirkt? In der karolingischen Zeit zeigt sich ein deutlicher Unterschied von dem Gebrauch der merovingischen. Die Abschreiber lenkten wieder ein in den Gebrauch der alten Handschriften. Während man

---

[1] [Vgl. Grammatici latini VII 127—216 und unten.]
[2] [De orthographia, ed. H. Keil, Grammatici latini VII 261—294.]
[3] [Orthographia, ed. H. Keil, l. c. p. 295—312.]
[4] Capitulare von 789 c. 71.

in merovingischer Zeit wenig Rücksicht auf vorgefundene Orthographie nahm, mehr nach der Aussprache umschrieb, so wurde es nun Gesetz möglichst die Orthographie der alten Handschriften des 6. Jahrhunderts zu erhalten. Daneben hat man hie und da mit leichter Hand gebessert. Die Schreiber wußten, daß vielfach *e* für *ae* steht, und so führten sie in ihren Abschriften wieder *ae* statt des vorgefundenen *e* ein. Wir können das sehen, wenn von einem Text eine alte Handschrift noch erhalten ist und dann deren Abschrift aus karolingischer Zeit; so liegt die Sache bei dem Puteanus der dritten Dekade des Livius Paris. lat. 5730 (aus Corbie) und dem Reginensis lat. 762 in Rom (aus Tours).[1] Wir haben z. B. auch eine sehr merkwürdige Notiz aus dem 9. Jahrhundert von einem Schreiber des Nonius. Er schreibt[2] an den Rand, man müsse das betreffende Wort anders schreiben, so wie es geschrieben werde in einer sehr alten Handschrift des Cicero.[3] Das haben A. Fleckeisen[4] und W. Brambach[5] später ähnlich gemacht, sie gingen in der Orthographie auf die ältesten Handschriften und Inschriften zurück.

Man muß auf den Unterschied der tradierten Lehren und der fortgesetzten Übung und Gewohnheit achten. Nicht genug kann gewarnt werden — das mein negativer Rat — vor der Verwertung der Doktrinen mittelalterlicher Orthographiebücher. Ihre Autoren lehren nach antiker Tradition und befleißigen sich oft selbst bei deren Vortrag einer von ihr abweichenden Orthographie. Anders lehren sie, anders schreiben sie. So hätte Holder in der Ausgabe von Bedas Historia ecclesiastica Anglorum (1882) für die Orthographie statt Bedas aus Charisius geflossenem Traktat lieber die zwei Jahre nach Bedas Tode (737) geschriebene älteste englische Hand-

---

[1] Vgl. F. W. Shipley, Numeral corruptions in a ninth century manuscript of Livy: Transactions of the American Philological Association XXXIII (1902) p. 42—54 und Certain sources of corruption in Latin manuscripts: American journal of archaeology IV (1903) p. 405—428. [Die Anregung zu diesen Untersuchungen ging von Traube und Lindsay aus, man vgl. auch Traubes Anzeige in der Berliner philol. Wochenschrift 1904 Sp. 42 f.]

[2] [Die von W. M. Lindsay im Archiv f. lat. Lexikographie IX 598 bekannt gemachte Bemerkung lautet: *cuppedia est melius quam copedia, quia ita invenitur in auctoribus, in Tullio vetustissimo.*]

[3] [Traube erinnerte dann noch an die Tätigkeit der Lupus von Ferrières, Heiricus von Auxerre, Petrus von Micy.]

[4] Fünfzig Artikel aus einem Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, Frankfurt a. M. 1861.

[5] Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung, Leipzig 1884 (3. Auflage).

schrift zugrunde legen sollen. So durfte Huemer[1] nicht von Dümmler verlangen, daß er sich bei der Ausgabe Alchvines an dessen ‚Orthographia' hätte halten sollen, die doch ihrerseits wieder nur ein Auszug aus der Bedaschen ist, die in der Idee maßgebend war, in der Praxis aber nicht immer befolgt wurde. Ganz anderes pflegt die gute handschriftliche Überlieferung dieser Autoren zu geben, und wenigstens ein gutes Hilfsmittel haben wir, sie zu kontrollieren. Nach dem Muster des Porfyrius Optatianus sind das ganze Mittelalter hindurch akro-, meso- und telestichische Spielereien geschaffen worden;[2] an Stelle der antiken Hirtenflöten und Altäre baut man jetzt Kreuze, Namenszüge, ja Hrabanus will des Papstes und sein eigenes Bild in einem Gedicht mit durch die Zeilen hin- und herlaufenden Worten zur Darstellung gebracht haben. Die Methode in diesem Unfug hat uns aber eine Reihe in der Orthographie sonst unsicherer Worte beschert, wo denn durch ihn jetzt Buchstab für Buchstab gesichert ist. Manches freilich ist ad hoc gewagt.

3. Die mittelalterliche Metrik und Rhythmik.

Wir haben das gelehrte Element der lateinischen Sprache des Mittelalters abgehandelt und könnten damit die Erörterung der sprachlichen Seite beschließen. Allein, es bleiben einige ungemein wichtige formale Eigenheiten zu besprechen, die — wenn auch vielleicht nicht ganz mit Recht — als der mittelalterlichen Latinität besonders zukommend gedacht werden: Reim, silbenzählende Metrik oder besser Rhythmik, Gesetze des Satzschlusses.

Die aus dem kirchlichen, volkstümlichen und gelehrten Elemente hervorgegangene oder eigentümlich von ihm beeinflußte lateinische Sprache des Mittelalters folgt in Prosa und Poesie gewissen formalen Gesetzen, die die Wortwahl, den Satzbau, die ganze Färbung der Rede bedingten und zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung notwendig gekannt werden müssen.

In dem eben in dritter und vierter Auflage erschienenen Lehrbuche der historischen Methode von E. Bernheim heißt es (S. 361):

---

[1] Deutsche Literaturzeitung I (1880) Sp. 888.

[2] [Über die mittelalterlich-lateinische Akrostichis handeln E. Dümmler, MG. Poetae aevi Carolini II 156 sqq., J. v. Schlosser im Jahrbuch d. kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses XIII (Wien 1892) S. 1 ff., Graf in Pauly-Wissowas Realencyklopädie I 1205 sqq. Für die byzantinische Akrostichis sind wir dank K. Krumbacher und seinem Schüler W. Weyh besser versehen.]

„Bei Quellen" — lateinische sind gemeint — „in poetischer Form gibt uns oft die Form selbst Anhaltspunkte für die Entstehungszeit, und auch für die Prosa gibt es zu Zeiten bestimmte rhythmische Gesetze, die zur Datierung dienen können; neuerdings hat man sich mit der Erforschung dieser Gesetze eingehender beschäftigt." Wer würde aus diesen Worten heraushören, daß hier eines der wichtigsten Hilfsmittel der Kritik und Hermeneutik dem Leser vorgestellt wird? Die Kenntnis der Rhythmik vor allem gehört zum unerläßlichen Rüstzeug nicht nur des mittelalterlichen, sondern auch schon des klassischen Philologen und Historikers. Es gibt nicht nur „zu Zeiten" rhythmische Gesetze in der Prosa, sondern es gibt sie fast überall; ihre Verwertung zum Datieren ist weniger wichtig, da in einem langen Zeitraum dasselbe Gesetz herrscht. Um so größer ist, wie gesagt, der Nutzen für Kritik und Hermeneutik. Man versteht den oft eigentümlich geschnörkelten Satzbau erst, wenn man weiß, daß diese gezwungene Stellung der Wörter nötig war, um einen bestimmten rhythmischen Tonfall, eine Cadenz zu erzielen. Man kann an so und so vielen Stellen bestimmen, wo die Abfolge der betonten und unbetonten Silben den Regeln widerstreitet, und auf Grund der Kenntnis der Regeln wenn auch nicht sofort den Anstoß beheben, doch die Möglichkeiten der Besserung so umschreiben und einschränken, daß das fast auf eine völlige Sicherheit hinausläuft.

Es ist schwer Schüler in diese neuen, zum Teil ganz fernliegenden Dinge einzuführen ohne sie an eine bestimmte Lektüre oder viele Übungsbeispiele zu knüpfen. Es gehört dazu ein Übungsbuch, ein Lesebuch mit ausgewählten Stücken. Das ist ein absolutes Desiderium der lateinischen Philologie.[1] Neuerdings erschien eine kleine Sammlung für die lateinische Prosa von einem belgischen Gelehrten: P. Thomas, Morceaux choisis de prosateurs latins du moyen âge et des temps modernes, Gand 1902. Es beginnt mit einem Stück aus Gregor von Tours und führt durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit (z. B. Erasmus), macht aber keine Unterschiede beim Verfolgen der Latinität. Es sind nicht wissenschaftliche Gesichtspunkte, die bestimmen, sondern die Dinge sollen etwas sagen (esprit!); auf systematische Grundsätze ist gar nicht geachtet. Man kann aus der Sammlung sehr viel lernen, aber

[1] [Abgesehen von kleineren Sammlungen für die Patristik (H. Jordan, H. Lietzmann) haben wir W. Meyer, Übungsbeispiele über die Satzschlüsse der lateinischen und griechischen rhythmischen Prosa, Berlin 1905 = Ges. Abhandl. I 14, 16; II 226 bis 235, 271 bis 286.]

für uns, im wissenschaftlichen Sinn ist sie nicht brauchbar. Thomas hat gemeint, es wäre ein Lesebuch für belgische Gymnasien! Wir brauchten ein Lesebuch, in dem, für Prosa und Poesie zugleich, Material uns geboten würde, an dessen Hand wir die Zeiten überschauen könnten.

So will ich denn möglichst an Bekanntes anknüpfen und davon ausgehen. Der Weg ist also weniger logisch richtig als praktisch empfehlbar.

a) Die Kunstformen der mittelalterlichen Poesie.

Wir gehen von der Poesie aus. Sie kennen unzählig viele lateinische Hexameter, aber doch vielleicht nicht die, an denen das lateinische Mittelalter seine größte Freude hatte. Nicht als ob die ganze metrische Produktion sich darauf allein bezöge. Hier beim Hexameter aber fühlt das Mittelalter seine Kunstfertigkeit besonders groß werden. So haben wir aus dem 12. Jahrhundert eine Sorte von lateinischen Versen, die Hexameter sind, obwohl sie sich sehr deutlich von den klassischen unterscheiden, die versi catapultini, z. B.:

dapibus ple
In ce ——————→ *na.*[1]
te mente refre

Es lebt der klassische Hexameter fort, aber vermengt mit nichtklassischen Eigentümlichkeiten, wie den zweisilbigen Reimen. Also man macht wohl lateinische Hexameter und setzt überhaupt die alte metrische Poesie fort. Daneben kommt jedoch Neues auf durch den Reim, und die Metrik ändert sich. An Stelle der Quantität begnügt sich die lateinische Poesie des Mittelalters zum Teil damit die Silben nur zu zählen und nicht auf die Quantität zu achten, sondern nur auf den Wortakzent und zwar besonders am Ende der Verse.

Was dachte das Mittelalter selbst von seiner Versifikation?

Nie spielte die Theorie eine solche Rolle wie im Mittelalter. Hier ging sie sogar öfter den Dingen voraus, was sonst meist nicht der Fall ist. Das Mittelalter hat in gelehrten Traktaten vielfach sowohl die gelehrte Kunst des Hexameters, besonders des gereimten, wie die volkstümliche der rhythmischen Verse behandelt. Es schuf eine sehr große Nomenklatur für die Arten des gereimten Hexameters,

[1] „Bei einer Mahlzeit, wo die Speisen reichlich aufgetragen werden, sei recht vorsichtig." Aus der Vita S. Bertini metrica des Abtes Simon von St. Bertin 1131 bis 1136, Bibliothèque de l'École des chartes XXXIII (1872) p. 305.

ist dagegen sehr unergiebig gewesen bei der Betrachtung und Benennung der rhythmischen Verse und Strophen, also dessen, was es an Eigenem selbst geschaffen und in die Dichtkunst hineingebracht hatte. Die Traktate beginnen etwa seit 1200. Zum Teil gehört diese ganze Literatur zusammen mit der der Briefsteller (*ars dictaminis* für die Prosa — *ars ritmici dictaminis* für die Poesie).

Nach den Arbeiten von Zarncke,[1] Rockinger[2] und W. Meyer[3] haben wir die zusammenfassende Besprechung von Giov. Mari, Ritmica latina e terminologia ritmica medievale: Studi di filologia romanza pubb. da Monaci e de Lollis vol. VIII 35—88, und vom gleichen Verfasser die Sammelausgabe, I trattati medievali di ritmica latina, Mailand 1899: Memorie del R. Istituto Lombardo di science e lettere. Classe di lettere vol. XX 373—496.

Die Angelsachsen nahmen die Traktate der antiken lateinischen Metriker auf und pflanzten sie fort, zuweilen in ihrer dialogischen Art. So erörterte Aldhelm († 709) in der *Epistola ad Acircium*[4] das Wesen der hexametrischen Verse. Die erste Metrik mit Ausblicken auf die christlich-kirchliche Poesie und die rhythmische Dichtung schrieb Beda mit seinem *Liber de arte metrica.*[5] Dann ist viel aus der karolingischen Zeit erhalten, aber wenig Eigenartiges (Bonifatius,[6] Hrabanus Maurus,[7] der angebliche Traktat[8] des Walahfrid Strabo). Bemerkenswert ist die Ars des Cruindmelus.[9] Hier sind die alten Namen berichtet, die Ausdrücke aufgeführt und Erklärungen in der Art der späteren römischen Metriker gegeben. Und dann findet sich bei Cruindmelus ein Hinweis auf die mittelalterliche Rhythmik. Ein Lehrbuch der Metrik in leoninischen Versen aus dem 11. Jahrhundert

---

[1] [Zwei mittelalterliche Abhandlungen über den Bau rhythmischer Verse: Ber. über die Verhandlungen d. Kgl. Sächs. Gesellschaft d. Wiss. zu Leipzig 1871 S. 34—96.]

[2] [Briefsteller und Formelbücher des XI. bis XIV. Jahrhunderts, München 1863 und 1864: Quellen u. Erörterungen z. bayer. u. deutschen Geschichte IX.]

[3] [In der Abhandlung über Radewins Theophilus und die gereimten Hexameter: SBer. d. philos.-philol. Kl. d. K. B. Akad. d. Wiss., München 1873 = Ges. Abhandl. I 79—98.]

[4] Migne Patrol. lat. LXXXIX 161 sqq.

[5] Grammatici latini VII 217—260.

[6] [Vgl. A. Wilmans im Rhein. Museum XXIII 403.]

[7] [In der *Excerptio de arte grammatica,* ed. Migne CXI 614—678.]

[8] ed. J. Huemer im Neuen Archiv X 166 ff.

[9] ed. J. Huemer, Wien 1883. [Traube machte in der Vorlesung wie in der Abhandlung ‚O Roma nobilis' S. 60 (356) darauf aufmerksam, daß die von Huemer gewählte Bezeichnung *ars Cruindmeli sive Fulcharii* irrig ist. Fulcharius ist nur der Urheber der einzigen erhaltenen Handschrift.]

ist von E. Voigt herausgegeben worden.[1] Von Abt Lupus von Ferrières (saec. IX) besitzen wir einen Traktat,[2] in dem er die sehr schwierigen Metra des Boethius zu erklären versuchte. Schon im Altertum hatte man bei schwierigen Metren — meist in der Überschrift — angegeben, wie sie zu lesen wären. Darauf gestützt erklärte Lupus das Buch des Boethius *De consolatione philosophiae*. Die eifrige Beschäftigung des Mittelalters mit den metrischen Erzeugnissen des Altertums läßt sich auch belegen aus den zahlreichen Florilegien, die angefertigt wurden um die Prosodie festzustellen. Micon von Centula hat 825 das bekannteste derartige Florilegium verfaßt,[3] eine alphabetische Sammlung von Wörtern, die durch Hexameter und Pentameter erläutert werden. Der Name der Autoren ist immer dazugeschrieben, aber dennoch ist große Konfusion in die Überlieferung der Verse gekommen. Man kann aus dem Werke sehen, wie eifrig das Mittelalter die alte Literatur durchstöberte, um die richtige Messung zu ermitteln. Die Tradition der Länge und Kürze hatte abgenommen. Das Mittelalter mißt z. B. nie anders als *mulier, muliĕris*. Das ist nicht klassisch, fügte sich aber sonst nicht in den Hexameter, und das Romanische hatte es auch bereits angenommen. Schon im 6. Jahrhundert wurde das Wort metrisch so verwendet. In der Sammlung des Micon stehen dafür keine mittelalterlichen Beispiele, wohl aber[4] ein Vers des Lukrez (IV 1232) mit *muliĕris origo* statt des echten und richtigen *muliēbris origo*. Eine Reihe von falschen Quantitäten findet man darin durch Versehen der Lesung aus Ovid u. a. belegt.

Man ahmte durchweg eigentlich nur die hexametrische Poesie und die Distichen nach. Wohl haben die komplizierten Metra bei Horaz, Boethius und Prudentius hie und da angestachelt, auch solche zu schaffen: am frühesten wird Horaz durch Heiricus[5] von Auxerres im 9. Jahrhundert, dann durch Metellus von Tegernsee[6] nachgeahmt. Aber doch spielen die komplizierten Metra nur eine sehr geringe Rolle, im allgemeinen ist die gelehrte Poesie hexametrisch und

---

[1] Mitteilungen d. Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte IV (1894) S. 149 ff.

[2] [ed. R. Peiper vor seiner Boethiusausgabe, Leipzig 1871, p. XXIV—XXIX; dazu L. Traube in den SBer. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. K. B. Akad. d. Wiss. 1891 S. 403.]

[3] ed. L. Traube, MG. Poetae aevi Carolini III 280 sqq.

[4] v. 242.

[5] [Vgl. Traube in den MG. Poetae aevi Carolini III 424 adn. 3 und p. 816.]

[6] [Vgl. C. Bursian in den SBer. d. K. B. Akad. d. Wiss. philos.-philol Kl. 1873, S. 473—518.]

distichisch. Nur ein anderes Versmaß, die sapphische Strophe, wa sehr beliebt. Wir haben aus allen Zeiten Beispiele solcher Strophen die zum Teil sehr geschickt behandelt sind. Es ist interessant, dal sich diese Verhältnisse nun auch wiederspiegeln in der klassische Literatur, die man überliefert und weitergibt. Die Schriftsteller, die i einem dem Mittelalter nicht kongenialen Metrum dichteten, sind teil weise untergegangen. So ist die Fabelsammlung des Phaedrus nich vollständig auf uns gekommen und zum Teil nur deshalb erhalten, wei der metrische Charakter unklar geblieben war, man sie auflösen wollt in Prosa, die später wieder in Hexameter und Distichen umgegosse wurde. Damit hängt auch zusammen, daß Plautus dem Mittelalter so fer blieb. Die verdorbene Textüberlieferung und die Unmöglichkeit, mi den Metren fertig zu werden, verschuldeten das. Dem steht freilic gegenüber die häufige Verwendung des Terenz, der als moralische Schriftsteller gelesen wurde. Man hielt ihn vielfach für einen Prosaike und schrieb ihn als Prosa ab, wenn man ihn auch nicht in Pros umsetzte.

Soviel über die Beschäftigung des Mittelalters mit der alten Metri

Die Angaben der metrischen Traktate wollen wir zunächst ve vollständigen und erweitern

1. durch die Betrachtung der Poetiken,
2. durch die Betrachtung der Lehrbücher des schönen Stile

Wir haben einige sehr wertvolle Schriften, die hier zu nenne sind. Es sind besonders französische Lehrbücher[1] aus der Zeit nac 1200, z. B.:

Matthaeus von Vendôme (saec. XII), *Ars versificatoria* e L. Bourgain, Paris 1879 (Thèse).[2] Hier kommen in sehr eigenartig Weise die sprachlichen Hilfsmittel zur Darstellung. So werden au gezählt die verschiedenen Möglichkeiten der Adjektivbildungen a *-alis* und *-anus*, die den Vers füllen. Muster der Beschreibun einer Frau werden eingefügt. Wichtig sind ferner die Abschnitte übe die leoninischen Verse.

Johannes de Garlandia (Anglicus, c. 1260), *Poetria*, noch nich gut herausgegeben; Mari, Trattati p. 6 sq. (378 sq.) u. 35 (407) — 80 (452

[1] Zur Erläuterung [neben den genannten und noch zu nennenden Werken K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des XII. und XIII. Jah hunderts, München 1879, und W. Cloetta, Beiträge zur Literaturgeschichte des Mitte alters und der Renaissance. I. Komödie und Tragödie im Mittelalter, Halle 189

[2] [Vgl. B. Hauréaus Besprechung der Ausgabe im Journal des Savants 18 p. 207—213.]

Eberhardus Bethuniensis[1] (saec. XIII, wahrscheinlich ein Schulmeister aus Bremen), *Laborintus*, zuletzt Mari p. 6 (378) u. 81 (453) — 90 (462).

Galfridus de Vino salvo (saec. XIII), *Nova poetria.*[2] Hier kleine Abschnitte über die mittelalterlichen Rhythmen.

Sie sehen zugleich aus dem Beispiel des Matthäus und der vorher angeführten Traktate über die Leoniner, wozu Sie aus früherer Bekanntschaft und für die frühere Zeit Bedas und Micos Arbeiten fügen können, daß es eine mögliche und gewiß dankbare Aufgabe wäre, die Geschichte der Poetiken nun auch rückwärts von dem Zeitpunkte an zu verfolgen, bis zu dem sie die neuere Forschung[3] gebracht hat. Die Betrachtung der ästhetischen Theorien muß zu der Betrachtung der Kunstwerke selbst zumal für eine Zeit hinzutreten, in der die Produktion so vielfach unmittelbar vom Studium der Theorie ausgeht, wie das für das Mittelalter schon öfter gezeigt wurde.

Viel wichtiger sind die Lehrbücher des schönen Stiles. Sie enthalten nicht Anweisungen, gute Verse zu machen, und geben nicht Ausblicke auf die alte oder auf die zeitgenössische Verskunst, sondern Anweisungen, einen guten Stil zu schreiben. Sie sind unseren Briefstellern vergleichbar und bezweckten auch die Kunst des Briefschreibens zu lehren, daneben Urkunden richtig zu schreiben und überhaupt Offizielles in geeignete Sprache zu kleiden. Es ist die *Ars dictaminis.*[4] Wiewohl diese Handbücher schon im 11. Jahrhundert auftauchen, wahrscheinlich zuerst in Italien, und sich bald weit verbreiten, tritt in ihnen erst im 12. Jahrhundert das hervor, was uns hier beschäftigen soll, der Hinweis auf den Cursus. Dennoch hat der Cursus viel länger bestanden. Die Theoretiker sind erst später dazu gekommen, die Lehre zu verkünden. Der Gebrauch pflanzte sich namentlich durch interne Lehren in den Kanzleien fort. Zu nennen ist die *Forma dictandi* des Albertus von Morra, der unter Gregor VIII. *Cancellarius S. Romanae ecclesiae* war. Ein Schüler von ihm ist Transmundus, der auch einen solchen Abriß schrieb. Darüber haben uns zuerst

[1] Vgl. K. Lohmeyer: Ebrard von Béthune. Eine Untersuchung über den Verfasser des Graecismus und Laborintus: Roman. Forschungen XI (1901) 412—430, dazu L. Traube im Neuen Archiv XXVII 326 f.

[2] [Gedr. bei P. Leyser, Historia poetarum et poematum medii aevi p. 862—978, vgl. ferner K. Francke, a. a. O. S. 5 ff.]

[3] [Traube hatte die Abhandlungen über die ästhetischen Anschauungen der Renaissance (Borinski), Gottscheds, Lessings usw. im Auge.]

[4] Über *dictare* vgl. E. Norden, Antike Kunstprosa S. 954 ff.

Wattenbach[1] und Rockinger[2] unterrichtet. Das technische Detail behandelt die These von N. Valois, De arte scribendi epistolas apud Gallicos medii aevi scriptores rhetoresve, Paris 1880. In einer gleichzeitig erschienenen Schrift[3] betrachtet Valois die Verfasser dieser Stillehren der Kunstprosa mit besonderem Hinblick auf den Cursus, er führt aber auch in die Geschichte dieser Handbücher ein. Eine systematische zusammenfassende Arbeit wäre sehr erwünscht.[4]

So vorbereitet gehen wir nun an die Denkmäler selbst. Wir wollen nacheinander betrachten die mittelalterliche Eigentümlichkeit im metrischen Vers, im volkstümlichen Vers, in der Prosarede. Diese Eigenheiten werden wir später versuchen zusammenzufassen und von einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten.

Reim in den metrischen Versen:

Gemäß unserer Absicht werden wir vom Bekannten ausgehen und uns dann dem Unbekannten nähern. So sprechen wir vom Reim in den metrischen Versen, von der Einbürgerung des Reimes in die antike Metrik, in welche das Mittelalter etwas Neues hineinbringt, indem es den Reim ein direktes Ausdrucks- und Hilfsmittel werden läßt.

In der klassischen Metrik kommen schon gelegentlich, besonders unter Hexametern und Pentametern, Verse vor, in denen ein Reim die Hauptcäsur und die Endung des Verses bindet. Das erklärt sich mit großer Leichtigkeit aus der geregelten Stellung der Wörter. Man trennte ein Substantiv gern in der Weise vom Epitheton, daß man beiden die signifikante Stellung am Ende der Cäsur und des Verses anwies. So entstand oft der Reim ohne gesucht zu sein. Es war das nur ein rhetorisches Hilfsmittel.

Die Schriften zur Geschichte des Reimes und seines Auftretens in der hexametrischen Poesie des Mittelalters sind:

W. Wackernagel, Zur Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters, Berlin 1830, jetzt in den Kleinen Schriften II (Leipzig 1873) S. 1 ff.

---

[1] Über Briefsteller des Mittelalters: Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XIV 29—94.

[2] Vgl. die oben (S. 106 Anm. 1 u. 2) genannten Arbeiten.

[3] Étude sur le rhythme des bulles pontificales: Bibliothèque de l'École des chartes XLII (1881) p. 161—198, 257—272.

[4] [Zahlreiche Handschriften der Formelbücher und Briefsteller verzeichnet K. Hampe in seinem Reiseberichte, Neues Archiv XXII ff. Eine Zusammenstellung der zahlreichen Einzelveröffentlichungen, die hier nicht genannt werden können, wird hoffentlich die zweite Auflage von H. Bresslaus Handbuch der Urkundenlehre bringen.]

W. Grimm, Zur Geschichte des Reimes: Abhandl. der Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1852 S. 521—713 = Kleine Schriften IV 125—336.

O. Dingeldein, Der Reim bei den Griechen und Römern, Leipzig 1892 (brauchbare Zusammenfassung ohne Rücksicht auf das Mittelalter).

E. Norden, Die antike Kunstprosa S. 810—883. (Nur mehr Materialsammlung.)

[W. Meyer, Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rythmik, Berlin 1905. Vgl. im Register die unter den Schlagwörtern ‚Hexameter' und ‚Reim' angegebenen Stellen.]

Wir haben aus dem Mittelalter ganze Berge von Hexametern und Distichen. Es ist wohl in keiner Zeit so viel gedichtet worden. Ein großer Teil dieser Verse sind aber nur Schulversuche, die keinen Anspruch auf literarische Bedeutung haben. Tritt man an diese großen Massen heran und sucht sich klar zu werden, was ihnen gemeinsam ist mit den Versen des Altertums und was neu, so unterscheiden sich drei Klassen, wie schon L. Müller[1] sehr gut ausgeführt hat.

1. Eine große Menge von Werken, die sich eigentlich durch nichts von den klassischen unterscheiden, Werke, die die klassische Metrik einfach fortsetzen, wenigstens in der Idee und der Absicht ihrer Verfasser. Wert und Inhalt kümmern uns hier nicht. Die Werke haben also die Art der alten Verse und Dichter, besonders die der späteren christlichen Dichter. Eine ununterbrochene Kontinuität besteht.

2. Dann kommt etwas Neues für den, der nur die alten Verse kennt: die leoninischen Hexameter und Disticha, wo das in der Caesura penthemimeres stehende Wort mit dem Wort am Schluß des Verses reimt oder das Wort in der Cäsur des Pentameters mit dem Wort am Schluß des Pentameters. Die Bindung von Cäsur und Schluß eines Verses ist hier zur Regel gemacht, sonst ist alles gleich geblieben. Die Eigentümlichkeit der alten Verse ist insofern gewahrt, als man — oft sehr viele — Elisionen vornahm. Fälschlich behauptet Müller, daß es diesen Versen von vornherein eigen gewesen wäre, keine Elision zuzulassen. Die zweite Klasse der Verse besteht also aus solchen, die die alte Metrik fortpflanzen, aber den Reim in der geschilderten Weise aufnehmen. Eine weitere Eigentümlichkeit ist schon in den

[1] Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1868 S. 731 ff.

Gesetzen der alten Metriker begründet: auch wenn ein Vokal folgt, kann die Reimsilbe in der Cäsur gelängt werden.

3. Die dritte Klasse hat die Besonderheit, daß der Reim wohl wieder aufgegeben, aber die Elision durchaus gemieden ist. Auch hier Längung in der Penthemimeres.

Müller weist mit Recht darauf hin, daß von 1000—1300 unendlich viele Gedichte entstanden sind, die sich die Vermeidung der Elision auferlegten. Von einer gewissen Zeit an tritt das Verbot der Elision hauptsächlich in den leoninischen Versen auf. Es handelt sich nun zunächst um eine richtige Zeitabgrenzung. Wann kommt dieser Cäsur-Reim auf? Da kann man unterscheiden: wann zeigt er sich gelegentlich wie im Altertum? wann wird er stärker, wann wird er derart ein künstlerisches Ausdrucksmittel, daß man ohne ihn kein Gedicht mehr anfertigen zu können glaubt? L. Müller behauptet, die Leoniner kämen im 10. Jahrhundert auf. Das ist nicht richtig. Wir haben Gedichte, die durchgehends mit Reimen ausgestattet sind, aus viel früherer Zeit, und zwar scheint es, als wenn die Kunst dieser Verse besonders und am frühesten gepflegt worden sei von den irischen Dichtern.[1] Im einzelnen kann man das noch nicht genau nachweisen. Eine zusammenfassende Arbeit fehlt. Sicher ist es, daß in Frankreich zu Beginn des 9. Jahrhunderts in der Schule von Reims die Kunst des leoninischen Hexameters mit Bewußtsein und in sehr großer Ausdehnung gepflegt wurde. Aber wohl ist es richtig, daß die Mehrzahl der literarischen Werke sich des Reimes damals noch nicht bediente.

Die Gedichte des Gottschalk[2] — zum Teil sind sie rhythmisch, zum Teil setzen sie klassische Metra fort — sind durchaus mit dem Reim ausgestattet, sogar durch drei Strophen ist der gleiche Reim durchgeführt. Hier spricht sich deutlich aus, daß der Reim beabsichtigt war. Schon vor Gottschalk gebrauchen andere Reimser Dichter den Reim in dieser Weise.[3] Es würde sich darum handeln gute Methoden zu finden um das weitere Aufkommen des Reimes festzustellen, wann er sich in den verschiedenen Ländern heimisch machte usw. Dann könnten wir auch zeitlos überlieferte Gedichte zeitlich bestimmen. L. Gautier[4] glaubte aus den französischen Totenrollen den Beweis führen zu können, daß der zweisilbige Reim c. 1080 aus Deutschland

[1] [W. Meyer, Ges. Abhandl. I 193 Anm. 1 führt ein Beispiel von fünf Leoninern aus der Zeit zwischen 767 und 781 an.]

[2] [ed. L. Traube, MG. Poetae aevi Carolini III 707—738.]

[3] [Traube, Poetae aevi Carolini III 710 sq.]

[4] Les Épopées Françaises, Paris 1878, I 331.

nach Frankreich gekommen wäre. Das ist aber ein Ergebnis, das erst noch einer Nachprüfung und Korrektur bedarf. Näher liegt eine Untersuchung, wie man sich in Deutschland zum gereimten Hexameter verhielt. Man kann das sehr gut in einer Münchener Sammelhandschrift verfolgen, dem Cod. Monac. lat. 19412, der die Sammlung des Nachlasses des Tegernseer Gelehrten (saec. XI) Froumund enthält. Man sieht hier, wie allmählich der Reim aufkommt und sich ausgestaltet zum zweisilbigen. Der erste Teil der Handschrift zeigt diesen Reim noch nicht.[1]

Man könnte bei diesen Betrachtungen noch viel weiter kommen, wenn man ein größeres Material herbeiziehen würde.

Es ist auch wieder die Zeit gekommen, in der den lateinischen Dichtern der Reim trivial und vulgär schien. Schon im 12. und 13. Jahrhundert enthalten sich die Dichter wieder der Leoniner, die sie im 10. und besonders im 11. Jahrhundert ganz ausnahmslos verwandten. Es ist das Zeitalter, das ich die *aetas Ovidiana* nennen möchte, die Zeit, die der *aetas Vergiliana*, dem 8. und 9. Jahrhundert, und der *aetas Horatiana*, dem 10. und 11. Jahrhundert, folgt. Denn so könnte man ungefähr die Jahrhunderte abgrenzen nach den Dichtern, die ihnen die nachahmenswertesten schienen. In der ersten Zeit herrscht das heroische Versmaß und man besingt die Heiligen, im zweiten Zeitalter neigt man in Anlehnung an Horaz zur Satire und Epistel und im dritten Abschnitt schlägt das Ovidische Distichon, in dem man sogar Komödien schreibt, alle Gegner zu Boden. Der Kausalnexus zwischen der Zeit und dem Dichterheros ist wohl der, daß z. B. der Zeit, wo die korrupten Zustände der Kirche alle, auch die Geistlichen zum Widerstreit drängten, die Satire und damit ihre einzig geretteten Vertreter Horaz und daneben Persius und Juvenal am besten lagen. Ich spreche hierbei übrigens nur von der gelehrten Dichtung.

Ein ausgesprochenes Zeugnis, daß man den Reim allmählich zu verachten anfing, finde ich bei Matthaeus von Vendôme in seiner *Ars versificatoria.*[2] Es mutet fast modern an, wenn er sagt: „Von meinem Lehrbuch schließe ich die inhaltsleeren und nur tönenden Spielereien aus; ich meine jene törichten Ansammlungen von Gedankenarmut, die gleichsam handgreiflich die Ohren treffen und allein durch den Reim sich einschmeicheln. Ich vergleiche sie mit einem

---

[1] [Die Literatur über den Kodex bei W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I[7] 453 Anm. 1.]

[2] ed. Bourgain p. 56.

leblosen[1] Körper, mit einem Faß ohne Wein, mit einem Mahle ohne Würze, mit einem bis zum Platzen vollen Ballon, der nur dadurch tönt, daß er voller Wind ist. Ich spreche von den Leoninern, deren Reiz mir ebenso unverständlich ist wie ihr Name. Wenn man von diesen Reimspielereien den Reim wegdenkt, dann bleiben eben nur die Spielereien übrig: der Vers hinkt und gleicht dem verdorrten Feigenbaum im Evangelium, er wird ein unnütz Stück Holz."

Der Reim herrscht nun aber hauptsächlich auf dem Gebiete der rhythmischen Dichtung. In den rhythmischen Schöpfungen liegt der eigene Reiz, das Große der mittelalterlichen Poesie im geistlichen und weltlichen Lied. Es kommen sehr viele verschiedene Stoffe und Arten auf, namentlich im 11. und 12. Jahrhundert. Keine Zeit des Mittelalters hat einen ähnlichen Reichtum an Mannigfaltigkeit, Schönheit und Klang aufzuweisen wie gerade diese Jahrhunderte. Hier also herrscht überall der Reim, aber die Eigenart der rhythmischen Dichtung besteht nicht eigentlich darin, daß die Verse in irgendeinem Verhältnis reimen, sondern — so sehr der Reim ein Ingrediens der rhythmischen Poesie ist — die Eigenheit ist doch etwas anderes: die Verse stehen nicht mehr unter metrischem Akzent, die Silben werden nicht mehr nach Länge und Kürze gemessen, sie werden gezählt und in der Cäsur und am Schlusse des Verses gibt der Wortakzent den Ausschlag, man gebraucht z. B. nicht mehr *meī* sondern *méi*. Mit einem Schlage gestaltet sich so die ganze alte Metrik um. Das Auflösen der Silben, die Entsprechung einer Länge durch zwei Kürzen verschwindet, die Schemata hören auf. An die Stelle ist ein Gleichmaß getreten, eine gewisse Gleichförmigkeit, die aber dadurch noch verstärkt wird, daß man diese Verse, wenn man sie richtig aussprechen will, in der Cäsur und am Zeilenschluß nicht mehr unter einen anderen Akzent stellen darf als er den Wörtern von Natur innewohnt. In den metrischen Versen des Altertums spielt etwas ganz Gelehrtes, spielt die Elision eine große Rolle. Das gibt es in der rhythmischen Dichtung nicht mehr.[2]

Die rhythmische Literatur ist bisher am besten zusammengestellt bei U. Chevalier, Poésie liturgique du moyen-âge, Paris 1893. Die wichtigsten Abhandlungen, deren Standpunkt ich teile, stammen von W. Meyer:

---

[1] *exanimatum*, Bourgain liest *examinatum*.

[2] [Um sich besser verständlich zu machen, las Traube Horatius, Carmen I 1 metrisch und rhythmisch vor, dazu das Gedicht 'O Roma nobilis'.]

Der Ludus de Antichristo und über die lateinischen Rhythmen.[1]

Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung.[2]

Fragmenta Burana.[3]

b) Die Kunstformen der mittelalterlichen Prosa.

Das geschriebene, in künstlerischer Absicht geschriebene oder geredete Wort oder besser Wortgefüge, jede stilisierte Rede sucht sich ihren bestimmten Rhythmus. Insofern stehen sich Vers und Kunstprosa sehr nahe.

Im Antiken war das aber noch anders als es bei uns ist. Da gab es neben dem Wortakzent noch den Versictus, die Scansion. Und dieser Ictus, diese Scansion fehlt nicht ganz auch der Kunstprosa. Diese ist so sehr stilisiert, daß wir es kaum mehr verstehen. Die tragische Maske, den Kothurn, die Chöre, die Scansion, dieses Komponieren, Stilisieren, dem gewöhnlichen Tag Entrücken können wir uns nur mit Mühe vorstellen, besitzen wir nicht. Die Alten aber kannten auch den Faltenwurf der Prosarede, auch darin die große Geste, die Stilisierung, — ja, wie es sehr wahrscheinlich ist, nicht nur einen gewissen Rhythmus, sondern auch geradezu eine Scansion.

Dies bezieht sich auf jeden Satz der Kunstprosa, vor allem aber auf den Schluß des Komma, des Kolon, der Periode.

Hier ergaben sich gewisse mit mehr oder weniger Strenge befolgte Gesetze. Eine bestimmte Mischung von langen und kurzen Silben gefiel besser als eine andere.

---

[1] SBer. der K. B. Akad. d. Wiss. philos.-philol. Cl., München 1882, I 1—192 = Ges. Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik I 136—339.

[2] Abhandlungen der K. B. Akad. d. Wiss. philos.-philol. Cl. XVII, II (München 1885) S. 268—449 = Ges. Abhandlungen II 1—201.

[3] Festschrift der Kgl. Ges. d. Wiss. in Göttingen, Berlin 1901 = Ges. Abhandlungen I 1—58. [Abweichende Ansichten sind in neuester Zeit besonders von W. Brandes und P. Maas geäußert worden. Gegen W. Brandes, Des Auspicius von Toul rhythmische Epistel an Arbogastes von Trier, Wolfenbüttel 1905, schrieb W. Meyer, Die rhythmischen Jamben des Auspicius: Nachrichten d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1906 S. 192—229. Dagegen bekämpfte P. Maas Meyers Ansicht in der Byzantinischen Zeitschrift XVII 239—245. Meyer antwortete in dem Aufsatze über lateinische Rhythmik und byzantinische Strophik: Göttinger Nachrichten 1908 S. 194—222. Von neuem stützten dann ihre Stellung P. Maas, Byz. Zs. XVII 587 bis 591 und Philologus LXVIII 157 ff., W. Brandes, Rhein. Museum LXIV (1909) S. 57 bis 97; W. Meyer, Nachrichten d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1909 S. 371—433.]

Man dürfte jetzt einig darüber sein — um im Lateinischen sich zu halten —, daß schon in den Reden Ciceros gewisse Gesetze ziemlich streng eingehalten sind, die den Schluß der Sätze und Perioden regeln. Wir nennen das mit einem alten Kunstwort, das schon bei Quintilian begegnet: *cursus*.

Auf die Gesetze, die bei Cicero herrschen, kann ich nicht eingehen. Man wird recht haben, wenn man sie so bestimmt:

Am Schluß der Periode ist beliebt ein Creticus mit folgendem Trochäus oder eineinhalb oder zwei oder mehr Trochäen. Also:

– ◡ – – ◡ oder
– ◡ – – ◡ – usw.

Das gibt freilich schon je nach der Zahl der Trochäen eine große Mannigfaltigkeit; dazu kommt noch, daß nach metrischen Regeln die Längen aufgelöst werden können, also z. B.:

– ◡ ◡◡ – ◡
esse videatur (Cicero).

Dieser Cursus mit allerhand Ausgestaltungen, Bevorzugungen und Übergängen zu dem folgenden rhythmischen herrschte bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. Es war der metrische oder quantitierende Cursus.

Im 4. Jahrhundert war bereits die auf die Quantität der Silben gestellte Metrik ins Wanken geraten. So bezeugt Augustin,[1] *Afrae aures de correptione vocalium vel productione non curant.* Man schied also nicht mehr *păter, măter* und z. B. *in signis*, was aber wahrscheinlich auch *in signis* gesprochen wurde, von *insignis*, aber der alte Wortakzent behauptete sich: *páter, máter.* So wurden Wörter wie *laudibus* und *dominus* gleichwertig.

Wir sahen, welche Bedeutung dieses Unsicherwerden und Ausgleichen für die Verslehre bekam. Hier haben wir die Folgen für die Kunstprosa zu betrachten.

Die Betonung der lateinischen Wörter ist eine bedingte. Oxytonierung fehlt, fehlte damals wenigstens. Es gibt nur folgende Fälle: *férs, férto, férimùs, ferébant, fèrebántur, efférebántur;* es fehlt der Typus ἡμῖν λοιπόν; auch ein Wort wie *fers* schließt sich entweder an das Vorausgehende oder an das Folgende. Daraus ergeben sich viele feste Arten der Akzentuierung von selbst.

---

[1] De doctr. christ. IV 10, vgl. Dingeldein, Der Reim bei den Griechen und Römern S. 128.

Es entsprechen sich nun der aufgelöste Creticus + Trochäus *ēssĕ vīdēātŭr*, also das rhythmische Gebilde ⸍ . ⸌ . . ⸍ . und z. B. *ămŏ cōn-iēc-tū-rās*.

Es entstand nun auf dieser neuen Grundlage der rhythmische oder akzentuierte Cursus (von c. 400 bis c. 1450).

Inzwischen hatten aber die feinen Gesetze der Metriker auf den metrischen Satzschluß Anwendung gefunden. Man beobachtete im metrischen Cursus nicht mehr nur, welche Mischung langer und kurzer Silben gefiel, sondern auch, wie diese Mischung sich auf die beiden letzten Wörter des Satzes verteilte, gerade wie im klassischen Hexameter am Schluß nur zwei- und dreisilbige, im Pentameter nur zweisilbige Wörter erlaubt sind.

Der rhythmische Cursus bestimmt also von vornherein die Verteilung der betonten und unbetonten Silben auf die beiden letzten Wörter. Damit gestalten sich die für ihn gültigen Gesetze so:

1. Das letzte Wort soll gewöhnlich höchstens vier Silben haben.

2. Zwischen dem Hauptakzent dieses letzten Wortes und dem Hauptakzent des vorangehenden (also des vorletzten) Wortes soll mehr als eine unbetonte Silbe stehen, ein Satzschluß wie *tibi feci* ist verpönt.

3. Zwischen den Hauptakzenten sollen zwei oder vier, selten drei schwächer betonte Silben stehen.[1]

Daraus ergeben sich folgende Formen der Akzentverteilung.

1. Zwei unbetonte Silben zwischen den beiden Hauptakzenten. Dann soll der Daktylos so verteilt sein:

I. a) – ◡ | ◡ – ◡
tibi | *effeci* = *cursus planus* saec. XII bei den Dictatores.

b) – ◡ | ◡ – ◡ –
tibi | *effecimus* = *cursus tardus* oder *durus* oder *ecclesiasticus* saec. XII.

II. der Daktylos das erste Wort schließend.

c) – ◡ ◡ | – ◡
tibimet | *feci*
d) – ◡ ◡ | – ◡ –
tibimet | *fecimus*
} kommt bei den Dictatores und im späteren Satzschluß nicht vor.

[1] Man kann kürzer sagen: die vorletzte Akzenteinheit soll ein Daktylos sein.

2. Vier unbetonte Silben zwischen den Hauptakzenten.

 ´ ◡ ◡ | ` ◡ ´ ◡

tibimet | *effecerunt* = *cursus velox*.[1]

3. Drei unbetonte Silben zwischen den Hauptakzenten (ein seltener Schluß).

 – ◡ | ◡ ◡ – ◡

tibi | *effecerunt*.

4. War das letzte Wort vielsilbig, so gab es wieder ganz besondere Regeln.[2]

Dieser akzentuierte Cursus herrschte von etwa 400 bis etwa 1100, war aber vom 8. bis 11. Jahrhundert „verwildert" und um viele Feinheiten gekommen.[3] Da wurde im Jahre 1088[4] Johannes von Gaeta, Mönch von Montecassino, Schüler des Dictator Albericus, nach Rom in die päpstliche Kanzlei berufen, *ut stilum iam paene omnem deperditum . . . reformaret ac Leoninum cursum reduceret*. Johannes wurde später Papst Gelasius II.

Nun wurde der strenge, erneuerte, verbesserte, akzentuierte Cursus eingeführt, von dem wir aus den Schriftstücken ab saec. XII und den *τέχναι* derselben Zeit (*formae dictandi*) wissen.

a) – ◡ | ◡ – ◡ = *cursus planus;*
b) – ◡ | ◡ – ◡ ◡ = *cursus tardus* oder *durus;*
c) – ◡ ◡ | ◡ ◡ – ◡ = *cursus velox*

und der grobe Fehler

d) – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡ (auch *cursus velox*).

Wir können zusammenfassend also scheiden:

1. ältere Zeit bis 400
 cursus metricus,

2. jüngere Zeit, 400—1450
 cursus rhythmicus

und zwar

a) *cursus Leoninus,*
 c. 400—700 (resp. 1100),

---

[1] Die Dictatores saec. XII ließen den argen Fehler – ◡ ◡ | – ◡ | – ◡ zu, wodurch das erste Gesetz zweimal übertreten wird, W. Meyer, Ges. Abh. II 260.

[2] Vgl. W. Meyer, a. a. O. 260.

[3] Meyer, a. a. O. 266.

[4] Das Jahr ist begrenzt in der Vita Gelasii II, aber da die rhythmischen Tatsachen nicht so genau ausgeben, sagt man für das Allgemeine besser c. 1100.

b) *cursus Leoninus reformatus* oder *cursus Gregorianus,*[1] c. 1100—1450.

Es gibt natürlich vielfach Übergänge und Verschwimmung; der Cursus Gregorianus wurde nur in päpstlichen Erlassen streng angewandt, nicht einmal in allen Briefen.

Allgemeine, nötige Literatur über den Cursus, die zugleich die Geschichte der Forschung darstellt:

Noël Valois, Étude sur le rythme des bulles pontificales: Bibliothèque de l'École des chartes XLII (1881) p. 161—198 und 257—272.

L. Couture, Le cursus ou rythme prosaique dans la liturgie et dans la littérature de l'église latine du IIIe siècle à la renaissance: Compte rendu du congrès scientifique international des catholiques tenu à Paris du 1er au 6 avril 1891. 5. sect. p. 103—109.

W. Meyer, Der akzentuierte Satzschluß in der griechischen Prosa vom 4. bis zum 16. Jahrhundert, Göttingen 1891 (= Ges. Abhandlungen II 202—235).

L. Havet, La prose métrique de Symmaque et les origines métriques du cursus, Paris 1892.

W. Meyer, Die rhythmische lateinische Prosa (Anzeige von L. Havet, La prose métrique): Göttingische gelehrte Anzeigen 1893 S. 1—26 (= Ges. Abhandlungen II 236—286).

E. Norden, Die antike Kunstprosa, Leipzig 1898, S. 922—953.

W. Meyer, Fragmenta Burana. Teil III. Über die Entwicklung der mittellateinischen Dichtungsformen, Berlin 1901, S. 145—186 (= Ges. Abhandlungen I 1—58).

Th. Zielinski, Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik: Philologus, Suppl. IX (1904) S. 589—844; Das Ausleben des Klauselgesetzes in der römischen Kunstprosa: a. a. O. Suppl. X 429—466.

W. Meyer, Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rhythmik, Berlin 1905 (2 Bände).

E. Vacandard, Le cursus, son origine, son histoire, son emploi dans la liturgie et l'office divin: Revue des questions historiques. Nouv. sér. XL (1905) p. 59—102.

[J. Wolff, De clausulis Ciceronianis: Jahrbücher für klassische Philologie. Suppl. XXVI 577—680.

---

[1] Nach Gregor VIII., der ihn in seiner *Forma dictandi* erklärte.

L. Laurand, Études sur le style des discours de Ciceron avec une esquisse de l'histoire du 'Cursus', Paris 1907.

K. Burdach, Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa:[1] SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1909 S. 520—535.]

Die Kenntnis und Erforschung dieser Satzschlußgesetze trägt nicht nur dazu bei, daß man den eigentümlichen Reiz der Rede versteht, nicht nur, daß man begreift, warum gerade dieses Wort gewählt, diese Stellung bevorzugt ist, mit der Kenntnis der Gesetze wird namentlich auch der Kritik der fraglichen Schriftsteller ein besonderes, neues Hilfsmittel gegeben. Wenn die Überlieferung auseinandergeht, kann man oft, auf die Beobachtung des Satzschlusses gestützt, sich für die eine oder die andere Lesart erklären oder auch eine Konjektur machen. Überhaupt erhält man bei der Organisation einer Ausgabe eine sehr große Hilfe durch diese Gesetze. Auch für die ästhetische Interpretation ist sie nötig. Die Vorteile der Kenntnis des Satzschlusses, ja die Notwendigkeit für jeden Philologen läßt sich an P. von Winterfelds Arbeiten zeigen:

Satzschlußstudien zur Historia Augusta: Rhein. Mus. f. Philologie LVII (1902) S. 549—558. — Die Scriptores historiae Augustae haben alten metrischen Satzschluß. Aber mitten drin, in der Vita Hadriani, stehen Abschnitte ohne solchen. Da soll, nach Winterfeld, Hadrians Autobiographie durchschimmern, die nachgewiesenermaßen ausgeschrieben wird.

Zu Avianus: a. a. O. S. 167 f. — Avian schreibt rhythmischen Satzschluß, kann darum nicht aus dem Zeitalter der Antonine sein, wie Lachmann annahm, der auch rhythmisch falsche Konjekturen machte.

Die Handschriften des Eugippius und der rhythmische Satzschluß: a. a. O. LVIII (1903) S. 363—370. — Eugippius (saec. VI) schreibt rhythmischen Satzschluß. So kann man oft zwischen Knöll und Mommsen bei widersprechenden Lesungen entscheiden.

Über die Translatio Sanctorum Alexandri papae et Justini presbiteri: Neues Archiv XXVI (1901) S. 751—754. — Sie ist nicht saec. IX, wie sie behauptet, von einem Zeitgenossen der Translation in Freising, sondern erst saec. XI geschrieben, da sie den verfeinerten rhythmischen Cursus hat.

[1] [Mit einem vorzüglichen Überblick über den lateinischen 'Cursus'.]

Der Rhythmus der Satzschlüsse in der Vita Bennonis: SBer. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1901 S. 163—168. — Philippi behauptete, Norberts Vita Bennonis (Bischofs von Osnabrück) sei Humanistenarbeit, Scheffer-Boichorst, sie sei saec. XI;[1] Winterfeld half Scheffer durch Betrachtung des rhythmischen Satzschlusses.

Die vier Papstbriefe in der Briefsammlung der heiligen Hildegard: Neues Archiv XXVII (1902) S. 236—244. — Vor der Briefsammlung der heiligen Hildegard († 1179) stehen vier empfehlende Papstschreiben. Drei davon entbehren des reformierten Cursus, sind also gefälscht, vielleicht in Hildegards nächster Umgebung.

III. Die römische Literatur im Mittelalter (Überlieferungsgeschichte).

Sie erinnern sich, daß die Frage nach den Geschicken der römischen Literatur im Mittelalter unsere dritte Aufgabe war.

Bevor ich in die Behandlung eintrete, muß ich auf das Anschauungsmaterial eingehen. Die Überlieferungsgeschichte wächst aus den Handschriften heraus. Wir haben diese nicht alle präsent, wir gebrauchen Abbildungen. Da haben wir ein vortreffliches Werk, das vielfach bahnbrechend war, wobei aber auch wieder das Verdienst mehr auf seiten der Technik liegt als auf seiten einer wissenschaftlichen Produktion: E. Chatelain, Paléographie des classiques latins, Paris 1884—1892 und 1894—1900. Das Werk umschließt eine Fülle paläographischer Ansichten von Plautus bis Ammianus Marcellinus. Die Idee[2] war aus allen maßgebenden Handschriften je ein Blatt in Lichtdruck vorzuführen. Dieser Gedanke konnte natürlich nicht vollständig ausgeführt werden, weil das Gebiet zu groß ist und weil sich bei einem solchen Werke äußere Hindernisse in den Weg stellen, z. B. fehlende Erlaubnis zum Photographieren. Vollständigkeit

[1] H. Bresslau fand 1902, vgl. Neues Archiv XXVIII 77 ff., eine Handschrift, die bewies, daß keiner ganz recht hatte: die Fälschungen, die Philippi gezeigt und Scheffer geleugnet hatte, fehlten zum Teil in der Handschrift, aber doch war die Vita echt.

[2] Sie stammt von Champollion.

ist nicht erreicht. Ein kleines Unternehmen ähnlicher Art nur aufgebaut auf Handschriften der Bodleiana: R. Ellis, Facsimiles from Latin manuscripts in the Bodleian Library, Oxford 1885 und 1891. Eine andersartige sehr notwendige Ergänzung hat Chatelain selbst geplant, die 'Paléographie des pères latins'.

Wenn man in den Tafeln von Chatelain blättert, so bekommt man Vertreter aller Überlieferungsformen zu sehen. Da wir wissen, daß die Schicksale der Schrift sehr verschiedene waren und mannigfaltige Kulturströmungen in der Eigenart der Schrift zum Ausdruck kommen, so ist uns hier auch ein Überblick gegeben über die Hauptstätten, die beteiligt sind an der Überlieferung der lateinischen Klassiker, wenn auch erst im höheren Mittelalter, in der Zeit der Klöster. Im allgemeinen sind über die karolingische Minuskel hinaus sehr viele interessante Schriften nicht vertreten. Ziemlich zahlreich sind die Vertreter der beneventanischen Schrift, das ist der deutlichste Ausdruck von der Bedeutung der Zentren in Unteritalien (Montecassino) für die Überlieferung der Klassiker. Ein Zufall ist es, daß die insularen Schriften zurücktreten, sie würden der beneventanischen Schrift die Wage halten.

Die Schwierigkeiten bei der Behandlung unseres Themas sind nicht gering. Viel Einzelnes und Einzelheiten sind behandelt worden. Aber es fehlt an der Zusammenfassung.[1] Die Kontinuität der Tradition zu ergründen, gehört immer zu den schönsten Vorrechten der Forschung.

Wir gehen gleich *medias in res.* Wie kam ein römischer Schriftsteller aus dem Altertum ins Mittelalter hinüber? Aber die Frage so stellen, ist allzu mechanisch. Altertum und Mittelalter sind weder chronologisch noch lokal betrachtet zwei Kreise, die sich nur tangieren. Das Altertum in seiner lokalen Ausdehnung ist nicht nur Italien, und das Mittelalter in seiner lokalen Ausdehnung ist nicht nur Frankreich. Sondern für das Altertum kommen hier in Betracht, worüber wir früher schon gesprochen: Italien, Gallien, Spanien, Afrika. Für das Mittelalter kommen in erster Linie in Betracht Gallien, daneben Spanien und Italien. Es decken sich also zum Teil die Schauplätze des geistigen Lebens im Altertum und Mittelalter.

Das will für unsern Fall sagen: es bedurfte in vielen Fällen gar nicht einer besonderen Aktion bei der Überlieferung eines Schriftsteller-

---

[1] [Von den Bemerkungen in E. Nordens Antiker Kunstprosa S. 688 erklärte sich Traube wenig befriedigt.]

textes. Er erbte einfach fort. Man brauchte ihn nicht zu finden, nicht wieder hervorzusuchen; man hat andererseits nicht nötig ihn als besonders geschützt, deponiert und für die Nachwelt bereitgestellt zu denken.

Wenn ich ein Bild gebrauchen soll: das Altertum hatte nicht eine besondere Ausfallspforte, durch die allein ein Verkehr mit dem Mittelalter stattfinden konnte, — eine Ausfallspforte mit einer Zugbrücke, die etwa von einem Manne wie Cassiodor bedient war, der nun vielleicht, die neue Zeit salutierend, aus der kapitulierenden Festung die Schätze, einen nach dem andern, herausreichte.

Nein, das ist eine zu mechanische Vorstellung. Es ist ein allmählich gleitender Übergang. Und doch auch wieder sondern sich Altertum und Mittelalter, wenn man die Überlieferung der Schriftstellertexte betrachtet, ziemlich reinlich. Das heißt: es gibt einen gewissen Abschluß für das Altertum auch in diesen Dingen, ein gewisses Charakteristikum, daß etwas noch zu ihm gehört, es gibt eine Art Grenzscheide.

Da, wo die alten Handschriften *in natura* auf uns gekommen sind — wir arbeiten ja fortwährend mit direkten aus solchen gezogenen Schlüssen und mit indirekten der Analogie — da gibt allermeist die Capitale, die Schrift dieses Charakteristikum. Die alten großen Buchstaben (die Unciale) sind das äußere Merkmal. Das Mittelalter bedient sich zwar nachahmend oft auch dieser Schriftarten, aber man merkt dann die Nachahmung, das Archaisieren. Die schöne, alte, regelmäßige Schrift hört auf — um das beiläufig zu erklären — weil eben die regelmäßige kalligraphische Vervielfältigung der Bücher aufhört.

Und damit hängt nun das innere Merkmal der alten Handschriften zusammen. Die alten sind durch die Hand des Grammatikers gegangen, der natürlich auch korrigierte. Sie geben sich als die von einem Philologen revidierte Abschrift eines älteren Originals. Orthographische, grammatische und sonstige Fehler, die bei einer so losen Überlieferung, wie es die schriftliche war, einschleichen mußten, sind, so gut es ging, beseitigt, oder wenigstens über die Treue der Abschrift ist gewacht worden, so daß an neuen Fehlern möglichst wenige sich einschleichen konnten. Wir sind über diese Rezensionen der Grammatiker unterrichtet durch die in den Handschriften selbst aufbewahrten *subscriptiones*, Unterschriften am Schluß, in denen ein Fachgelehrter, Rhetor, Grammatiker die Verantwortung für den vorstehenden Text übernimmt, meist mit Angabe der Zeit, oft — aber zu selten — mit Angabe der Handschriften, die er

benutzt hat. Die Subskriptionen sind entweder wieder *in natura* überliefert in den Originalen oder sie haben sich fortgepflanzt durch die mittelalterlichen Abschriften und sind oft um so mehr verstümmelt auf uns gekommen, als sie nicht immer in schöner, kalligraphischer Schrift geschrieben waren, sondern in mehr gelehrter Cursive. Die der lateinischen Handschriften sind oft untersucht worden. Schon Pithou hatte eine Sammlung gefordert. Aus moderner Zeit gibt es verschiedene Arbeiten über die Subskriptionen, aber es ist das ein Gebiet, das eigentlich ganz von neuem bearbeitet werden müßte, weil viel neues Material aufgedeckt ist.[1] Eine Bibliographie dieses Themas bot E. Hübner, Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der klassischen Philologie (3. Auflage), Berlin 1889, S. 44. Die wichtigsten Schriften sind:

O. Jahn, Über die Subskriptionen in den Handschriften römischer Klassiker: Berichte der Kgl. Sächs. Gesellschaft d. Wiss. 1851 S. 327 bis 372.

F. Haase, De Latinorum codicum manuscriptorum subscriptionibus commentatio, Breslau 1860 (Vorlesungsverzeichnis für 1860/61).

A. Reifferscheid, De Latinorum codicum subscriptionibus commentariolus, Breslau 1872 (Vorlesungsverzeichnis für 1872/73).

Th. Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Literatur, Berlin 1882, S. 123 f. und 281.

E. Lommatzsch, Literarische Bewegungen in Rom im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr.: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. XV (1904) S. 177—192.

Die wichtigste Arbeit seit Reifferscheid ist H. Useners Anecdoton Holderi.[2] In den Anmerkungen und Ausführungen sind die wertvollsten Beiträge zur Literatur des ausgehenden Altertums geliefert. Die Tätigkeit der römischen Grammatiker legt er[3] dahin aus, daß sie, die hauptsächlich im 5. und 6. Jahrhundert an den lateinischen Handschriften arbeiteten, dabei im Auge hatten, die alte heimische Literatur zu schützen in einer Zeit des allgemeinen Schwankens und des Aufhörens der eigentlichen römischen Kultur. Er stellt die Symmachi,

---

[1] [Traube hat selbst viel Stoff für die Arbeit gesammelt, Band XXXIX des Nachlasses enthält einen etwa 300 Bll. umfassenden Faszikel „Subskriptionen". Für Traubes Quellen und Untersuchungen hatte B. A. Müller 'Codicum latinorum subscriptiones' angekündigt.]

[2] Bonn 1877, Festschrift zur Begrüßung der XXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

[3] S. 28.

Boethii in einen Gegensatz zu den christlichen Bestrebungen der damaligen Zeit, aber auch zu der großen immer stärker werdenden Bedeutung der Barbaren im Reich. Die altrömischen Patrizier, von denen die Rezension ausging, hätten gesucht, in diesen Schriftstellern einen Teil ihrer nationalen Güter zu retten und sicher zu stellen.[1]

Man muß sich das nicht so vorstellen, als ob die Bemühungen dieser Grammatiker darauf gezielt hätten leicht lesbare Texte herzustellen. Dem kam man zu Hilfe durch die Einführung einer guten Interpretation. Durch die griechischen Grammatiker wurde immer das Bestreben hervorgerufen die Fehler möglichst zu erhalten, Doppelverse z. B. nicht zu beseitigen. Um doch etwas Zusammenhängendes herzustellen, gebrauchte man die *σημεῖα*, die kritischen Zeichen am Rande der Texte. Da wir in diese Verhältnisse fast nie unmittelbar hineinsehen können, erhebt sich sehr oft die Frage: Ist die eigentümliche Fassung unserer Handschriften dem Altertume verdankt oder dem Mittelalter? Haben wir es zu tun mit einer antiken Ausgabe oder mit mittelalterlicher Interpolation? Darüber ist oft keine Einigkeit vorhanden.

Für den Ausgang des Altertums können wir voraussetzen, daß in Italien, Afrika, Spanien und Frankreich, wenn auch die Schriftsteller

---

[1] [Traube schränkte in der zweistündigen Vorlesung über „Das Fortleben der Antike im Mittelalter" Useners Behauptungen folgendermaßen ein (Wortlaut des Konzeptes): „Dies war nur möglich (dieser erste Übergang vom Altertum ins Mittelalter), weil die Nobilität eben im 5. und 6. Jahrhundert ganz christlich geworden war. Wir beobachten, wie das Christentum in die Familie der Symmachi und überall eindringt. Daher erklären sich die christlichen Schreiber (die Paläographie der Handschriften saec. V und VI), daher, daß die Handschriften an Stätten kamen, wo sie später fortgepflanzt wurden. So ist es zu verstehen, wenn Usener, Jahn folgend, sagt: ‚daß seit dem 4. Jahrhundert die ersten Familien des römischen Adels im Kampf erst gegen das Christentum, dann gegen das deutsche Element die Erhaltung und Verbreitung der nationalen Literatur als ihr eignes Bollwerk betrachteten'. Das deutsche Element: die Goten. Da ist auch wieder einzuschränken; sie waren so bildungsdurstig wie möglich. Weit eher könnte man sagen, daß ihnen zulieb die Römer (Cassiodor) manches Alte hervorzogen. — — — Also mit den Subskriptionen scheint es so zu liegen: Sie stehen unter den einzelnen Büchern der Klassiker, aber sie rühren von Christen her oder von Männern, die christlichen Kreisen angehörten, deren Familien bald christlich wurden. Die Barbaren forderten eher zu solcher Tätigkeit heraus, als daß man sich ihnen gegenüber auf die Klassiker als nationales Bollwerk zurückzog. (Ein Blick auf Cassiodor-Theoderich und en passant Theodahadus.) Es ist der Lehrer, der Grammatiker, der Philologe, der dahinter stand und dem Schüler die Ehre zuschob: *bono scolastico* oder *legi conferente mihi magistro.* Diese Lehrer hatten auch vorher die Klassiker tradiert. Allein der Zusammenhang mit dem Christentum eröffnete jetzt die Möglichkeit der Fortpflanzung."]

oft nicht in mehreren Exemplaren erhalten waren, so doch von dem, was überhaupt auf uns gekommen ist, wenigstens ein Exemplar vorhanden war; abgesehen von den Schriftstellern, die auf uns gekommen sind durch die Papyri, nicht durch das mittelalterliche Pergament, die also direkt ohne die Vermittlung des Mittelalters erhalten und gefunden wurden. Afrika scheidet für unsere Vorstellung deshalb mehr aus, weil der Faden fast ganz abgerissen ist. Es hat aber für die Erhaltung der Literatur eine große Rolle gespielt bei Cassiodor. In Afrika herrschte reges Literaturtreiben, das später in die Überlieferung hineingeführt wurde besonders durch die Vermittlung von Spanien. Spanien ist das Land, in dem sich dank der Verbindungen des Vandalenreiches eine Reihe afrikanischer Autoren erhalten hat, die zunächst in Spanien gelesen und erst viel später in die eigentlich kontinentale europäische Überlieferung geleitet wurden. Über Spanien sind, was durch die Sprache und Schrift festgestellt ist, auf uns gekommen: Dracontius, Corippus, Verecundus, das seltsame Zeugnis für die Poesie an den vandalischen Höfen: die Sammlung, die uns im Codex Salmasianus überliefert ist, ferner Teile der glossographischen Literatur (z. B. die unter anderem für Plautus wichtigen Glossen des Placidus). Auch die sogenannten Disticha Catonis, die im Mittelalter einen sehr großen Einfluß ausgeübt haben, sind nur durch spanische Handschriften verbreitet worden.

Frankreich hat Schätze des römischen Altertumes nicht erst im Mittelalter empfangen, sondern es war ja schon lange ein Land des römischen Reiches und erfreute sich einer hohen Kultur. Wir können das Blühen einiger geistiger Zentren, wo jedenfalls auch alte Handschriften lagen, von der römischen Zeit bis ins Mittelalter verfolgen. Lyon z. B. ist wichtig geworden durch die Überlieferung juristischer Literatur. In Lyon war eine Hochschule der Rechtswissenschaft.

Italien ist natürlich der Hauptausgangspunkt der Überlieferung.

In diesen Ländern also lagerten beim Ausgange des Altertums die römischen Schriften. Sie würden nun bei den verschiedenen neuen Bildungselementen und Bestrebungen mit der Zeit verloren gegangen sein, hätten sich nicht zugleich Tendenzen geltend gemacht die Handschriften zu erhalten und fortzupflanzen. Daß mit der christlichen Bildung sich die heidnische verschmelzen konnte, daß die alten Schriftsteller abgeschrieben wurden und so auf uns kamen, das wird im allgemeinen den Klöstern verdankt.

Nun ist es aber gar keine Frage, daß dem Mönchtum die Erhaltung der heidnischen Literatur eigentlich fern gelegen hat; seine

Aufgabe war eine ganz andere. Wie sind denn diese Tendenzen in die Klöster gekommen; wie haben die Mönchsorden ihre beste Kraft darin gefunden die Überlieferer der klassischen Gelehrsamkeit zu werden, die Handschriften abzuschreiben? Da weist man mit großem Recht auf die dominierende Persönlichkeit des Cassiodor[1] hin. Dem Manne, von dem das mittelalterliche Ordenswesen im Westen ausgeht und erfüllt ist, dem heiligen Benedikt hat das — nach seiner Ordensregel — ganz fern gelegen. Allein wenn Cassiodor so hervortritt, muß man doch sagen, daß schon vor ihm die Mönche in den Klöstern das getan haben, was ihnen später eigentümlich wurde. Sie waren schon in früher Zeit vielfach Abschreiber, Kalligraphen. Wir haben ein einziges klassisches Zeugnis: Die von Sulpicius Severus verfaßte Biographie des heiligen Martin von Tours, die für die Zeit des 5. Jahrhunderts Zeugnis ablegt. Hieraus wissen wir, daß die jüngere Generation der Mönche bereits zum Schreiberdienste herangezogen wurde.[2] In Tours, das immer ein Mittelpunkt der Studien gewesen ist, aus dem so manche Abschrift der klassischen Literatur stammt, in Tours also finden wir schon im Anfang des 5. Jahrhunderts diese gelehrte kalligraphische Tendenz bei den Mönchen. Gerade das beschauliche Leben, die ruhige Tätigkeit führte dazu, daß die Mönche den Schreiberdienst aufnahmen in ihre Beschäftigung, in den Gang ihres täglichen Lebens. Hier bei Sulpicius Severus ist noch etwas anzuführen. Die Literatur ist nicht ausschließlich von den Mönchen fortgepflanzt worden, sondern auch von den Klerikern der Bistümer. Eine der ältesten Handschriften des Sulpicius ist 517 in Verona von einem Kleriker geschrieben worden.[3]

Wir müssen schließen, daß die Mönche sich schon früh mit dem Handwerk des Abschreibens beschäftigt haben, und sehen, daß die Weltgeistlichen das gleiche taten. Aber ein ausgesprochenes näheres Verhältnis dazu nimmt die christliche Bildung in der Tat erst unter Cassiodor an. Cassiodor[4] hatte sich um 540 zur Ruhe zurückgezogen auf ein Landgut, das schon seinen Vorfahren gehört hatte: *Vivarium.* Von Staatsgeschäften frei benutzte er die Muße seines ziemlich hohen Alters ein Kloster zu stiften. Es war kein Zusammenhang zwischen

---

[1] [Vgl. auch Bd. I 106 ff.]

[2] *Ars ibi exceptis scriptoribus nulla habebatur, cui tamen operi minor aetas deputabatur;* CSEL. I 120.

[3] Vgl. Reifferscheid, Bibliotheca patrum latinorum Italica I 112.

[4] [Hier sind einige Worte über Cassiodors politische Tätigkeit und deren literarische Frucht, die *Variae*, fortgelassen, vgl. Bd. I 106 f.]

Cassiodor und Benedikt, aber doch sieht man nun die Gründung des heiligen Benedikt unter einem anderen Lichte. Klosterstiftungen waren schon damals nicht selten, viele vornehme Leute zogen sich zurück, um Gott zu dienen in Gebet und Askese, und versammelten um sich gleichgesinnte Genossen. Wie Benedikt als Gesetzbuch seines Klosters die *Regula*, das Grundbuch für alle mönchischen Orden des Mittelalters, schrieb, so Cassiodor seine *Institutiones divinarum et saecularium litterarum*[1] als Hausordnung für sein Vivarium. Cassiodor neigt seiner Bildung nach mehr dazu aus dieser Vereinigung von Leuten zu gleicher Zeit auch eine mehr oder weniger gelehrte Gesellschaft zu machen. Leider ist das Werk noch nicht gut herausgegeben; wir haben wohl mehrere Ausgaben, aber noch keine kritische. Die Arbeit wäre sehr lohnend, weil verschiedene Rezensionen vorliegen und der Inhalt des Buches sehr interessant ist.

Wenn wir diese Institutiones lesen und die liebevolle und weitausschauende Art ansehen, so bekommen wir von dem Manne, der uns in seinem weltlichen Leben als ein unsicherer Phrasenheld erscheint, einen sehr angenehmen Eindruck, er zeigt sich als eine sehr bedeutende Persönlichkeit, freilich auf einem beschränkten Gebiete. Wenn Boethius der letzte Römer ist, so ist Cassiodor der letzte Philologe des klassischen Altertums. Alles, was er treibt, ist Philologie. Seine ganze Auffassung ist philologisch. Charakteristisch ist das Wort:[2] *Felix intentio, laudanda sedulitas manu hominibus praedicare, digitis linguas aperire, salutem mortalibus tacitum dare, et contra diaboli subreptiones illicitas calamo atramentoque pugnare. Tot enim vulnera Satanas accipit quot antiquarius Domini verba describit. Uno itaque loco situs operis sui disseminatione per diversas provincias vadit.*

Woher nun kamen diese Tendenzen des Cassiodor? Woher stammt sozusagen der Impuls zu dieser ganzen christlichen Philologie?

---

[1] Man muß für das ganze Werk noch die Ausgabe Garets, Rouen 1697, benutzen (abgedruckt in Mignes Patrol. lat. LXX 1105—1220). Nur einige kleine Stücke liegen in kritischen Ausgaben vor, obwohl auch diese wenig befriedigen: der Abschnitt über die Grammatik steht bei H. Keil, Grammatici latini VII 210—216, der über die Rhetorik bei C. Halm, Rhetores latini minores p. 495 sqq., andere Teile bei C. Vercellone, Variae lectiones vulgatae Latinae bibliorum editionis II 649—651, Th. Zahn, Geschichte des neutestamentlichen Kanons II 267—287 und bei Th. Mommsen in den MG. Auctt. antt. XI 39—41. Eine kritische Ausgabe soll im Wiener Corpus der Kirchenväter erscheinen.

[2] Inst. div. lit. cap. XXX.

Cassiodor selbst erzählt im Beginn seines Werkes,[1] er habe unter Papst Agapetus (535—536) in Rom eine christliche Universität gründen wollen, ein wissenschaftliches Institut für die Erhaltung des Glaubens, zur Erklärung der Bibel und der Väter. Aber *bella ferventia et turbulenta certamina* hätten ihn gehindert, *ut, sicut apud Alexandriam multo tempore fuisse traditur institutum, nunc etiam in Nisibi civitate Syrorum ab Hebraeis sedulo fertur exponit, collatis expensis in urbe Romana professos doctores scholae potius acciperent Christianae.* Die Bemerkung über Nisibis stammt aus Junilius.[2] Aber wenn auch Cassiodor das nur herübergenommen hat, so ist doch hier zu untersuchen der gewöhnlich übersehene Zusammenhang der abendländischen und morgenländischen christlichen Schule.

In Alexandria, Antiochia, in Edessa, in Nisibis gab es öffentliche Schulen für christliche Philosophie und Exegese, angeregt zum Teil durch das Heidnische (das Museum in Alexandria) und das Jüdische (Philon und die Bathe Midraschoth). Die alexandrinische Katechetenschule dauerte bis etwa 400. Eine feste Lehrerfolge unterrichtete in Philosophie und Theologie. In der Philosophie herrschte besonders Anlehnung an Platon.[3] Die antiochenische Schule bestand seit dem Ausgang des 3. Jahrhunderts, auch sie an eine heidnische Schule anknüpfend.[4] Neben diesen Schulen von Antiochia und Alexandria kommen in Betracht die von Edessa und Nisibis, auf die Cassiodor anspielt. Sie lösen die Schule von Antiochia ab und hier kommt auch das Studium des Aristoteles und seine Methodenlehre auf. Besonders die Schule von Nisibis hatte, wie man erst seit kurzer Zeit gesehen hat, eine vollständige klösterliche Organisation.[5] Man wird lebhaft erinnert an das Gebilde Cassiodors. Seit dem 5. Jahr-

---

[1] Migne LXX 1105 sq.

[2] Migne, Patrol. lat. LXVIII 15.

[3] Vgl. A. Harnack, Alexandrinische Katechetenschule und Schule: PRE. I³ 356—359; Vacherot, Histoire critique de l'école d'Alexandrie, Paris 1846—51; [F. Vigouroux, Ecole exégétique d'Alexandrie: Dictionnaire de la bible I (1908) col. 358—362.]

[4] Vgl. A. Harrent, Les écoles d'Antiochie, Paris 1898; A. Harnack, Antiochenische Schule: PRE. I³ 592—594; H. Kihn, Die Bedeutung der antiochenischen Schule auf dem exegetischen Gebiete, Weißenburg 1866; derselbe, Theodor von Mopsuestia und Junilius Africanus als Exegeten, Freiburg i. B. 1880; [F. Vigouroux, Ecole exégétique d'Antioche: Dictionnaire de la bible I 683—685.]

[5] Die Statuten sind veröffentlicht von Guidi in der Zeitschrift für Kirchengeschichte XVIII (1898) S. 211 ff. [Über die Anfänge vgl. J. B. Chabot im Journal Asiatique, Sér. X tom. 6, p. 157—177.]

hundert übersetzen die syrischen Nestorianer[1] die griechischen Philosophen u. a., seit saec. VIII vermitteln sie diese Literatur den Arabern, die Araber dann wieder den Christen, zum Teil durch Juden.

Der Zusammenhang der Cassiodorischen, abendländischen, zunächst vielleicht mehr in der Idee bestehenden Schule mit dieser wirklich vorhandenen morgenländischen wäre noch des näheren zu untersuchen. Jedenfalls hatte Cassiodor einen Teil seiner Tendenzen von dort her. Für das Mittelalter ist es von größtem Einfluß gewesen, daß sich so eine feste Kontinuität erhalten hat, die doch eigentlich mehr noch bedeutet als der unmittelbare Zusammenhang mit dem Römertum, daß sich hat die über die Syrer gehende Verbindung mit den Griechen erhalten, die Cassiodor mehr unbewußt herstellt.

Cassiodor also schuf, als er sich zurückzog, in seinem Kloster etwas Ähnliches, wie er schon früher geplant hatte, eine Art Akademie. Mit dieser Akademie hängt die von ihm begründete Bibliothek zusammen. Bei den Vorschriften für die geistlichen und weltlichen Wissenschaften gibt er fortwährend Hinweise auf die Bibliothek. Er knüpft alles in ganz besonderer Weise an die Bücher an, die er dort niedergelegt hat. Dann trifft er genaue Anordnungen, wie die Werke möglichst fehlerlos in guter Orthographie abgeschrieben werden sollten. Über den Bestand der Bibliothek wissen wir zunächst nur das, was er so im Vorübergehen sagt. Es ist eine dankbare Aufgabe, danach eine Vorstellung von Cassiodors Büchersammlung zu schaffen.

Aber man kann noch weiter gehen. Der Grund, daß gewisse Werke auf uns gekommen sind, liegt darin, daß Cassiodor sie so sorgfältig bereit gestellt hat. Es gibt eine Reihe patristischer Handschriften, die mit einer sonderbaren Inscriptio beginnen: *In hoc corpore continentur.* Diese ganz seltsame Ausdrucksweise erklärt sich aus dem Sprachgebrauche Cassiodors und seiner Zeit.[2] Offenbar sind diese Inhaltsangaben Überreste eines Brauches in der Bibliothek des Cassiodor. Eine andere Handschrift, die sich selbst darstellt als hervorgegangen[3] aus dieser Bibliothek, ist der Codex Bambergensis der Institutiones. Immer hatte es Cassiodor im Auge, die Schriften weiter fortzupflanzen; man könnte darum in Anknüpfung an Cassiodor einen sehr reichhaltigen Beitrag zur Überlieferungsgeschichte geben.

[1] Vgl. unter anderem A. Baumstark, Lucubrationes Syro-Graecae: Jahrbücher für klassische Philologie, 21. Supplementbd. (1894) S. 353—524; Aristoteles bei den Syrern vom V. bis VIII. Jahrhundert, Leipzig 1900.

[2] [Vgl. Traube zu Th. Mommsens und P. Meyers Theodosiani libri, Berlin 1905, Enarratio tabularum p. II.]

[3] [Freilich erst durch Abschrift.]

So sehen wir auf der einen Seite die Klöster, die allmählich diese Gedanken Cassiodors aufnahmen, aber auch schon von vornherein dem Abschreiben nicht ganz fremd gegenüberstanden und vielleicht zum Teil unabhängig von Cassiodor einem morgenländischen Vorbilde folgten. Dann bestand im römischen Reiche noch eine Art fester Organisation des Unterrichtes in den Rhetorenschulen, die sich allmählich christianisiert hatten. Nach und nach gingen nun die Lehren, die von ihnen gepflegt wurden, in die Klosterschulen über. Die Klöster spannten bald ein ganzes Netz von Bildungszentren über die Provinzen des römischen Reiches und so gab es tatsächlich wieder Institute, welche die Wissenschaften pflegten; die alten Bibliotheken hatten aufgehört, aber es waren nun neue da, in Bistümern und Klöstern.

Es beginnt jetzt ein sehr interessantes Spielen der Kräfte. Am ehesten könnte man dabei von Schiebungen sprechen. Fortwährend sind solche Schiebungen da, welche die Handschriften in andere Länder fortschieben. Eine große Durcheinanderwirbelung der ursprünglich vorhandenen Schätze geht vor sich. Das bedarf der Darstellung, wie die Originale oder die Abschriften der Codices aus den Orten, wo sie ursprünglich aufbewahrt waren, hinübergeschafft wurden in andere Orte desselben Landes oder neuer Länder, so daß die Texte von der eigentlichen Aufbewahrungsstätte wegkamen und sich in die neuen geistigen Zentren verbreiteten.

Wir können zahlreiche solche Schiebungen verfolgen. So sehen wir, wie in Italien aus den alten Mittelpunkten die Handschriften in die neuen, die Klöster, übergehen. Eine Hauptstätte ist da Bobbio, die Gründung des Iren Columban. Ob er selbst oder wer sonst in dieses Kloster die vielen alten Handschriften gebracht hat, ist nicht festzustellen. Sicher ist, daß wir sehr viele Bobbieser Handschriften nachweisen können, die zum großen Teil in Italien selbst, zu einem anderen Teile aber auch in Spanien und Afrika geschrieben sind. Vielleicht kamen, ebenso wie wir es von Montecassino bestimmt wissen, Mönche unmittelbar aus Spanien und über Spanien aus Afrika nach Bobbio. — Das war schon im 7. Jahrhundert.

Eine andere große Schiebung führt die Handschriften aus Italien nach England, hauptsächlich dank den Missionaren Gregors des Großen, Augustin und seinen Genossen. Wir haben von solchen Originalen und Abschriften, die aus Italien nach England gekommen sind, noch eine ganze Reihe gut erhaltener Exemplare, die zum Teil in England, zum Teil jetzt auf dem Festlande liegen. Später, als ein

fortwährender Zusammenhang zwischen Italien und England bestand, kamen noch andere Handschriften, auch weltliche nach England. Ein berühmtes Beispiel ist der griechisch-lateinische Kodex der Apostelgeschichte in Oxford (Laudianus). Er ist im 6. Jahrhundert geschrieben und im 8. von Beda benützt.[1]

Ferner kamen Handschriften aus Italien nach Frankreich. Zwischen diesen beiden Ländern war ja immer ein Zusammenhang, eine besondere Schiebung trat aber erst unter Karl dem Großen ein. Karl der Große hat zielbewußt Codices der Klassiker und andere Texte, wie die Regula S. Benedicti, im Original oder in Abschrift aus Italien in sein Reich schaffen lassen.[2] Natürlich fehlt es auch nicht an Austausch vorher und nachher. Dann verpflanzten sich Handschriften aus Italien oder Frankreich weiter nach Deutschland in die neuen Stätten der Bildung: Fulda, Reichenau, Lorsch, Murbach u. a. Allein ebensoviele wertvolle Handschriften sind nach Deutschland nicht aus Italien oder Frankreich gekommen, sondern schon etwas früher durch Bonifaz und seine Genossen aus England und haben sich nun wieder wechselseitig verbreitet. Damit haben wir einen großen Umweg kennen gelernt, den die Handschriften öfters machten. Die Evangelienharmonie Viktors von Capua z. B. ist von Italien sicherlich, wie sehr alte insulare Randschrift zeigt, über England nach Fulda gelangt.[3] Zu den ältesten Codices von Fulda, die jetzt in Kassel liegen, gehört der Hegesipp,[4] der aus dem 6. Jahrhundert stammt. Er ist mit den gleichen insularen Beischriften versehen wie das Victorevangeliar, ist also auch aus England gekommen. Auf dieser einzigen Handschrift ruht die ganze Überlieferung des Hegesipp, von hier aus verbreiteten sich Abschriften nach Frankreich. Damit treten wir in eine neue Phase der Überlieferung ein. Was geschah mit den Handschriften in karolingischer Zeit? Unsere Überlieferung der römischen Literatur wird fast völlig dem karolingischen Zeitalter, den Klöstern und Kirchen im Reiche Karls des Großen und seiner ersten Nachfolger verdankt. Durch die Schiebungen waren zahlreiche alte Handschriften und Abschriften ins fränkische Reich übergegangen

---

[1] [Vgl. Bd. I 210, dort ist der mit einer Tafel versehene Artikel von F. Prat im Dictionnaire de la bible IV (1908) col. 126—128 nachzutragen.]

[2] [Vgl. L. Traube, Textgeschichte der Regula S. Benedicti.]

[3] [Fulda Bonif. 1; vgl. die Literaturangaben Bd. I 185 f., wozu inzwischen der Aufsatz von E. v. Dobschütz in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft X (1909) S. 90—96 gekommen ist.]

[4] [Kassel, Theol. fol. 65.]

und nun erwuchsen an den Bildungsstätten in Deutschland (Fulda, Mainz, Hersfeld, Würzburg, Murbach, Reichenau, Köln, Trier, St. Gallen u. a.) und Frankreich (Corbie, Tours, Fleury, Micy, Ferrières, Sens, St. Riquier, Péronne, Lyon, Reims, Laon etc.) zahlreiche neue Abschriften dieser älteren Codices. Im allgemeinen ist der Weg der, daß alte Handschriften aus dem 6. Jahrhundert nun in karolingischer Zeit fortgepflanzt werden, ohne daß irgendwelche Zwischenstufen da sind; an einen alten Stammvater schließt sich unmittelbar die karolingische Nachkommenschaft.[1] Wie gering waren eigentlich die vorhandenen Möglichkeiten der Überlieferung und was ist aus ihnen geworden! Sehr oft ist in die karolingische Zeit nur eine einzige alte Handschrift eines Textes eingetreten und diese ist dann verbreitet worden, so daß eine Fortpflanzung bis auf unsere Zeit möglich war. Selten dagegen ist es, daß man im karolingischen Reiche von einem Schriftsteller mehrere Exemplare besaß. Das ist wichtig und interessant für die philologische und literarische Betrachtung. Virgil hatte man in vielen alten Exemplaren, aber auch andere Schriftsteller, so der vielgelesene Lukan, sind mehrfach vorhanden gewesen. So wird das philologische Bild der Überlieferung viel reicher und schwieriger, denn es stehen sich oft mehrere gleichberechtigte alte Ausgaben gegenüber, die zu rekonstruieren sind.

Unter den Leuten, die damals im 9. Jahrhundert Autorität genug besaßen zur Förderung und Vertretung dieser Studien, ist besonders zu nennen der merkwürdige Abt von Ferrières Lupus,[2] der mit Einhard in Fulda verkehrt hatte und von ihm angeregt worden war. Von überallher suchte er sich alte Handschriften und Abschriften zu verschaffen, aus Deutschland wie aus Frankreich, aber auch — und das wurde vorbildlich — vom Papste aus Italien, einen Quintilian-

---

[1] [In der „Geschichte der klassischen Philologie“ sagte Traube: „Wäre in dieser Zeit [vor Karl d. Gr.] viel abgeschrieben worden, so würden wir das an unsern Texten spüren. Wo etwa ‚merovingische‘ Handschriften vorhanden waren, griff die karolingische Zeit doch lieber auf die alten saec. VI zurück. Wo unsere Handschriften einen hohen Grad der Verderbnis erreichen, wie z. B. im Manilius, Ammianus, Catullus ist nicht fortgesetzte Tradition der Grund, sondern der Übergang von einer nicht mehr verstandenen Schrift in eine neue (irische — spanische — in karolingische Minuskel). Nur wenige Texte wie die Anthologia latina wurden in den Zeiten des Übergangs abgeschrieben, aber auch hier ist der Übergang aus Capitale in Unziale zum Teil an den Fehlern schuld.“]

[2] [Vgl. Traube in den SBer. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. K. B. Akad. d. Wiss. 1891 S. 389 ff. und die bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] 258 Anm. 4 genannte Literatur.]

kodex aus England. Durch Lupus ist wahrscheinlich die Suetonüberlieferung erhalten worden. Das eigenartige Werk Suetons, die Biographien der ersten zwölf römischen Kaiser, war erhalten in einem alten Kodex in Fulda. So hatte Einhard dort Sueton kennen lernen und in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen nachahmen können. Hauptsächlich durch das Lesen in diesem Kodex ist Einhard, wie früher (S. 72) bemerkt, dazu gekommen alle mögliche Einzelheiten zu beobachten und in seiner Biographie zu erwähnen. Nun ist aber die alte Suetonhandschrift nicht in Fulda selbst fortgepflanzt worden. Lupus hat sie sich ausgebeten und so ist sie wahrscheinlich nach Frankreich gekommen und dort abgeschrieben. Die einzige Handschrift, auf der die Überlieferung des Sueton beruht, ist eine Handschrift aus Tours, wo damals, als Lupus den Fuldensis benutzte, wohl auch gleich eine Abschrift genommen worden war.[1] So machen sich bald die französischen, bald die deutschen Klöster um die Fortpflanzung der alten Schriftsteller verdient. Das spiegelt sich oft auch wieder im Verhältnis der Schrift, Fulda: Insulare, Frankreich: Karolingische Minuskel. Bei einigen Schriftstellern wirkt die schwierige insulare Schrift in den Verlesungen der Abschriften fort, so daß das Verständnis der überlieferten Texte sehr erschwert wird.

Zu den Texten, die das fränkische Reich hatte, kommen auch die Handschriften, die aus Spanien zum zweiten Male in die Überlieferung gezogen wurden, da manche Gelehrte des karolingischen Reiches in Spanien ihre Heimat hatten. In der Hauptsache war alles, was von römischen Schriftstellertexten auf uns gekommen ist, in der karolingischen Zeit schon erhalten.

Die Jahrhunderte nach der karolingischen Zeit haben wenig mehr getan als wieder abgeschrieben. Nur in Italien, in Montecassino, hat man im 11. Jahrhundert eine Reihe von Entdeckungen gemacht. Während in Frankreich und Deutschland die alten Schriftsteller schon bis zu einem gewissen Punkte in den Besitz der Zeit übergegangen waren, wurde dort noch eine bedeutende Zahl gerettet: Tacitus, Apuleius, Varro (*de lingua Latina*)[2] u. a. Alle diese Texte sind erst im 11. Jahrhundert ausgegraben und in beneventanischer Schrift abgeschrieben worden; auch die dreißig neuen Verse der

---

[1] [Vgl. darüber Traube im Neuen Archiv XXVII 266 ff. und nun M. Ihm vor seiner Ausgabe der C. Suetoni Tranquilli de vita Caesarum libri VIII, Lipsiae 1907, p. VII sqq.]

[2] [Vgl. jetzt Goetz und Schöll in der Praefatio ihrer Ausgabe, Leipzig 1910, p. XI sqq.]

6. Juvenalsatire weisen diese Schrift auf.[1] Damit ist fast alles, was noch vorhanden war, entdeckt und gerettet gewesen. Es folgen Zeiten des Übergangs, die nichts Besonderes leisten, zum Teil aber einen neuen Akzent auf die Schriften des Altertums legen. Im 14. Jahrhundert beginnt die Beschäftigung mit den Tragödien des Seneca, ein paduanischer Kreis ist bestrebt sie sich anzueignen. Aus der gleichen Zeit stammt der seltsame Auftrag, den der Ordensgeneral Niccolo Albertini dem englischen Dominikaner Nicolaus Treveth erteilte: einen Kommentar zu diesen Tragödien zu schreiben.[2] In den Schluß des 14. Jahrhunderts fallen wieder Entdeckungen von einigen Schriftstellern, die uns besonders am Herzen liegen, Schriftstellern, die aber schon vorher, in karolingischer Zeit, abgeschrieben waren, den *tresviri amoris* Catull, Tibull, Properz. Das machte einen großen Eindruck.

Wir nähern uns nun schon den Zeiten der Renaissance. Das Verdienst der Renaissance wird gewöhnlich überschätzt. Es ist damals nicht ein römischer Schriftsteller neu entdeckt worden. Was geschah, war nur ein Umschreiben aus der karolingischen Schrift in die damalige italienische. Man knüpfte an die Bestrebungen des 9. und 11. Jahrhunderts an; nicht direkt gab es eine Verbindungslinie zwischen der Renaissancezeit und dem Altertum. Neues hat die Renaissance dadurch geboten, daß sie auch die griechische Überlieferung direkt in ihren Bereich zog.

Es folge ein Überblick über die wichtigsten Funde:[3]

Für Padua im 14. Jahrhundert stellten wir bereits Beschäftigung mit den Tragödien des Seneca fest. In Verona wurde (kurz vor 1323) Catull wieder entdeckt in einer Handschrift des 9. Jahrhunderts, wie die Fehler und Verlesungen der ersten humanistischen Abschreiber beweisen. Ins 14. Jahrhundert fällt auch die Rettung des Tacitus durch Boccaccio, d. h. der letzten Bücher der Annalen und des Anfanges der Historien in einer Handschrift aus Monte Cassino; hier

---

[1] [Die Handschrift Oxford Bodl. Canonic. 41 hat 34 neue Verse nach 6, 365 und 2 nach 6, 373 gebracht, eine Abbildung gibt Winstedt in seiner Ausgabe, London 1900.]

[2] [Vgl. R. Peiper, De Senecae tragoediarum lectione vulgata, Breslau 1893, p. 5 sqq.; W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I 487 ff.; G. Richter, Kritische Untersuchungen zu Senecas Tragödien, Jena 1899 (Progr.), S. 10 ff.]

[3] [Die beste, wenn auch nicht fehlerfreie Geschichte der Funde bietet R. Sabbadini, Le scoperte dei codici Latini e Greci ne' secoli XIV e XV, Firenze 1905; vgl. Traubes Besprechung in der Berliner philologischen Wochenschrift 1906 Sp. 1237 ff.]

fand eine Anknüpfung an das 11. Jahrhundert statt, da der Mediceus 2 aus dieser Zeit herrührt. 1345 wurden die Briefe Ciceros ad Atticum, ad Quintum fratrem und ad Brutum durch Petrarka in Verona aufgefunden. Zur Zeit des Konzils von Konstanz (1414—1418) machte Poggio seine Entdeckungen in den Bodenseeklöstern, Langres, Cluny und anderen Bibliotheken: Quintilian, Valerius Flaccus, Statius, Silius Italicus, Reden Ciceros, Asconius Pedianus u. a. Poggio war bis England gekommen und hatte teils Originale, teils Abschriften mitgenommen. Sehr große Verdienste, die aber noch wenig aufgeklärt sind, erwarb sich Enoch von Ascoli, der die kleineren Schriften des Tacitus und andere Werke aus Deutschland nach Italien brachte.[1] 1422 wurde in Lodi eine Handschrift mit Ciceros Schriften *de oratore*, *Brutus* und *Orator* gefunden.[2]

So kommen die römischen Schriftsteller allmählich aus ihren Exilen zurück. Das Eigene der Renaissance ist, wie schon bemerkt, daß die Humanisten, durch ihre Funde und Erfolge kühner gemacht, hinüberziehen bis nach Konstantinopel und die griechische Literatur heimbringen, die teils ganz unbekannt, teils nur in schlechter Fassung vorhanden war. Wichtig ist das Jahr 1423: Der Sizilianer Giovanni Aurispa geht, von Florenz gesandt, nach Konstantinopel und bringt den Codex Laurentianus des Sophokles, Aeschylus und Apollonius Rhodius, den Codex Venetus A des Homer, den Archetypus der Hymnen des Callimachus und manches andere mit. Aber auch die Funde der lateinischen Schriftsteller waren noch längst nicht zu Ende. So entdeckte Merula zu Ende des Jahres 1493 bei Studien zur mailändischen Geschichte im Kloster Bobbio die Grammatik des Charisius, Gedichte des Dracontius, den kleinen poetischen Gruß des Rutilius Namatianus, Terentianus Maurus, den Grammatiker. Immer mehr entdeckte man allmählich die Klöster wieder, wo große bekannte Bibliotheken gewesen, die Tradition aber abgebrochen war, und man gründete dann auch neue Bibliotheken für die wiedergefundenen Schätze, Privat- und Staatsbibliotheken.[3]

Dem Zuge der Renaissance folgend wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts weiter geforscht von Sc. Maffei, der 1713 die

---

[1] [Vgl. jetzt G. Wissowa in der Praefatio zur Lichtdruckwiedergabe des Codex Leidensis Perizonianus, Lugd. Bat. 1907, p. IV sq.]

[2] [Wohlvermerkt, Traube wollte nur einzelne Beispiele aus der reichen Entdeckungsgeschichte herausgreifen.]

[3] [Einen kurzen Überblick über die Bibliotheksgründungen findet man in Bd. I 123 ff.]

Veroneser Kapitularbibliothek, und vom Freiherrn von Hutten und Eckhart, die 1717 den größten Teil der Codices des Würzburger Domes wieder entdeckten.[1] Es waren das vorzüglich Handschriften des eigentlichen Mittelalters. Dann aber kam im 19. Jahrhundert eine Zeit, welche die Palimpseste studierte;[2] das waren zumeist ganz alte Texte, mit denen das Mittelalter nichts anzufangen gewußt und die es darum überschrieben hatte. Gerade in Verona fand man viele Palimpseste, ebenfalls in Mailand und Rom. Von A. Mai wurde z. B. Cicero de republica gefunden, den das Mittelalter und der Humanismus nicht gehabt hatten; B. G. Niebuhr machte den Veroneser Gaius zugänglich; der ausgezeichnete, jetzt fast vergessene Ildefons von Arx arbeitete an den St. Galler Schätzen. Heute stehen wir im Zeitalter der Papyrusfunde, die für das Lateinisch-Literarische freilich noch nicht recht ergiebig gewesen sind; vielleicht wird aber noch vieles gefunden, wie einzelnes Kleines, z. B. die Livius-Epitome, ja schon gefunden ist. Das hat jedoch mit der europäischen Kultur des Mittelalters und der Neuzeit nichts zu tun.

Im wesentlichen beruht die Überlieferung der römischen Literatur auf dem Verdienste der Klöster; aus den Klöstern wurden die Texte dann wieder hervorgezogen in der Zeit des Humanismus.

IV. Die lateinische Literatur des Mittelalters.

Unsere ganze okzidentalische Literatur in der Übergangszeit vom Altertum zur Neuzeit, also in der Zeit, die wir das Mittelalter nennen, ist entweder lateinisch oder durch das Lateinische bedingt und beeinflußt. Das ist eine Tradition von unzerreißbarer Kraft, und gerade jetzt muß man diese Zusammenhänge doppelt stark betonen und im einzelnen genauer untersuchen.

Hier will ich zuerst kurz von der Literatur sprechen, d. h. von den zusammenfassenden Darstellungen über die lateinische Literatur des Mittelalters. Es gibt, wenn man Literatur anführt, auch immer verschiedene Möglichkeiten. Entweder man verfährt historisch, sagt im wesentlichen alles oder doch das Wichtigste, was nach und nach

[1] [Vgl. Bd. I 43—49.]
[2] [Näheres Bd. I 96—101.]

über den betreffenden Gegenstand geschrieben worden ist. Dann sieht man, wie die Forschung allmählich sich eines Gebietes bemächtigt hat. Oder man führt das Brauchbare, das Wichtige in der Reihenfolge je nach seiner Bedeutung an.

Wir haben zu sagen: eine Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters gibt es nicht, wohl aber hat man früher oftmals die lateinische Literatur auch über die klassische und nachklassische Zeit hinaus bis weit ins Mittelalter verfolgt. So behandelte z. B. Gerhardus Johannes Vossius, der große holländische Philologe, 1627 in seinem Werke *De historicis latinis* die mittelalterlichen Geschichtschreiber mit. Ferner sind zu nennen:

Jakob Burckhard, De linguae latinae in Germania per XVII saecula amplius fatis etc. commentarii, Hannover 1713.[1] Das Buch ist aus dem Gesichtspunkte des Stiles hervorgegangen, es sollte namentlich zeigen, inwiefern die alten Schriftsteller Vorbilder für das eigene Schriftstellern in lateinischer Sprache waren.

Polycarp Leyser,[2] Historia poetarum et poematum medii aevi, Halle 1721. Der Titel zeigt schon die stofflich begrenzte Aufgabe des Werkes. Es wird noch häufig benutzt, weil Leyser darin viele Gedichte zum ersten Male herausgegeben hat.

Christoph Harles, Introductio in historiam linguae latinae, Bremen 1764.[3]

Noch immer nötig ist:

Johann Albert Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, Hamburg 1734—1736, fünf Bände, ein sechster erschien 1746 nach Fabricius Tode (1736). Die zweite Ausgabe besorgte J. D. Mansi, Padua 1754, davon gibt es wieder einen Nachdruck, Florenz 1858 bis 1868. Die ‚Bibliotheca‘ ist lexikographisch angelegt.

Adolf Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande (bis zum Beginne des XI. Jahrhunderts, im 1. Bande 2. Auflage zugefügt). Die einzige größere Leistung auf diesem Gebiet. Der 1. Band (Leipzig 1874, 2. Auflage 1889) beginnt mit der ältesten christlichen lateinischen Literatur und geht von Minucius Felix bis Bonifatius. Der 2. Band (Leipzig 1880) umfaßt die lateinische Literatur von Karl dem Großen bis Karl dem Kahlen. Der 3. Band (Leipzig

---

[1] [Eine Ergänzung, die zugleich eine Entgegnung auf Leysers günstige Beurteilung der mittelalterlichen Literatur war, erschien Wolfenbüttel 1721.]

[2] Professor an der Universität Helmstedt.

[3] [Über die spätere Umarbeitung und Fortsetzung des Buches vgl. C. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland, S. 513, Anm. 1.]

1887) schaltet erst einen Abschnitt über die nationalen Literaturen ein, setzt aber dann die Behandlung der lateinischen Literatur fort. Ebert läßt es stellenweise an kritischer Aufmerksamkeit fehlen. Am wenigsten zu billigen ist die stillschweigende[1] Benützung einiger französischer Bücher (der Histoire littéraire de la France der Benediktiner und Ampères).

Gustav Gröber, Übersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350: Grundriß der romanischen Philologie II (Straßburg 1893—1902) S. 97—432. Trotz vieler Fehler im einzelnen ist die Umfassung des Materials sehr nützlich. Besonders befriedigend ist, daß Gröber bei den Gedichten immer die nötigen Andeutungen über die Versart, Verszahl usw. gibt. — Über die neueren Erscheinungen unterrichten die Abschnitte „Lateinische Literatur im Mittelalter“ im Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie.[2]

Nützlich wäre eine Anthologie, die ja an sich kein Ideal ist, eine Auswahl der wichtigsten, nicht besten Gedichte und Prosastücke. Für die Prosa haben wir, wie erwähnt (S. 104), die Sammlung von Thomas. Von Gedichtsammlungen ist zu erwähnen Clément, Carmina poetis Christianis excerpta, Paris 1854.[3] Viele Übersetzungsproben gibt A. Baumgartner, Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker, Freiburg i. B. 1900.

Die Literatur des Mittelalters fordert von selbst zu einheitlicher Betrachtung auf, das heißt: in ihren Anfängen, bevor das Nationale und Vulgäre sich loslöst oder selbständigere Bedeutung gewinnt. Sie hat einen eminent kosmopolitischen Charakter, der getragen ist durch die Gemeinsamkeit der Sprache, der christlichen Weltauffassung, die Gemeinsamkeit des Standes der Kulturträger, der Geistlichen. Es ist im vollen Sinne eine Weltliteratur,[4] wenn auch in etwas anderem Sinne als dem Goethes. Um so schwieriger ist die Aufgabe, ihrer

[1] [Ebert erklärt im Vorwort zur 1. Auflage, er habe die Bücher nur dann zitiert, wenn der in Frage kommende Abschnitt noch irgendwie von Nutzen oder Bedeutung zu sein schien.]

[2] [Und im Jahresber. f. germ. Philologie (K. Strecker). Nur flüchtig sei hier an die unentbehrlichen Nachschlagebücher und Darstellungen von Chevalier, Wattenbach, Roger u. a. und an die Übersicht von E. Norden, Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abteilung VIII, erinnert.]

[3] [Eine populär behandelte Blütenlese aus der Hymnendichtung bietet G. M. Dreves, Die Kirche der Lateiner in ihren Liedern, Kempten und München 1908.]

[4] [Vgl. oben S. 33—44.]

wissenschaftlich forschend Herr zu werden, so daß man das Unterwertige nicht einfach übergeht.

Es handelt sich in erster Linie darum, eine Methode der Sichtung zu finden, eine Möglichkeit der Verarbeitung und Anordnung. Die geschilderten Kriterien der Gemeinsamkeit reichen dazu nicht aus: die Gemeinsamkeit der lateinischen Sprache nicht — denn nicht alles, was lateinisch geschrieben wurde, ist Literaturwerk, nicht jede Urkunde, jeder Konzilienbeschluß, nicht jedes zu frommem Gebrauch kompilierte Buch, ja nicht einmal jede Chronik, wie solche oft etwa unsern historischen Kalendern entsprechen würden; — auch nicht die Gemeinsamkeit der christlichen Weltauffassung — denn abseits bleiben müßten dann eine Reihe von Erzeugnissen mit ausgeprägt literarischem Charakter (z. B. die Volksbücher, Fabeln) und andererseits würde, wenn alles, was religiösen Bedürfnissen entgegenkam, aufgenommen werden sollte, auch so die Fülle des Stoffes erdrückend sein. Man denke nur an die Masse der Heiligenleben! — Aus der Gemeinsamkeit des Standes der Träger der Literatur einen leitenden Faden zu finden, wäre nicht das Schlechteste; man könnte etwa nach Mönchsorden gruppieren und z. B. eine Benediktiner-Literaturgeschichte (die Histoire litéraire de la France ging von diesem Gedanken aus), für das spätere Mittelalter eine Franziskaner-Literaturgeschichte[1] versuchen und dann die Behandlung im näheren vielleicht wieder nach einzelnen Klöstern[2] ordnen. Statt der Besitztitel und der Abtsnamen, wie in der „Gallia christiana“, wären die Literaturwerke, auch die anonymen, zusammenzureihen. Aber wie bei der Franziskaner-Literaturgeschichte Dante herausfallen würde, so hier bei der Gruppierung nach Klöstern, um Naheliegendes gleich vorauszunehmen, Einhard, der bekanntlich Laie war.

Jedoch haben wir ein Kriterium vergessen und vielleicht hilft dies uns weiter: Das ganze Mittelalter fühlt sich als Erben des Altertums, besonders in allem was die Kunst angeht. Das Vorbild bei jeder Kunstleistung war stets das Altertum, das Vorbild und, vielfach ausgesprochen, auch der Maßstab. Die christliche Malerei ist in ihren Anfängen griechisch-römisch (der gute Hirt, der Hermes

[1] [Die Schriftsteller des Franziskanerordens stellte bekanntlich L. Wadding, Rom 1650, die der Dominikaner J. Quétif und J. Echard, Paris 1719—1721 zusammen, aber das sind keine eigentlichen Literaturgeschichten.]

[2] Überhaupt müßten erst einmal die Klöster herausgesucht werden, die in das literarische Leben eingriffen. Einige sind gewiß stumm, aber laut reden Bobbio, Tours, Fulda, Lüttich u. a.

Criophoros, Monatsbilder, Stadtgöttinnen, Physiologus); die christliche Skulptur bildet sich an den römischen Sarkophagen und arbeitet die Motive oft nur ganz äußerlich um (man denke auch an die alten Säulen in christlichen Basiliken, an S. Maria sopra Minerva); die christliche Ornamentik ist griechisch-römisch; die Schrift selbst ist spätere römische in lokaler Färbung. Ferner — hier sieht man die Vermischung der transzendentalen christlichen mit der römischen Auffassung — die mittelalterliche Geschichtschreibung kann sich nicht emanzipieren von dem Gedanken, daß ihre Stoffe in die vierte Monarchie, das *imperium Romanorum* fallen. Erinnern wir uns kurz der frühesten Periodisierung.[1] Sie ist eine römische Tat. Hieronymus brachte sie zur allgemeinen Geltung; „in seinem Kommentar zum Propheten Daniel legte er nach Vorgang des Bischofs Hippolytos in seinem Danielkommentar wie auch des Origenes, Eusebius von Caesarea u. a., die beiden Traumdeutungen des Daniel II 37 ff. und VII 3 ff. von den aufeinanderfolgenden Reichen so aus, daß das erste das *regnum Babyloniorum* bedeute, das zweite das *regnum Medorum et Persarum,* das dritte das *regnum Macedonum successorumque Alexandri,* das vierte das *imperium Romanorum.*“[2] Das letzte Reich nach Daniels Prophetie sollte bei der Auferstehung vergehen, das römische Reich also bis zum jüngsten Gerichte dauern. Unter diesem doppelten Bann, dem gewaltigen Eindruck, den auch die sinkende römische Kultur noch machte und den das erstarkende Christentum ausübte, stand die mittelalterliche Historiographie, und den offenen Tatsachen gegenüber half sie sich mit frommen Fiktionen, sie wahrte die Kontinuität, indem sie erst die Byzantiner, dann Karl den Großen und seine Nachfolger als die Erben des Römerreiches ansah. Erst Frechulfus Lexoviensis inaugurierte im IX. Jahrhundert nach dem vierten *regnum*, das er mit Romulus Augustulus' Besiegung durch Odoaker abschließt, das fünfte als *regnum gentium.* Aber sein Beispiel blieb zuerst ohne Nachfolge, später schritten Ekkehard von Aura und Otto von Freising auf ähnlichen Bahnen fort. Erst Chr. Cellarius († 1707) brachte die Ausscheidung der *media aetas* zur Anerkennung.

Ich fasse zusammen: der christlichen Weltanschauung fehlte am Beginn als Verkörperer eine autochthone Kunst. Das Judentum als Element des Christentums brachte keine mit, das Griechentum aber,

---

[1] [Vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] 59 f. und die dort angeführte Literatur, sowie E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode[3. 4] S. 63—76.]

[2] Bernheim, a. a. O. S. 66 f.

das andere Element, besaß eine so ausgeprägte Kunst, daß man zunächst an sie knüpfen mußte und nicht weiter schaffen wollte; für das Literarische aber gab das Christentum nur in ganz einzelnen Richtungen Vorbilder ab, etwa für Biographien, Visionen und dergl. Im allgemeinen steht die Literatur ebenso unter dem Drucke der Bewunderung, der Nachahmung des klassischen Altertums wie die bildende Kunst. Und nicht nur wir empfinden das jetzt so, die damalige Zeit empfand es gleichfalls und sprach es aus. Auch die Kirchenväter, die sich vielfach in direkten Gegensatz zur herrschenden heidnischen Gelehrsamkeit stellen, vermeiden es nicht, unversteckt Zitate aus heidnischen Schriftstellern einzuflechten und sich im Bau ganzer Schriften an heidnische Vorbilder anzulehnen, z. B. in der Dialogform, in der Nachahmung von Ciceros *Consolatio*. Und nicht nur Hieronymus, der christliche Aristarch, auch der heilige Augustinus bringt eine profunde klassische Bildung mit.

Noch eines: in den Schulen des ausgehenden Altertums, soweit es schon christlich ist, und in den Schulen des gesamten Mittelalters waren es sehr selten zeitgenössische und ältere christliche Schriftsteller, die den Knaben vorgelegt wurden, es waren dieselben fast, an denen wir noch heute *amo* und *mensa* lernen. Denken Sie an Karl den Großen und an Pierre Abaelard; um Lateinisch zu lernen, haben sie beinahe dieselben Autoren gelesen, die wir heute noch zu denselben Zwecken traktieren. Und fragen wir umgekehrt: Daß die Kekropspyramide steht, ist kein Wunder und daß die Tonscherben Babylons und die Keilinschriften Assyriens uns erhalten sind, ist begreiflich, wie kommt es aber, daß wir die Aeneis noch lesen, die Virgil vergänglichem Papyrus anvertraut hatte, daß wir Cicero noch gegen Catilina donnern hören? Dieses Wunder beruht darauf, daß im Mittelalter die Tradition des Altertums nicht nur nie abbrach, sondern im Gegenteil die Erhaltung eines möglichst großen Schatzes römischer Prosa und römischer Verse den Leuten am Herzen lag, weil das Altertum lebendig in alle zeitgenössische Produktion eingriff.[1] Mit Unterbrechungen natürlich und gewissen Kursschwankungen, denn es hat gewiß nicht an solchen gefehlt, die gegen die klassische Literatur eiferten; aber schon der Umstand, daß auch diese sich doch in der Weltsprache des Lateinischen ausdrücken mußten, zwang ihnen immer wieder das Lateinische auf.

[1] [Vgl. z. B. G. Wissowas Rektoratsrede, Bestehen und Vergehen in der römischen Literatur, Halle a. S. 1908, und E. Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft I (Leipzig und Berlin 1910) S. 552—559.]

Wir haben es also in der Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters zunächst mit denjenigen Werken zu tun, die in Nachahmung der klassischen, römischen entstanden sind. Allein dazu kommen — von uns freilich weniger berücksichtigt — die speziell christlichen, die christlich-theologischen Werke und die rein volkstümlichen, bei denen die Nachahmung römischer Werke oft ungewiß, oft unwahrscheinlich ist und in denen sich die nationale Literatur durchringt, ohne die Anwendung der nationalen Sprachen zu wagen.

Soviel über die stoffliche Umgrenzung, über die Auswahl der von uns betrachteten Werke; nun aber die zeitliche Abgrenzung. Der natürliche Abschluß findet sich da, wo die Vulgärsprachen in der Literatur über das Lateinische siegen, wo die wirklich nationalen Kulturen beginnen und wo große Ereignisse den Geist der ersten ziemlich fest zusammenhängenden Epoche des Mittelalters in andere Bahnen drängen. Das ist etwa das Jahr 1300, auf welches das Inferno eingestellt ist. Der Anfangstermin ist von selbst gegeben mit dem 6. Jahrhundert. Cassiodor bedeutet das Brechen mit der unmittelbaren Tradition der klassischen Literatur. Als Schlußpunkt ist Dante gewählt wegen der großen Bedeutung seiner lateinischen Schriften und weil sich seitdem die literarische Atmosphäre völlig veränderte. Große Krisen beschwören einen neuen Geist herauf: die Kreuzzüge, die eine große gemeinsame Idee in das Herz jedes einzelnen, auch des kleinen Mannes legen; dann draußen das Kennenlernen ferner orientalischer Pracht; die Predigermönche, die an das Individuum appellieren; die Entwickelung des Städtewesens; die fahrenden Sänger, die zuerst von Liebe und Lenz singen, entzückende neue und originelle Weisen der toten Sprache entlocken und auf den Thron der himmlischen Liebe, der *Caritas*, die irdische, *Amor*, setzen. Die Fluten dieser Bewegung reichen bis S. Francesco, Dante und Giotto, bis zu der Zeit, wo wir zum ersten Male nicht nur von Kunst, sondern auch von Künstlern hören werden. Dieses ist das erste *rinascimento*.

Über die räumliche Umgrenzung des Mittelalters und die lateinische Sprache in dem abgesteckten Zeitraum und Gebiet ist bereits[1] gesprochen. Das Weitere und Nähere wird sich ergeben bei der literarhistorischen Betrachtung, in die wir nun gleich eintreten werden. Doch da müssen wir zunächst noch gliedern und disponieren. Wir müssen versuchen, ob wir in der großen Masse der lateinischen Literatur von 500—1300 nicht Epochen unterscheiden können, d. h.

---

[1] [S. 37 ff.]

Zeiten zusammenfassen können, die sich nach vor- und rückwärts deutlich voneinander abheben. Es hat solche Periodisierung immer etwas Mißliches und Künstliches. Wir sahen ja schon, wie lange es gedauert hat, bis man sich von dem traditionellen Begriff des *imperium Romanorum* löste, wie früher die gesamte lateinische Literatur des Mittelalters als ein Anhängsel der klassischen erschien.

Doch können wir die ersten Schnitte mit einiger Sicherheit machen. Es gibt nur wenige literarische Physiognomien, die so scharfe und leicht zu erkennende, also auch leicht zu unterscheidende Züge haben wie die Literatur der karolingischen Zeit. Denn diese Literatur verdankte ihre Existenz und Art zum größten Teile einem bewußten Wollen, das absichtlich mit der Vergangenheit brach und bestimmte, selbstabgesteckte Ziele verfolgte. Der karolingischen Zeit wieder folgte mit bewußter Nachahmung die ottonische Literatur und Wissenschaft, wenn wir vom deutschen Standpunkt sprechen können. Wir nennen dies die karolingische und nachkarolingische Zeit. Gegenüber dieser im wesentlichen einheitlichen Physiognomie erscheint uns die der vorausliegenden Zeit als viel weniger klar und deutlich. Hier erleben wir ja auch den völligen Verfall des römischen Reiches, und dies eben nicht nur in politischer Beziehung, sondern deutlich und erklärlich auch in Bezug auf Kultur und Literatur. In Italien herrschen die Ostgoten und die Langobarden, in Spanien die Westgoten, in Frankreich die Franken, in England die Angelsachsen, in Irland spürt man deutlich noch die Stärke des keltischen Charakters und endlich Deutschland ist in die literarhistorische Bewegung kaum schon selbständig eingetreten. Diese Zeiten erscheinen uns als die des Übergangs, wir sprechen von der vorkarolingischen Literatur oder der Literatur der Übergangszeiten (vom 5.—8. Jahrhundert).

Vom römischen Standpunkt aus sind es die Barbaren, die damals die Literatur beherrschen, oft weniger durch ihre mitausübende Teilnahme als indirekt, indem die Literatur auf die noch ungeübten Hörer Rücksicht nehmen mußte oder indem diese durch ihre kriegerischen Taten die alte Kultur und Tradition bedrohten. Im allgemeinen freilich ist zu konstatieren, daß diese Barbaren fast allerorts mehr bildungslustig als bildungsfeindlich waren, daß die alte Kultur ihnen einen betäubenden und überwältigenden Eindruck machte und sie zur Nachahmung zwang. Man stelle sich das nur einen Augenblick vor: diese Fremdlinge hatten noch nicht einmal eine eigene Schrift, noch kaum eine eigene Sprache, dagegen um sich ein großes Reich mit unzählig vielen, ihnen gegenüber gebildeten, jedenfalls routinierten

Bewohnern, überall gewaltige Bauten und Kunstwerke, welche die Sinne befingen.

Wir sprechen also zunächst von der Literatur in der Übergangszeit (c. 500—800), und da wieder beginnen wir mit Italien. Hier treten uns zuerst drei so bedeutsame Geister entgegen wie Cassiodorus, Boethius und Benedictus.

Cassiodor[1] hieß mit vollem, volltönendem Namen *Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator.* Man nannte ihn kurz *Senator, Cassiodorus* schlechtweg sagte erst Paulus Diaconus, *Cassiodorius* wollte Maffei schreiben, bis Th. Mommsen *Cassiodorus* als die richtige Form bestimmte.[2] Die Familie stammte aus Syrien, war aber nunmehr in Italien, in Bruttium, ansäßig, in *Scyllaceum* (Squillace). Unser Cassiodor lebte etwa von 490—583. Diese Daten hat Mommsen festgestellt, der 1894 die *Variae* herausgegeben hat, während von Traube in demselben XII. Bande der Auctores antiquissimi die Reste der *Panegyrici* gesammelt sind. Diese Reden hielt und diese Erlasse schrieb Cassiodor unter ostgotischen Königen, er diente nacheinander dem Theoderich, der Amalasvintha, dem Athalarich, Theodahad (Amalern) und Witiges in der Eigenschaft als *magister officiorum.* Die letzte hohe Charge, die er bekleidete, war die des *praefectus praetorio* (etwa = Reichskanzler). Die Sprache in den Variae ist klingend, ja klingelnd mit bewußter Anwendung der rhetorischen, rhythmischen Klausel; die Sätze schließen mit einsilbigen Reimkadenzen. Literarhistorisch ist die Sammlung unwichtig, des Adressaten wegen sind die drei interessant (I 10, 45; II, 40), die an Boethius gerichtet sind.

Boethius (hingerichtet 524) ist der Verfasser der *Consolatio philosophiae.* Für das Mittelalter wichtiger als dieses freilich weitverbreitete Werk waren von Boethius die Übersetzung und Kommentierung der Aristotelischen Logik und die reinchristlichen Schriften, bei denen man die Autorschaft des Heiden Boethius lange angezweifelt hat. Das Problem ist: Wie verträgt sich das Christentum mit diesem Aristotelismus und Platonismus? Gleich vielen andern Römern hat Boethius die Gegensätze der heidnischen und christlichen Kultur nie überwunden.[3]

Cassiodor gab endlich seine politische Stellung auf und zog sich in ein Kloster zurück, begründete es in *Vivarium* bei *Scyllaceum.*

[1] [Vgl. oben S. 127 f. und Bd. I 106 ff.]

[2] MG. Auctt. antt. XII praef. p. XII.

[3] Vgl. G. Semeria, Il christianesimo di Severino Boezio rivendicato: Studi e documenti XXI (Rom 1900); E. K. Rand, On the composition of Boethius Consol. phil.: Harvard studies XV (1904) p. 1—28.

Und hier schrieb er für seine Mönche zwischen 546 und 555 seine *Institutiones divinarum et saecularium litterarum.* Das Werk ist ein Hand- und Grundbuch über das zu Wissende, eine Enzyklopädie, und steht als solche in der Kontinuität einer älteren Tradition: Varro — Augustinus — Martianus Capella — Cassiodorus. Das Neue ist, daß Cassiodor für Mönche schreibt. War er Benediktiner? Nein.

Benedictus von Nursia verfolgt andere Ziele. Er ist ein Zeitgenosse Cassiodors, und gerade das schließt vielleicht ohne weiteres eine gegenseitige Beeinflussung aus. Man überträgt spätere Verhältnisse auf zu frühe Zeit, wenn man Cassiodor in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Benediktinerorden bringt. — Es ist eine schlecht gestützte Tradition, die über Benedikt berichtet. Nur zwei Daten liegen für seine äußere Lebensgeschichte fest: 542/43 Begegnung mit König Totila. 581 Monte Cassino von den Langobarden zerstört; die Mönche retten sich und die *Regula S. Benedicti* nach Rom.[1]

Zwischen den Institutiones und der Regula besteht ein großer Unterschied: Benedikts Kloster ist eine Heilsanstalt, eine zum Himmel führende *schola.* Gebet und Arbeit der Hände machen die Tätigkeit der Mönche aus, noch aber gehört nicht dazu die Pflege von Literatur und Wissenschaft, die später der Inhalt des Benediktinerordens wurde. Wissenschaftliche Arbeit ist dagegen der Kern der Institutiones des Gelehrten Cassiodor. Zu dem Mönchsleben der Benediktiner tat Cassiodor die Tradition der griechischen Klöster und die Tradition der christlich-orientalischen Universitäten (in Alexandria, Edessa, Nisibis), der sogenannten Katechetenschulen, hinzu. Man kann nicht sagen, daß durch ihn die Mönche die Erhalter und Abschreiber der alten Literatur geworden sind. Das ist bereits griechisch-orientalische Tradition. Doch hat Cassiodor viel in dieser Richtung getan und vieles für uns gerettet.[2]

Im 23. Kapitel seiner Enzyklopädie spricht Cassiodor über seine Zeitgenossen Dionysius Exiguus und Eugippius.

Der Presbyter Eugippius (Abt im Castellum Lucullanum bei Neapel), der etwas früher als Cassiodor ist, wird von diesem mit leichtem Mißtrauen angesehen, weil er die klassische Bildung nicht recht besessen habe. Eugippius hat einen großen Auszug aus Augustin

---

[1] [Vgl. Traubes Textgeschichte der Regula S. Benedicti, München 1898.]

[2] [Traube las und erklärte hierzu die capp. XXX und XXVIII der Instit. div.]

gemacht,[1] für uns aber lebt er namentlich fort als Biograph des heiligen Severinus († 482), eines frommen Mannes, der in den römischen Donauprovinzen lebte, als dort nach dem Hunneneinfall der der Alanen, Goten, Rugier, Heruler usw. folgte. Da der Verfasser die Phrase nicht so hervortönen ließ wie Cassiodor, bekommen wir anschauliche Schilderungen von Noricum. Geschrieben ist die Vita um 500. Die Überlieferung ist sehr eigentümlich; auch Mommsen, der die letzte Ausgabe[2] veranstaltet hat, ist der Handschriften nicht ganz Herr geworden. Nach P. v. Winterfelds Forschungen[3] zerfallen die Handschriften in drei Klassen: die oberitalienischen, die süditalienischen und die Donau-Handschriften. In den Donauländern wurde die Vita erst in späterer Zeit bekannt, als vom Römischen keine Rede mehr war. Man sah aber, daß in Passau und Lorch früher eine blühende Kultur bestanden hatte, und führte nun, an Eugipps Bericht anknüpfend, eine Reihe von Fälschungen zugunsten des Bischofsstuhles von Passau aus.[4]

Dionysius Exiguus wird von Cassiodor mit großer Hochachtung behandelt. Er ist für die Kulturentwickelung wichtig geworden als Übersetzer aus dem Griechischen, hat große Sammlungen der Konzilienbeschlüsse, der päpstlichen Dekretalien und chronologische Arbeiten geliefert. An ihn knüpft sich die Einführung der christlichen Zeitrechnung an, er zählte in seiner Ostertafel zuerst *ab incarnatione domini* = 754 *ab urbe condita* (falsch!).

Jordanis, selbst ein Gote, schrieb 531 eine Gotengeschichte, aufgebaut auf einer verlorenen Geschichte der Amaler von Cassiodor. Seine Sprache ist stammelnd, umso deutlicher klingt das Phrasengeklingel Cassiodors daraus hervor. Die Ausgabe war sehr schwierig, ist aber mustergültig von Th. Mommsen[5] besorgt worden.

Wir haben bisher an Cassiodor angeknüpft, fortschreitend tun wir das nun an Benedikt.

Wenn sich die Regel Benedikts so weit verbreitet hat, so ist das Verdienst daran fast ausschließlich dem Papst Gregor dem Großen (590—604) beizumessen. Wir sehen in seiner Zeit die Umwälzung der italienischen Verhältnisse durch die Langobarden vor sich gehen wie bei Cassiodor die durch die Goten.

---

[1] ed. P. Knöll, CSEL. IX, 1 (Wien 1885).

[2] Berlin 1898.

[3] Rhein. Mus. LVIII (1903) S. 363—370.

[4] Vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] 55 f.

[5] MG. Auctt. antt. V, 1.

Die Schriftstellerei Gregors[1] war sehr ausgedehnt; gute kritische Ausgaben[2] liegen freilich noch nicht vor, so daß wir z. B. seine Behauptung, er schreibe rustikanen Stil, nicht recht nachprüfen können. Gelesen wurde er immer, auch in den Übergangszeiten, wir haben Handschriften schon aus dem 8. Jahrhundert, die sehr viele vulgäre Formen geben. Nur flüchtig streifen wir seine Homilien zum Ezechiel, zu den Evangelien, seine *Moralia in Job*, im Mittelalter weitverbreitete, buchstäbliche, allegorische und moralische Auslegungen dieser biblischen Bücher. Ein anderes Werk, die *Cura pastoralis*, ist ein Handbuch der Seelsorge. Von Briefen sind vierzehn Bücher vorhanden.[3] Am meisten literarischen Wert haben die vier Bücher *Dialogi* (593/94), in denen Heiligenleben und Visionen enthalten sind.[4] Wir müssen das in den richtigen Zusammenhang stellen und die gesamte mittelalterliche Literatur, die eigentlichste, der *Vitae sanctorum* und *Visiones* fundieren.

Diese Erbauungsschriften bilden den Inbegriff der mittelalterlichen Literatur in allen Epochen, vornehmlich in den ersten. Sie sind Erbauungsschriften, zugleich aber auch Unterhaltungslektüre. Erst wenn man dies bedenkt, gewinnt man den richtigen Standpunkt zur Würdigung. Man muß sie weniger als historische denn als literarische Dokumente ansehen. In der Tat prävaliert die Rhetorik. Und nicht nur bei der Abfassung hatte man den Unterhaltungszweck im Auge, sondern auch immer wieder beim Abschreiben; so entstehen von einer einzelnen Vita zahlreiche verschiedene Fassungen, man machte stets von neuem Anstrengungen, sie dem Zeitgeschmack entsprechen zu lassen. Damit hängt dann die geringe Schonung, der geringe Respekt zusammen, den man der Überlieferung entgegenbrachte.

Hier erweitert sich für uns die Betrachtung der Dialoge Gregors zu dem Versuche, in die gesamte Literatur der Heiligenleben einzuführen. Wir werden nacheinander sprechen über die literarische Art, der sie angehören — hierbei wollen wir versuchen, Altertum und Mittelalter zu verknüpfen —, dann über die Sammlungen von Heiligenleben, die wir haben, und über die Geschichte dieser Samm-

---

[1] [Die letzte Zusammenfassung mit ausführlicher Literaturliste hat G. R. Hudleston in The catholic encyclopaedia VI (New York 1910) p. 780—787 gegeben.]

[2] [Man ist, abgesehen von den Briefen, auf die Texte bei Migne, Patrol. lat. LXXV—LXXIX angewiesen.]

[3] Herausgegeben von P. Ewald und L. M. Hartmann in den MG. Epp. I u. II.

[4] [Traube las und erklärte II 14 sqq. und III 21 sqq.]

lungen. Eine Übersicht über die lateinischen Heiligenleben, wie sie für das Griechische A. Ehrhard glänzend in K. Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur gegeben hat, haben wir nicht.

Die Heiligenleben sind die Fortsetzungen der antiken Biographien. Jede Zeit kennt derartige Versuche. Im Mittelalter heben sich die Autobiographien ab. Sie sind [in ihrer Verinnerlichung] überhaupt erst eine Frucht der christlichen Literatur.[1] Das große Vorbild bilden Augustins *Confessionum libri XIII* (397), doch fand Augustin erst spät[2] Nachfolger in Ratherius[3] saec. X, Otloh[4] saec. XI, Abaelard[5] saec. XII. Dann kommen die eigentlichen Biographien, und da nun unterscheiden sich die Heiligenleben deutlich von den Lebensbeschreibungen, die einzelnen weltlichen oder kirchlichen Großen gewidmet sind, jedoch natürlich so, daß Übergänge bleiben.

Das antike Vorbild der Heiligenleben, die antike Biographie hat selbst sehr verschiedene Formen.[6] Wir erwähnen hier den ursprünglich nur für die Größen der Literatur und Wissenschaft geschaffenen *βίος* (Peripatetiker, Alexandriner, Sueton, Einhard) und das *ἐγκώμιον* und den *θρῆνος*, die *laudatio funebris*. Das Mittelalter kannte eigentlich nur die Kaiserbiographien des Sueton und die nach Suetons Vorbilde geschaffenen (Scriptores historiae Augustae, Aurelius Victor), dann Sallust, weniger Tacitus (Agricola) und noch weniger Cornelius Nepos. Außerdem wirken aber auch die antiken *ἐγκώμια* stark auf das Mittelalter, wenn auch nicht so sehr durch unmittelbare Überlieferung und Nachahmung wie dadurch, daß schon in früher Zeit einige Biographien in diesem Stile geschrieben waren. Da ist vor allen wieder die Lebensbeschreibung des heiligen Martin von Tours zu nennen, die um 400 Sulpicius Severus verfaßt hat; sie ist in allen mittelalterlichen Biographien, auch den profanen, stets nachgeahmt worden, wie man überall an einzelnen Phrasen sehen kann.

---

[1] [G. Misch, Geschichte der Autobiographie I (Leipzig und Berlin 1907) S. 9 sagt: „Das Werk Augustins ist nicht ein Anfang, sondern eine Vollendung,“ dennoch bleibt Traubes Auffassung, daß an Augustin die Entwickelung der eigentlichen Autobiographie anknüpft, voll zu Recht bestehen, ohne daß dabei die autobiographischen Versuche des Altertums aus der Betrachtung ausgeschieden wären.]

[2] Abgesehen von dem kleinen Stück des Ennodius, MG. Auctt. antt. VII, 300 bis 304.

[3] Migne, Patrol. lat. CXXXVI, 393—444.

[4] MG. SS. XI 378—393.

[5] Historia calamitatum, ed. Orelli, Zürich 1841.

[6] Vgl. F. Leo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form, Leipzig 1901.

In Verse wurde sie von Paulinus und von Fortunatus gebracht.[1] Dann wirkt noch ein anderes antikes Element in den mittelalterlichen Biographien fort: der antike Roman und die antike Novelle. Einen wirklichen alten Roman hatte das Mittelalter in der Hand nur in der ‚Historia Apollonii regis Tyrii'.[2] Dagegen waren die anderen großen Romane dem Mittelalter ziemlich unbekannt; Apuleius wurde erst seit dem 12. Jahrhundert zugänglich. Indirekt aber wirken Elemente des alten Romanes auf die von uns betrachtete Literatur infolge davon ein, daß in die Mönchsromane, die Hieronymus, Rufinus und Cassianus geschaffen hatten, viele romanhafte Züge übergegangen waren. Solche lebten auch fort in den pseudoclementinischen Recognitiones (in der Übersetzung des Rufinus) und in einzelnen apokryphen Apostelviten.[3]

In erster Linie jedoch nährt sich die Heiligenlegende natürlich von christlichen Elementen. Von diesen sei erwähnt das ständige Vorbild der Evangelien, denen ihre Stellung im Gesamtbilde der antiken Literatur erst anzuweisen wäre, und der Acta martyrum, d. h. der Aufzeichnungen über die Verhöre der wegen Religionsfrevel prozessierten Christen.

Es gibt aus allen Zeiten zahlreiche Vitae sanctorum; wir haben gehört von der Vita S. Martini des Sulpicius, von der Vita S. Severini des Eugippius. Es wurden auch Sammlungen von Heiligenleben angelegt, selbst die Vita Severini ist so in einer ursprünglich italienischen Sammlung mit anderen Viten zusammen überliefert. Über solche Corpora[4] ist noch wenig gearbeitet. Schon früh tauchte der Gedanke auf, für die verschiedenen Tage des Jahres zu erbaulicher Lektüre und zum Vorlesen Heiligenlegenden zusammenzustellen, eine ganze Reihe von Leben in einem Buche zu vereinigen. Am Anfang des 10. Jahrhunderts stellte der bayerische Mönch Wolfhard von Herrieden (bei Feuchtwangen, *Haserensis*) ein Corpus zusammen.[5] Die be-

[1] Vgl. F. Kemper, De vitarum Cypriani, Martini Turonensis, Ambrosii, Augustini rationibus, Münster 1904. [Über die Nachwirkungen der Vita S. Martini vgl. M. Manitius im Neuen Archiv XIV 165—170, XV 194—196.]

[2] Schlechte Ausgabe von A. Riese in der Bibl. Teubneriana, Leipzig 1893. Vgl. auch E. Klebs, Die Erzählung des Apollonius aus Tyrus, Berlin 1899.

[3] [Vgl. hierüber und über das ganze Thema H. Delehaye, Les legendes hagiographiques,[2] Brüssel 1906; H. Günter, Legendenstudien, Köln 1906; L. Zöpf, Das Heiligenleben im 10. Jahrhundert, Leipzig und Berlin 1908. Für das Griechische sei neben Krumbachers und Ehrhards Arbeiten auf H. Mertel, Die biographische Form der griechischen Heiligenlegenden, München 1909 (Diss.), verwiesen.]

[4] [Selbstverständlich fehlen sie auch im Griechischen nicht, vgl. darüber z. B. A. Ehrhard, Die griechischen Martyrien, Straßburg 1907, S. 11 ff.]

[5] [Vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[7] 68.]

rühmteste mittelalterliche Sammlung ist die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine († 1298).[1]

Allmählich wurde aus dem Erbauungszweck ein wissenschaftliches Anliegen. Die Heiligenleben kritisch gesammelt zu haben, ist das Verdienst der holländisch-belgischen Jesuiten, des Johann Bolland, Daniel Papebroch und schon vor ihnen des Heribert Rosweyde in Antwerpen. 1643 erschien der erste Band der *Acta Sanctorum.* Jetzt arbeiten die Bollandisten in Brüssel; das Unternehmen ist bis zum November gediehen und zwar liegen insgesamt 63 Bände vor. Der Gesichtspunkt, unter dem man die Sammlung angelegt hat, ist der historische, der für uns hier nicht maßgebend ist, wir müssen diese Erzeugnisse rein literarisch beurteilen.[2] Außer der Fortsetzung der Acta Sanctorum haben die Bollandisten neben anderem (Analecta Bollandiana, Handschriftenverzeichnisse) ein sehr nützliches Hilfsmittel in der ‚Bibliotheca hagiographica latina', Brüssel 1898—1901, geschaffen.

Die Bollandisten und gleichzeitig die Mauriner hatten die Frage der Echtheit vieler alter Heiligenleben verfolgt, man merkte, daß es hier von späten Fälschungen wimmelte. Für uns aber handelt es sich eben nicht darum, ob die erzählten Dinge richtig sind, sondern um die Altersbestimmung dieser Literaturdenkmäler. Für die merowingischen Heiligenleben haben neuerdings die Forschungen von Bruno Krusch[3] Epoche gemacht. Viele Vitae sind sicher nicht aus der Merowinger-, sondern erst aus der Karolinger-Zeit, wo man ältere Literatur gern umarbeitete und auf der Zeitströmung und Mode hielt. Man erfand auch eine große Anzahl Heiligenleben und verlieh ihnen ein trügerisches altes Kolorit.

Die Visionen sind etwas anders überliefert als die Heiligenleben. Sie sind zum größten Teil eingelegt in andersartige geschichtliche Aufzeichnungen, einige wie die Visio Pauli sind freilich auch einzeln überliefert. Diese Literaturgattung ist von besonderem Interesse des-

---

[1] Schlechte Ausgabe von Graesse, Leipzig 1850.

[2] [Traube verwies auf W. Meyer, Die Legende des heiligen Albanus, des Protomartyr Angliae, in Texten vor Beda, Berlin 1904: Abhandl. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Philol.-hist. Kl. NF. VIII n. 1.]

[3] In den MG. SS. rer. Merov. I—IV und verschiedenen Aufsätzen und Notizen im Neuen Archiv. [Vgl. auch L. van der Essen, Étude critique et littéraire sur les Vitae des saints mérovingiens de l'ancienne Belgique, Louvain 1907: Université de Louvain. Recueil de travaux publ. par les membres des conférences d'histoire et d'archéologie, fasc. 17.]

halb, weil ihre letzten Ausläufer bis hin zu Dante führen.[1] Besteht ein Zusammenhang mit dem Altertum? Die Vorbilder fanden sich hauptsächlich im Alten Testament und in den Apokryphen. Auch die Zusammenhänge mit der orientalischen Literatur führten neuen Stoff herbei. Daneben waren natürlich zahlreiche Stellen aus den antiken Schriftstellern vorbildlich, besonders die Nekyien.

Drei Vertreter hagiographischer Literaturgattung, die nach Italien und in die Zeiten des Übergangs gehören, können wir an Gregor anknüpfen oder zum Teil nachtragen. Denn die beiden ersten sind älter als Gregor.

Magnus Felix Ennodius stammte aus Gallien, kam aber jung nach Italien und starb 521 als Bischof von Pavia. Es gibt von ihm einen Panegyricus auf Theoderich (507) in der Art Cassiodors. Ferner hat er die Biographie seines bischöflichen Vorgängers Epiphanius und des Mönches Antonius von Lérines, eines Schülers des Severinus, verfaßt.[2]

Viel bedeutender als Ennodius und etwa gleichzeitig mit Gregor, aber so, daß er vor dem Einfall der Langobarden Italien verließ, wirkte Venantius Honorius Clementianus Fortunatus.[3] Ich rechne ihn zu den Italienern; er stammt aus Oberitalien (Treviso), kommt 565 nach Gallien, wo er befreundet wird mit Gregor von Tours und dem thüringischen Königskinde Radegunde († 587), der Gemahlin Chlothars II., jenes Frankenkönigs, der das Thüringerreich zerstört hatte. Angeekelt von ihrem Gemahl lebte sie als Nonne in Poitiers. Mit der Äbtissin Agnes bildeten die drei einen engen Freundschaftsbund. Nach ihrer von Fortunatus geschriebenen Biographie könnte es scheinen, als hätte Radegunde nur fromme Interessen gehabt, jedoch unterliegt es

[1] Vgl. A. F. Ozanam, Oeuvres complètes V 439 ss. [und z. B. K. Vossler, Die göttliche Komödie II 1 (Heidelberg 1908) S. 169 ff.]. Zusammenstellung und Übersicht bietet die brauchbare Anfängerarbeit von C. Fritzsche, Die lateinischen Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts: Romanische Forschungen II (1886), S. 247 ff. und III (1887) S. 337 ff. [Vgl. ferner E. Norden, P. Vergilius Maro, Aeneis Buch VI, Leipzig 1903, S. 6 ff.]

[2] Die Werke und Briefe des Ennodius sind herausgegeben von F. Vogel in MG. Auctt. antt. VII (1885), eine der besten Ausgaben dieser Abteilung. Hartels Ausgabe im CSEL. VI (1882) war vorausgegangen, aber nicht so eindringend gewesen.

[3] Eine musterhafte Ausgabe der Gedichte lieferte F. Leo in den MG. Auctt. antt. IV, 1 (1881); die Prosawerke sind von B. Krusch, MG. Auctt. antt. IV, 2 (1885) und SS. rer. Merov. II 377—395 herausgegeben. Vgl. auch W. Meyer, Der Gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus: Abhandl. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen NF. IV 5, Berlin 1901. [Hieran knüpfte Traube die Lektüre und Interpretation von cap. 36 der Vita.]

keinem Zweifel, daß sie auch für literarische Dinge Aufmerksamkeit und offenen Sinn hatte, trotzdem sie Barbarin war. Außer der Vita Radegundis, der auf Bitten der Schwestern die Nonne Baudonivia um 600 ein zweites Buch anfügte, schrieb Fortunatus das Leben mehrerer frommer Franzosen, die zum großen Teil seine Zeitgenossen gewesen waren: Hilarius (Poitiers), Germanus (Paris), Albinus (Angers), Paternus (Avranches). Die ganze Überlieferung[1] Fortunats gründet sich auf karolingische Handschriften, in denen die Werke sehr überarbeitet und auf ein höheres Niveau gebracht sind, da sie den gebildeten Mönchen der karolingischen Zeit in zu barbarischem Latein[1] geschrieben waren.

Jonas aus Susa trat drei Jahre nach dem Tode des heiligen Columbanus († 615) in das Kloster Bobbio, schließlich siedelte er dann wie Fortunatus nach Frankreich über in ein Kloster (Luxeuil), das ebenfalls mit Columban zusammenhing. Er trat also mit den irischen Elementen in Verbindung und tatsächlich nimmt seine Schriftstellerei vielfach deren Charakter an. Wir haben von Jonas das Leben des Columbanus und einiger Äbte von Luxeuil und Bobbio.[2]

Nicht ganz mit Recht schreibt man Jonas immer eine große klassische Bildung zu, z. B. sollte er noch den vollständigen Livius gekannt haben.[3] Durch Bobbio und indirekt durch Columbanus scheinen übrigens die meisten Überreste der gotischen Bibelübersetzung auf uns gekommen zu sein.

Wir wenden uns nun der Betrachtung des Epos zu, wie es sich in Italien während der Übergangszeit fortpflanzte.

Was erhielt da die Überlieferung aufrecht? Wir beantworten diese Frage gleich im allgemeinen, d. h. wir werden uns nicht auf Italien beschränken.

Die Vorbilder nämlich, von denen wir hier zunächst zu sprechen haben, waren doch nicht gleichmäßig über alle Länder des römischen Reiches verbreitet. Wie es mit ihnen stand, ist von Fall zu Fall zu erörtern. Überall gelesen, das am meisten gelesene und nachgeahmte Vorbild war Virgil und zwar hauptsächlich die Aeneis. Virgil war

---

[1] [Vgl. die reichhaltige Dissertation von H. Elß, Untersuchungen über den Stil und die Sprache des Venantius Fortunatus, Heidelberg 1907.]

[2] Herausgegeben von B. Krusch in den MG. SS. rer. Meroving. III, IV 1—152 und zuletzt in den SS. rer. Germ. in usum scholarum editi, Hannover u. Leipzig 1905. [Traube las und erklärte Jonae Vita Col. I 30.]

[3] [Vgl. L. Traube, Das angebliche Fragment bei Jonas: SBer. d. philos.-philol. u. d. hist. Kl. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss. 1907, Heft 1, S. 108—112.]

der größte nationale Dichter Roms gewesen, er beherrschte die Schule im Altertume durchaus, für den ästhetischen und grammatischen Unterricht war er die Grundlage. Das pflanzte sich in die christliche Zeit fort; er galt als Christ, die vierte Ecloge wurde als Prophezeiung der christlichen Zeit aufgefaßt. Wie nachdrücklich tief diese Vorstellungen eindrangen, wie weit das Ansehen Virgils hinausging über die Kreise der Schule, der Grammatiker, der Gelehrten, das zeigt die von seinem Grabe in Neapel ausgehende volkstümliche Vorstellung, in der Virgil zum Zauberer wurde. Die letzthin vorgenommenen Versuche klassischer Philologen, seinen Dichterkranz zu entblättern, scheitern an seiner weltgeschichtlichen Mission. Das prächtige Werk des Italieners D. Comparetti[1] übergeht eine wichtige Seite der Virgilforschung: die handschriftliche Überlieferung und ihre Geschichte. Die Virgilüberlieferung unterscheidet sich durch die große Zahl der Handschriften von den meisten anderen alten Schriftstellern, deren Geschick oft nur an einem Haare hing. An nächster Stelle steht in der Beliebtheit Lucanus. Ich glaube wenigstens sechs teils *in natura*, teils in Abschriften erhaltene alte Handschriften nachweisen zu können, aus denen er sich verbreitet hat.[2]

Die christlichen Epiker der älteren Zeit sind: Proba, die Centonendichterin des IV. Jahrhunderts, die mit Hilfe von Virgilversen biblische Stoffe bearbeitete.[3]

Juvencus, ein Spanier zur Zeit Konstantins des Großen. Nach dem Vorbilde hauptsächlich der Aeneis hat er das Neue Testament schlicht zu einer Evangelienharmonie in Hexametern umgearbeitet.[4] Die Verbreitung ist von Spanien ausgegangen und besonders, erst in karolingischer Zeit, nach Frankreich vorgedrungen, wenigstens ist das Werk für uns nur durch die karolingische Überlieferung erhalten, Paulinus von Perigueux und Sedulius sollen ihn aber schon vorher nachahmen.

Sedulius — die Persönlichkeit ist noch rätselhaft — schrieb um 450 das *Carmen paschale*,[5] eine Darstellung der Wunder des Alten und der Heilsgeschichte des Neuen Testaments. Im Gegensatz

---

[1] Virgilio nel medio evo, Florenz 1896 (2. Auflage).

[2] Für das Verhältnis des Mittelalters zu Lucan haben wir nur ein Programm von W. Creizenach, Die Aeneis, die vierte Ecloge und die Pharsalia im Mittelalter, Frankfurt 1864.

[3] ed. C. Schenkl, CSEL. XVI (1888) p. 511—627.

[4] Leidliche Ausgabe von C. Marold in der Teubneriana, Leipzig 1886, der Wiener Ausgabe von J. Huemer, CSEL. XXIV (1891) vorzuziehen.

[5] ed. J. Huemer, CSEL. X (Wien 1885).

zu Juvencus flicht er viel mystische Allegorie in seine Dichtung ein. Das Werk wurde in Frankreich und Italien schon in der Merowingerzeit viel gelesen und z. B. von Chilperich nachgeahmt.

Dracontius, der um 500 lebte, führt uns nach Afrika zurück, an die Stätte der ältesten christlich-lateinischen Literatur. Er machte Gedichte[1] über Themata der Rhetorenschulen, Verteidigungsreden in Hexametern und das Epos *De laudibus dei*, das rein christlich ist, aber stark allegorisiert. In der Vermengung von antikem und christlichem Stil und Stoff zeigt er den Übergang von der Antike zum Altertum. — Dracontius ist allein durch Vermittelung Spaniens auf uns gekommen. Im VII. Jahrhundert arbeitete Eugenius von Toledo die christlichen Gedichte in seinem und seiner Zeit Geschmack um. Vorher war Dracontius freilich schon dem Arator bekannt.

Arator stammte aus Ligurien und hatte erst in Ravenna studiert, dann in Mailand. Das Wichtigste über seinen Lebensgang ist durch einen in Cassiodors Variae (VIII ep. 12) erhaltenen Erlaß bekannt, der ihn zum *comes domesticorum* erhob. Nachdem er hohe Staatsämter bekleidet hatte, wurde er Geistlicher. Als *subdiaconus sanctae ecclesiae Romanae* trug er im Jahre 544 seine Dichtung[2] *de actibus apostolorum* vor, wie aus der Subscriptio des verlorenen Codex Remensis hervorgeht.[3] Diese Subscriptio ist das einzige Zeugnis für das Weiterleben der antiken Sitte, neue Werke öffentlich vorzulesen.

Es gab also noch Dichter, Publikum und Rezitationen im 6. Jahrhundert. Es gab aber auch noch eine andere immer fortwirkende Tradition, nicht für längere epische Gedichte, sondern für kürzere dichterische Aufschriften, hauptsächlich in Hexametern und Distichen. Das war die Poesie der Epitaphia und Tituli. Man dichtete weniger der Lebenden als der Toten wegen. Es war Sitte, die Gräber mit metrischen Inschriften zu versehen, aber auch sonst tausenderlei Versaufschriften auf Tore, Kirchen, Brücken, Bücher usw. zu fabrizieren. Abgesehen von dem antiken Vorbild hatte Papst Damasus († 384) einen gewaltigen Einfluß auf das Werden dieser Art von Poesie.[4] Ihm zur Seite stand der Kalligraph Philocalus.

---

[1] ed. F. Vollmer, MG. Auctt. antt. XIV.

[2] Einzig nennenswert ist die Ausgabe von H. J. Arntzen, Zütphen 1769.

[3] [Traube trug diese Subscriptio vor.]

[4] Damasi epigrammata, ed. M. Ihm in Anthol. lat. suppl. 1 (Leipzig 1895) [vgl. Traubes Besprechung in der Berliner philol. Wochenschrift 1896 Sp. 78ff. und M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur IV 193—197.]

Weil es nun Sitte war, weil man immer Neues gebrauchte, so sammelte man das Alte, das Vorhandene, um daraus die Vorbilder für das neu zu Schaffende zu schöpfen. So entstanden viele Sammlungen, viele Formelbücher; man füllte leere Stellen in Handschriften gern mit dergleichen Aufzeichnungen. Auf diese Literatur, in der Christliches und altes Profanes sich mischt, wurde man zuerst des Profanen wegen aufmerksam, wegen der stadtrömischen Inschriften, die sich zumeist nur so erhalten haben. Und gerade dank diesen handschriftlichen Sammlungen war es der modernen Forschung möglich, ein ziemlich vollständiges Bild dieser Epigraphik herzustellen. Schon J. Mabillon machte die berühmte epigraphische Sammlung eines Mönches der Reichenau, des sogenannten Anonymus Einsidlensis (Handschrift saec. X), bekannt,[1] von deren Entstehung sich übrigens G. Freytag[2] ein ganz falsches Bild machte. Der Begründer der christlichen Epigraphik und Archäologie ist G. B. de Rossi, der auch am Corpus inscriptionum Latinarum beteiligt gewesen ist. Namentlich aus Handschriften gab er die ‚Inscriptiones christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores', tom. II (Rom 1888), heraus.[3] Man sieht aus dem Werk, daß schon lange vor dem Anonymus Einsidlensis, lange vor Karl dem Großen epigraphische Sammlungen, gewissermaßen als Musterbücher angelegt waren.

In die hier behandelte Zeit fallen auch die größeren epigraphischen Gedichte, die den Päpsten gewidmet sind. Das Interesse an der epigraphischen Dichtgattung nimmt dann schon im VII. Jahrhundert stark ab.

Außerdem haben wir an Poesie in der Übergangszeit nur sehr weniges: in Italien 33 Distichen auf den heiligen Benedikt von einem Mönch Marcus aus dem Ende des 6. Jahrhunderts,[4] aus dem Jahre 698 von einem Magister Stephanus ein rhythmisches Carmen de Synodo Ticinensi mit einem Akrostichon.[5]

---

[1] [Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I^7 280.]

[2] Ges. Aufsätze II (1888) S. 416.

[3] [Vgl. Traubes Besprechung in der Wochenschrift für klassische Philologie 1891, S. 315 ff.]

[4] ed. Migne, Patrol. lat. LXXX 183—186. [Vgl. dazu Traube im Anzeiger für deutsches Altertum XVIII (1892) S. 211 ff. und in der Textgeschichte der Regula S. Benedicti S. 698.]

[5] ed. L. Bethmann in den MG. SS. Langob. et Ital. p. 189—191. Vgl. dazu W. Meyer, Die Spaltung des Patriarchats Aquileia, Berlin 1898: Abhandl. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Philol.-hist. Kl. NF. II 5 f.

Ehe wir von Italien Abschied nehmen, lassen Sie uns ein Werk kennen lernen, das für das Historische eine ähnliche Bedeutung hat wie Rossis Werk für die Epigraphik, ein Werk Th. Mommsens. Aus der Übergangszeit sind verschiedene, von der Forschung lange stiefmütterlich behandelte kurze Chroniken erhalten. Zuerst sammelte sie Roncallius unter dem Titel: Vetustiora Latinorum scriptorum chronica, Padua 1787. So großes Aufsehen das Werk seinerzeit erregt hatte, es wurde von den Auctores antiquissimi, dieser hervorragendsten Abteilung der Monumenta Germaniae, fast ganz in den Schatten gestellt. Th. Mommsen gab darin 1892—1898 in den Bänden IX, XI, XIII die *Chronica minora saec. IV. V. VI. VII.* heraus.

Die Literatur der Übergangszeit in Spanien.

Die Beschäftigung mit der Enzyklopädie des Cassiodorus wurde für uns Anlaß, den Blick rück- und vorwärts schweifen zu lassen.[1] So rückte Cassiodor plötzlich aus seiner Isolierung heraus. Er ist, wie gesagt, ein Mittelsmann, kein Neuerer, er leitet einen kleinen, fast versiegenden Bach der morgenländischen Kultur zur abendländischen herüber. Er ist nicht der Vater jener Idee, die aus den Mönchen Gelehrte und Erzieher machte, aber in Nachahmung und Fortpflanzung der christlichen Universitäten in Alexandria, Edessa und Nisibis hat er als Ideal der Mönchsschule aufgestellt: nicht nur zu beten, sondern auch zu lesen, nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen und zu schreiben; die Bibel, die Väter zu erklären, Bücher zu kopieren und zu sammeln, grammatische Tätigkeit, Kritik und Exegese auch an den Texten des Christentums zu üben. Das wurde eine der Quellen für die philologische Richtung des Mittelalters. Uns scheint es gar nicht anders möglich, als daß in jeder Zeit und jedem Volke der philologische Gedanke lebendig ist, der die Überlieferung gegen Verderbnis und Verwilderung schützt und oft weit über diese nächste schöne Aufgabe hinauswächst und den höchsten Kampf aufnimmt für Wahrheit und Gerechtigkeit. Aber wir brauchen nur um uns zu blicken, um zu erkennen, daß die Neigungen der Völker in dieser Richtung nicht gleich stark sind, und um uns darnach vorstellen zu können, daß ganze Zeiten auch leben können, ohne dieses heilige Feuer zu warten und zu schüren.

Einen Namen ähnlicher Bedeutung, ähnlicher Art wie den Cassiodors treffen wir in Isidorus, dem Bischof von Sevilla

[1] [Vgl. oben S. 145 f.]

(† 636). Auch sein Hauptwerk ist eine — kompilatorische — Enzyklopädie. Die Zeitverhältnisse sind kurz die: Isidor ist der Bruder und Nachfolger Leanders. Unter Leander trat König Rekkared zum katholischen Christentum über. Leander war der Freund Gregors I., Gregor hat ihm die Erklärung der Moralia gewidmet.

Für alle Arbeit wäre eine kritische Ausgabe Isidors nötig. Die vorhandenen Editionen suchen einen zusammenhängenden Text herzustellen, ohne die handschriftliche Überlieferung genügend zu berücksichtigen. Die erste bessere Ausgabe stammt von dem spanischen Kanonikus Grial, Madrid 1599; hier sind bereits viele Quellen nachgewiesen. 1797—1803 erschien in Rom von dem spanischen Jesuiten Faustinus Arevalo, der vornehmlich in der Vatikanischen Bibliothek gearbeitet hatte, die Ausgabe des gesamten Isidorus, auf die wir immer noch zurückgreifen müssen.[1] Die Ausgabe ist bedeutend, aber nicht abschließend. Besonders berühmt ist sie durch die Einleitung, die sogenannten Isidoriana, wo z. B. die Handschriften des Vatikans genau behandelt sind und Echtheitsfragen erörtert werden.

Eine kritische Ausgabe wäre nötig für die doppelte Beurteilung Isidors, die möglich ist. Gewöhnlich wird er nur philologisch betrachtet, aber gerade sein Hauptwerk, die zwanzig Bücher Etymologiae oder Origines,[2] müßten auch im Lichte der Literaturgeschichte näher untersucht werden.

Der erstere Name, Etymologiae, ist der eigentliche; Isidor hat in den Büchern alles Wissenswerte unter dem Gesichtspunkte: Woher kommt das ἔτυμον der Dinge? gesammelt. Sehen wir uns nun erst einmal den Inhalt an. Die einzelnen Bücher handeln: *I. de grammatica; II. rhetorica et dialectica; III. de quatuor disciplinis mathematicis (arithm., geom., music., astron.); IV. de medicina; V. de legibus et temporibus* (kleine Weltchronik bis 627)*; VI. de libris et officiis ecclesiasticis (de bibliothecis, ceris, chartis, pergamenis, libris conficiendis); VII. de deo, angelis et fidelium ordinibus; VIII. de ecclesia*

---

[1] Nachdruck bei Migne, Patrol. lat. LXXXI—LXXXIV.

[2] Ausgaben von Arevalo vol. III u. IV, Migne LXXXII; F. W. Otto in Lindemanns Corpus grammat. vet. III (1833). Einzelne Abschnitte sind gesondert herausgegeben, zum Teil mit Benutzung von Handschriften: F. Blume, K. Lachmann, A. Rudorff, Die Schriften der röm. Feldmesser, I (1848), S. 366—370; C. Halm, Rhetores lat. min. p. 505 sqq.; F. Hultsch, Metrologicorum scriptorum reliquiae, II (1866), p. 106—142; C. G. Bruns-O. Gradenwitz, Fontes iuris Romani antiqui, II[7] (1909), p. 79—85. Die einzige kritische Teilausgabe ist die der in den Etymologiae enthaltenen Chronik durch Th. Mommsen, MG. Auctt. antt. XI 391—502.

et sectis diversis; IX. de linguis, gentibus, regnis, militia, civibus, affinitatibus; X. vocum certarum alphabetum; XI. de homine et portentis; XII. de animalibus; XIII. de mundo et partibus; XIV. de terra et partibus; XV. de aedificiis et agris; XVI. de lapidibus et metallis (aber auch über Gewichte und Maße)*; XVII. de rebus rusticis; XVIII. de bello et ludis; XIX. de navibus, artificiis et vestibus; XX. de penu et instrumentis domesticis et rusticis.* Es dürfte da wenig fehlen, die Etymologiae sind wirklich eine großartig reiche Enzyklopädie. Die Titel stammen von Isidor selbst, die Bucheinteilung von seinem Freunde Braulio von Saragossa, der das Werk herausgab, weil Isidor nicht fertig damit wurde.

Ich gehe noch weiter: um die Art des Werkes zu zeigen, gebe ich an, wie Isidor z. B. am Anfang bei der Grammatik vorschreitet:

De disciplina et arte (Definitionen); *de septem liberalibus artibus* (Aufzählung der *artes*); *de litteris communibus et Latinis* (über die Erfindung der Buchstaben durch die Phönizier,[1] der griechischen Buchstaben durch Kadmos,[2] der lateinischen durch Nicostrata); *de grammatica; de partibus orationis; de voce et litteris; de syllabis, de pedibus; de accentibus; de posituris; de notis sententiarum* (krit. Zeichen), *de n. vulgaribus* (Tiron. Noten), *de n. iuridicis, de n. militaribus, de n. digitorum; de orthographia*; *de analogia*; *de etymologia; de glossis; de differentiis; de barbarismo*; *de soloecismo; de metaplasmis; de schematibus et tropis; de prosa, de metris; de fabula; de historia.*

Also nicht nur sehr reich, sondern auch sehr merkwürdig, sehr erlesen, sehr suggestiv ist diese Riesenkompilation. Alles, was Isidor schreibt, stammt aus irgendeiner literarischen Quelle. Aus Eigenem hat er kaum ein Wort, nur einige Male speziell Spanisches[3] hinzugetan oder wenigstens, da verschiedenes davon aus Plinius stammt, auf das Spanische besonders geachtet. Er exzerpiert für einen bestimmten Zweck meist einen einzelnen Schriftsteller; dabei läßt er aber ganz willkürlich Stücke aus, so daß zuweilen nichtzusammengehörige Sätze

---

[1] Hier steht (Migne LXXXII 75) die Stelle aus Lucan:

‚Phoenices primi — famae si creditur — ausi
mansuram rudibus vocem signare figuris.‘

hinc est, quod et Phoeniceo colore librorum capita scribuntur, quia ab ipsis litterae initium habuerunt.

[2] Bei dieser Gelegenheit wird (l. c. 76) die Persiusstelle über Y, den Buchstaben des Pythagoras zitiert.

[3] Migne LXXXI 324.

falsch miteinander verbunden werden, und dann schiebt er etwas aus anderweitiger Lektüre (z. B. in den Sueton aus den Kirchenvätern wie Augustin) ein und verkleistert hier und da die Fugen durch kleine Wörter (durch ein *Romae, primus* etc.). Plinius, Solinus, aber auch seltenere und wichtigere Schriftsteller: Tertullianus, Lucretius, Vitruvius, Dioscorides lat., Caelius Aurelianus; verlorene Texte: Suetons kleinere Schriften; Dichter mit Kommentaren, z. B. Lucan und viele andere sind so benutzt. Es ist nur mit der Schere gearbeitet worden.[1] Unsere Ausgaben aber vertuschen die Roheit der Exzerpierung, indem sie mit einem *ait* und dergleichen nachhelfen.

Woher stammt nun das Riesenansehen Isidors? Seine Werke sind in den ältesten lateinischen Handschriften erhalten und namentlich die Etymologiae waren im Mittelalter geradezu enorm verbreitet, schon vor seinem Tode finden wir ihn in Italien benutzt. Um das Ansehen, die Zahl der Handschriften, die literarische Bedeutung des Werkes festzustellen, müßte man sich frei machen von aller philologischen Fessel; man müßte sich entschließen, Isidor, den man jetzt nur nachschlägt, auch wirklich zu lesen; man müßte, obgleich man es mit den Steinchen eines Mosaiks zu tun hat, einen Augenblick versuchen, das Mosaik als Ganzes zu betrachten. Ja, es ist als Masse, als Disposition, als geschicktes und vor allem interessantes Machwerk imponierend und verbreitet Anschauungen, die im Mittelalter sonst nicht mehr direkt zu beziehen waren. Man stellt da unwillkürlich die Frage: Ging man nicht weiter, wurde das Werk nicht für Illustrationen bestimmt? In der Tat gibt es — abgesehen von den naturgeschichtlichen, mathematischen Bildern, wie sie alle Codices haben — auch durchillustrierte Handschriften der Origines.[2]

---

[1] Über Isidors Quellen H. Dressel, De Isidori originum fontibus, Turin (Göttinger Diss.) 1874; M. Klussmann, Excerpta Tertullianea in Isidori Hispal. Etymologiis, Hamburg 1892; B. Kübler, Isidorusstudien: Hermes XXV (1890) S. 496—526; R. Beer, Handschriftenschätze Spaniens, Wien 1894, S. 10—15; P. Weber, Quaestionum Suetonianarum capita duo, Halle (Diss.) 1903, p. 2 sqq. Die Arbeiten von C. Schmidt, Quaestiones de musicis scriptoribus Romanis inprimis de Cassiodoro et Isidoro, Darmstadt 1899, und H. Breidenbach, Zwei Abhandlungen über die Tironischen Noten, Darmstadt 1900, S. 5—20 tappen nebenbei. [Das Musterbeispiel für die Quellenuntersuchungen, die am Isidortexte angestellt werden können und müssen, hat Traube selbst geliefert in seiner Geschichte der Tironischen Noten bei Suetonius und Isidorus, Berlin 1901: Archiv für Stenographie LIII 191—208.]

[2] z. B. Einsiedeln 167, Turin D. III. 19, Vercelli CCII 29. [Weltkarten besonders in St. Galler Codices, vgl. Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten VI (Stuttgart 1898) S. 57 f.]

Einen echt mittelalterlichen Namen führt in der Überlieferung das Werk Isidors *de natura rerum*, es heißt in vielen Handschriften: *liber rotarum*, weil es durch viele kreisförmige Bilder illustriert ist. Das Buch[1] ist dem Könige Sisebut (612—620) gewidmet, der vielleicht mit einem erhaltenen Gedichte[2] über Sonnen- und Mondfinsternisse in guten Hexametern antwortete; es berührt sich oft mit den Etymologiae, zeigt aber mehr Entwickelung und Zusammenhang, ist überhaupt sorgfältiger ausgearbeitet als die Etymologiae. Die benutzten Autoren werden öfter zitiert.

Die *Synonyma*[3] (oder *soliloquium*) sind angeregt durch die Synonyma Ciceronis: *Venit nuper ad manus meas quaedam schedula quam Synonyma dicunt* sagt Isidor zu Beginn. Es ist ein Dialog, der sich an Augustins Soliloquia anlehnt: Der Mensch bekennt trauernd und verzweifelnd seine Sünde, der *λόγος* (*ratio*) tröstet und widerlegt ihn. Jeder Satz wiederholt sich in verschiedenen Paraphrasen, wobei vielleicht orientalische Einflüsse mitgewirkt haben. Diese Schrift Isidors ist gleichfalls im Mittelalter oft benutzt worden.

Wie Cassiodor in Italien so hat Isidor in Spanien viel für die Überlieferung der afrikanisch-spanischen und altrömischen Literatur getan. Der noch näher zu untersuchende Zusammenhang wertvoller Handschriften mit Isidor begegnet uns oft. Wir sind schon durch die Betrachtung der Etymologiae auf den relativen Bücherreichtum Isidors geführt worden, das Bild gewinnt aber gleich festere Umrisse, wenn wir eins seiner anderen Werke heranziehen, seine Verse auf die Schränke seiner Bibliothek.[4] Es sind richtige Tituli, die unter den Porträtbüsten auf den Bücherkästen standen. Ohne Frage sind sie echt. Ein alter Lorscher Katalog nennt sie *versus qui scripta sunt in armaria sua ab ipso ⟨Isidoro⟩ compositi,* in der spanischen Überlieferung heißt es: *incipit titulum bibliothece a domno Hesidoro editum.*

---

[1] Eine brauchbare Ausgabe hat 1857 in Berlin G. Becker veranstaltet.

[2] Baehrens, Poetae latini minores V 356—360 und G. Goetz, De Sisebuti carmine disputatio, Jena 1887: Index schol. univ. Jen. 1887/88. [Über Sisebuts Briefe vgl. unten; seine Vita Desiderii, herausgegeben und eingeleitet von B. Krusch in den MG. SS. rer. Merov. III 620—648.]

[3] Migne Patrol. lat. LXXXIII 825—867.

[4] Ausgabe bei Migne LXXXIII 1107 sqq. [und C. Pascal, Letteratura Latina medievale, Catania 1909, p. 42 sqq. nach dem Ambros. C. 74 sup. saec. IX ex. Eine erschöpfende kritische Behandlung des Textes dürfen wir von Traubes Schüler Ch. H. Beeson erwarten.]

Die Verse beginnen folgendermaßen:

Sunt hic plura sacra, sunt hic mundalia plura.
Ex his, si qua placent carmina, tolle, lege.
Prata vides plena spinis et copia florum:
Si non vis spinas sumere, sume rosas.
Hic geminae radiant veneranda volumina legis:
Condita sunt pariter hic nova cum veteri.

An erster Stelle stehen die Bibelhandschriften. Dann waren von den Patres vorhanden: Origenes, Hilarius, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Johannes Chrysostomus, Cyprianus; von christlichen Dichtern: Prudentius, Avitus, Juvencus, Sedulius; von antiken Dichtern: Vergilius, Horatius, Ovidius, Lucanus, Persius, Statius; von Historikern: Eusebius (resp. Hieronymus), Orosius; von modernen Autoren: Gregorius Magnus und Leander; von Juristen: der Codex Theodosianus (resp. das Breviarium Alarici). Die letzten Tituli weisen auf die Hausapotheke und das Scriptorium hin.

Auch ein Werk *de viris illustribus* hat Isidor geschrieben. Das gibt uns Gelegenheit auszuholen und die Literaturgeschichte dieser Literaturgeschichte zu verfolgen.

Was wir Literaturgeschichte nennen, heißt, seit Suetonius den Königen und Feldherren sein Buch verschloß, auf Lateinisch: *De viris illustribus*, ohne daß infolge dieser allgemein gehaltenen Aufschrift ein Mißverständnis hätte aufkommen können. An Suetonius hat sich die christliche Literaturgeschichte gebildet und angeschlossen. Der von ihm gewählte Titel bleibt, und kein Zusatz dazu deutet fürs erste an, daß der Inhalt ausschließlich kirchlichen Schriftstellern gilt. Das ist auch in der Sache begründet: eine profane Literatur, die vom Christentum getragen wird, gibt es zunächst nicht und später gab es keine derartige, die der literarhistorischen Registrierung wert erschien.

Es folgen aufeinander Hieronymus, Gennadius von Marseille und Isidorus von Sevilla, dessen Buch mehr lokalen spanischen Charakter hat.[1] Es stellt sich heraus, daß die ersten 13 Vitae gar nicht von Isidor stammen und erst in jüngeren Handschriften mit dem echten Bestande vereinigt sind. Jene ersten Skizzen sind ca. 550—566 vielleicht von einem afrikanischen Bischof verfaßt.

---

[1] Vgl. G. v. Dzialowski, Isidor und Ildefons als Literarhistoriker, Münster 1898 [dazu Traubes Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung 1899, Sp. 1217—1220] und F. Schütte, Studien über den Schriftstellerkatalog des heiligen Isidor von Sevilla, Breslau 1902.

Hieronymus und Gennadius hat schon Cassiodor (Instit. div. cap. XVII) in einen Band zusammenschreiben lassen und wirklich sind sie meistens vereint überliefert, häufig aber auch alle drei.[1] Aus ihnen konnte ein wohlgefügtes Sammelwerk gebildet werden, wie es später Petrus Diaconus Casinensis in der Einleitung seines Werkes vor Augen hatte.[2] Ildefonsus von Toledo († 667) darf man als letzten dieser älteren Reihe nur bedingt zufügen. Er verändert ihren universalhistorischen Standpunkt, beschränkt sich auf die ihn unmittelbar berührenden Erscheinungen und ändert, anscheinend als erster, den Titel in *De scriptoribus ecclesiasticis* um. Dennoch ahmt er, wie er selbst sagt, seine Vorgänger nach. Auch hat er trotz seiner Beschränkung außerhalb Spaniens Verbreitung gefunden. Nach ihm aber reißt — wenn man den kleinen Anhang Julians aus dem Spiel läßt — der Faden ganz ab. Man begreift nicht, daß Beda, der von so vielen Werken Isidors neue und vermehrte Ausgaben machte, diesen Vorwurf sich konnte entgehen lassen.[3] Es ist eine gescheite Frage des Petrus Diaconus von Montecassino,[4] warum wohl seit 600 Jahren in seinem Kloster die literarhistorische Forschung brach liege. Auch die Antwort ist nicht dumm: Faulheit habe es bewirkt und Furcht vor Neid. Mangelt es doch fast allerorts im Mittelalter an Ordnungsliebe, die zwänge, den Wirrwarr der Vergangenheit zu gestalten, an Selbstgefühl, das geböte, der glorreichen Römerzeit mit eigener Leistung die Spitze zu bieten, an literarischem Rechtssinn, der aufforderte, den Anspruch der Vorderen zu prüfen und geprüft den Nachkommen zu überliefern. *Et primo quidem*, muß sich Petrus sagen, *a Tranquillo Graecoque Apollonio*[5] *coeptum, sed ab illustrissimis viris Hieronymo, Gennadio atque Isidoro apud Romanos ad finem est usque perductum. Et*

---

[1] Schon saec. VIII/IX sagt der Zusammensteller von Hieronymus, Gennadius und Isidorus in der Handschrift Montpellier 406 *debent esse toti tres in uno volumine.* Später wurden in den Handschriften auch Sigebert von Gembloux, Heinrich von Gent u. a. damit verbunden.

[2] Vielleicht geht der Codex Casinensis 294 des Hieronymus, Gennadius, Isidorus, Ildefonsus und Julianus de viris illustribus gerade auf Petrus zurück. [Über Petrus jetzt E. Caspar, Petrus Diaconus und die Monte Cassineser Fälschungen, Berlin 1909. Vgl. auch Goetz-Schoells Ausgabe von Varro de lingua latina, Leipzig 1910, prolegom. p. XI sqq.]

[3] Es fehlt aber in Hist. eccl. Angl. nicht an literargeschichtlichen Notizen, z. B. finden sich solche über Arculf-Adamnan, über Beda selbst.

[4] Im Prolog zu seinem Buche *de viris illustribus Casin. coenob.*: Migne Patrol. lat. CLXXIII 1009 sq.; Fabricius, Bibl. eccl. p. 165.

[5] Aus S. Hieronymi ep. XLVII: Migne XXII 493.

quamvis ab aliis nihil est tam operose actum, quod non Hieronymi eloquentia superet, post istorum tamen e mundo recessum nullus inventus est, qui illud ad calcem perduceret.

Eine wenigstens in der Absicht planmäßige Literaturgeschichte im Stile des Hieronymus und seiner Nachfolger beginnt erst im 12. Jahrhundert wieder. Unter dem Titel *de ecclesiasticis scriptoribus* entsteht eine Reihe von Schriften, die den Inhalt der Vorgänger verarbeiten und die Listen bis auf ihre Zeit fortführen.[1] Auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturgeschichte liefern solche Arbeiten Sigebert von Gembloux († 1110), den im 13. Jahrhundert Heinrich von Gent fortsetzt, Honorius von Autun, „der ungenannte Mönch, welcher nach dem Fundort der Handschrift von Melk (Anonymus Mellicensis) genannt wird, aber dem Inhalt nach vielmehr nach Regensburg gehört," und später Johannes Trithemius (1490); auf dem Gebiete der partikularen Literaturgeschichte der schon genannte Petrus von Montecassino († um 1155)[2] u. a.

Ein hervorragender Versuch etwas anderer Art und die Arbeit eines selbständig denkenden Kopfes ist die *Διαδοχή* der Grammatiker von einem Mönche des 10. Jahrhunderts Gautbertus, die sich in Leiden, Voss. 8° 15, einer Handschrift aus S. Martialis Lemovicensis findet.[3] Die Fragestellung des Verfassers ist: Wie kam die Tradition des klassischen Altertums zu uns, wer hat den Strom der Wissenschaft bis hierher geleitet, wer hat den Funken der Gelehrsamkeit so lange gehütet? Er hat geantwortet, indem er in knappen Sätzen eine Schule konstruiert, die von Rom über England nach Frankreich kommt und von da die anderen Länder, auch Italien wieder, erleuchtet. Er beginnt seinen Katalog mit Theodorus, dem Griechen, und Hadrianus, dem Abt der *schola Graecorum*, wie er sagt, was nicht bei Beda, Hist. eccl. IV 1 steht. Ihre Schüler sind Aldhelm, Beda usw. Es laufen Fehler — Alchvin der Schüler Hrabans! — und Künstlichkeiten unter, aber im Grunde hatte der Mann recht und besaß ein feines historisches Verständnis. Es weht etwas von Suetonischem Geist in diesem Stück, das Interesse ist hier auch ein ganz anderes

---

[1] [Vgl. über sie Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I⁷ 95.]

[2] Alle zusammen gedruckt in J. A. Fabricius, Bibliotheca ecclesiastica, Hamburg 1718.

[3] Herausgegeben von Bethmann im Archiv d. Ges. f. ä. deutsche Geschichtskunde X 333 f. und ohne Kenntnis davon von L. Müller im Rhein. Mus. XXII (1867) S. 635 ff., schließlich von L. Delisle in den Notices et extraits des mss. de la Bibliothèque Nationale XXXV 1 (1896) p. 311 s.

wie sonst. Gautbertus fragt nicht, wer sich um die Theologie verdient gemacht hat, sondern wer gelehrt (*grammaticus*) war und Schule machte, ganz so wie Sueton einst von den Grammatikern nur diejenigen bezeichnete, die lehrten, also wichtige andere, die still wissenschaftlich arbeiteten, einfach überging. Diese *Διαδοχή* arbeitete Ademar von Chabannes in seine Chronik ein.[1]

Eine andere Anregung zu literarhistorischer Forschung war dies: In der Überlieferung gingen verschiedene Vitae klassischer Autoren um, zum Teil vor den Werken, zum Teil vor den dazugehörigen Kommentaren. Zumeist stammen diese von Sueton oder Probus: Plinius, Juvenalis, Persius, Lucanus, Vergilius. Dies wurde Veranlassung, im Mittelalter andere ältere Autoren mit ähnlichen Vitae (*γένη*) zu versehen: Catonis disticha, Boethius, Sedulius, Horatius, Arator, Prudentius, Ovidius und auch mittelalterliche Schriftsteller so auszustatten, z. B. Theodulus, Milo, Eberhardus, den Autor des Laborintus. Man faßte diese sogenannten *accessus*[2] öfters zusammen und hatte dann eine richtige Schulliteraturgeschichte.[3] Es scheint, daß hierbei Remigius von Auxerre ein leitendes Beispiel war. Gewöhnlich sind die Accessus nach bestimmten Gesichtspunkten angelegt. Man findet diese Gesichtspunkte der römischen Literatur zuerst bei Boethius. Da wird nach sechs Dingen gefragt: *intentio, utilitas, ordo, si germanus propriusque liber, inscriptio operis, ad quam philosophiae partem.*[4] Später hieß es *in principio omnium librorum tria* (oder *quatuor* oder *quinque*) *requirenda esse videntur: persona, tempus, locus.*[5]

Wir kehren zu Isidor zurück. Er schrieb neben anderem noch ein historisches Werk, die *Historia Gothorum, Vandalorum, Suebo-*

---

[1] [ed. J. Chavanon in der Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire, Paris 1897, p. 115 s., ohne Gautbertus als Quelle zu bezeichnen.]

[2] Vgl. F. Haase, De medii aevi studiis philol. p. 7 sqq. und F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland S. 103.

[3] Dahin gehören die Handschriften München lat. 19474 u. 19475 und Rom Pal. lat. 242.

[4] Boethius, dial. 1 in Porphyrium (Migne Patrol. lat. LXIV 1), zitiert von Burchard von Worms (MG. SS. IV 701). Ähnlich auch Milo, vgl. Traube, MG. Poetae aevi Carolini III 560 adn. 2.

[5] Verschiedene Beispiele gibt P. Meyer in der Romania VIII (1879) p. 327; vgl. außerdem Migne, Patrol. lat. XXX 549, CVI 1264; R. Ehwald, Ad historiam carminum Ovid. recensionemque symbolae II (Gotha 1892) S. 1 sq.; ⟨W. Meyer,⟩ Die Handschriften in Göttingen III 524; Mancini, Atti della R. Accademia dei Lincei, Classe di scienze morali Ser. V vol. XI.

rum,[1] beginnend mit dem Lobe Spaniens in zweiter Person: *Omnium terrarum quaequae sunt ab occiduo usque ad Indos pulcherrima es, o sacra semperque felix principum gentiumque mater Spania.*

An Isidor lehnen sich seltsamerweise einige Gedichte an, deren spanischer Ursprung nicht überall erkannt wurde. Zunächst folgende rhythmische:

1. die *Exhortatio poenitendi* und das *Lamentum poenitentiae*, die sich an die Synonyma anschließen;[2]

2. die *Versus de Asia et universa mundi rota*, eine Bearbeitung der Etymologiae;[3]

3. das Gedicht *De sex aetatibus mundi* in trochäisch-rhythmischen Versen.[4] Für den Verfasser hält E. Dümmler den Abt von Corbie Theodofrid, der um 681 Bischof, wahrscheinlich von Amiens, wurde.

Die Überlieferung dieser Rhythmen läßt sich verfolgen bis auf St. Gallen, sie entstanden aber wohl in Spanien [oder unter spanischem Einfluß].

Ferner schließen sich metrische Poesien an Isidor an:

4. Das Gedicht *de ventis*, wohl mit Benutzung Suetons.[5]

5. Viele Gedichte des Eugenius von Toledo. Der Bischof Eugenius von Toledo (646—657) hat außer der Bearbeitung des Dracontius (*de laudibus Dei*, woraus E. ein Hexaëmeron machte und der *satisfactio*) und außer anderem eine große Anzahl von Kapiteln der Etymologien Isidors mit großer Gewandtheit in Distichen umgesetzt.[6]

Ein Nachfolger des Eugenius war Julianus von Toledo (680 bis 690). Von ihm haben wir historische und theologische Schriften und eine *Ars*. Er ist weniger bedeutend als Eugenius, aber doch sehr interessant, wenn man den Kreis seiner Lektüre feststellt.

---

[1] ed. Th. Mommsen, MG. Auctt. antt. XI 267—303.

[2] [Zuletzt herausgegeben und gewürdigt von W. Meyer, Ges. Abhandl. II 179—190, 190—200.]

[3] [Neueste Ausgabe von K. Strecker, Der rhythmus De Asia et de universi mundi rota, Berlin (Beilage z. Jahresber. d. Kgl. Luisen-Gymnasiums) 1909.]

[4] Herausgeg. von E. Dümmler in der Zeitschrift für deutsches Altertum XXII 423 ff. [Vgl. auch ebenda XXIII 280, v. Winterfeld im Neuen Archiv XXV 390 Anm. 1, W. Meyer, Ges. Abh. I 213 und K. Strecker, Der rhythmus De Asia etc. S. 5 und im Neuen Archiv XXXIV 606—608.]

[5] Baehrens, Poetae latini minores V 383—385.

[6] ed. F. Vollmer in den MG. Auctt. antt. XIV. [Als Probe gab Traube das Gedicht *de philomela*, Vollmer 253 sqq.]

Hier sei eingeschaltet, daß von Isidor, Braulio, König Sisebut und anderen Männern dieser Zeit und Gegend eine Reihe wichtiger Briefe überliefert sind.[1] Das Vorbild liefern Hieronymus und Augustinus, nicht Cicero; es sind kleine, gelehrte Dissertationen, nie intim-persönliche Ergüsse. Weil Lupus im 9. Jahrhundert Cicero kannte, wurden seine Briefe so viel vorzüglicher und intimer als jene spanischen, seine Briefe sind belebt durch das Hineinwerfen des Kleinen und Persönlichen in die Korrespondenz.

Zwischen 690 und 750 entstand in Spanien, zum Teil auf Isidors systematischer Realencyklopädie sich aufbauend, eine alphabetische Realencyklopädie, der *Liber glossarum* des Bischofs Ansileubus. G. Goetz[2] hebt den spanischen Ursprung des Werkes nicht genügend hervor, der aus der Benutzung einer Rezension von Isidors Gotengeschichte, welche die Pyrenäen nicht überschritt, ferner aus orthographisch-paläographischen Eigentümlichkeiten und aus der Handschriftenlagerung erhellt.[3]

Als Eugenius dichtete, war Spanien noch ein rein romanisch-germanisches Land, aber das war vielleicht schon nicht mehr der Fall, als Ansileubus seine Schere handhabte. Bekanntlich riefen die Söhne Witizas, eines entthronten Westgotenkönigs, die Araber ins Land, die 685—705 die Nordküste Afrikas besetzt hatten. 711 machte die Schlacht bei Xerez de la Frontera dem Westgotenreich ein Ende. Es erblüht nun in Spanien eine neue, wenn man will, feinere und reichere Kultur im Kalifat Spanien mit der Hauptstadt Cordoba. Aber erstens hört dort im Süden und in der Mitte die lateinisch-spanische Bildung wenigstens nicht ganz auf, und zweitens entsteht im Norden, gegründet von geflüchteten Westgoten ein christlich-lateinisches spanisches Reich, Asturien mit der Residenz Oviedo. 778 erobert dann Karl der Große Spanien bis an den Ebro. Dadurch wird ein Zusammenhang mit Frankreich hergestellt, der freilich mehr oder weniger immer bestand und offiziell sich auch im 9. Jahrhundert wieder verliert.[4]

---

[1] Recht schlecht herausgegeben von W. Gundlach in den MG. Epp. III 661—690. In Vollmers Eugenius-Ausgabe, Auctt. antt. XIV 283—290, auch Briefe von und an Eugenius.

[2] [Literatur vgl. oben S. 74 und 76.]

[3] Das hat Th. Mommsen klar nachgewiesen, MG. Auctt. antt. XI 261.

[4] [Traube pflegte hier auf Baudissins Übersetzung von Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens, Leipzig 1872 und auf Baudissin, Eulogius und Alvar, Ein Abschnitt spanischer Kirchengeschichte aus der Zeit der Maurenherrschaft, Leipzig 1872, zu verweisen.]

Aus der bedrängten Zeit der spanischen Literatur stammt der Kommentar des Mönches Beatus[1] zur Apokalypse (geschrieben 776 in Nordspanien). Die Handschriften[2] sind alle in Spanien entstanden und das Mittelalter hindurch auch dort geblieben. Sie sind durchillustriert, besonders wertvoll ist eine in dem Kommentar enthaltene Weltkarte, eine der ältesten mittelalterlichen Karten.[3] Jedoch auch des Kompilierten wegen ist das Werk wichtig, es erhält uns Schriften, die sonst nicht direkt überliefert sind, z. B. den Kommentar des Donatisten Tyconius, eines Afrikaners, saec. IV/V.[4] Apringius, ein Spanier aus der Zeit vor Isidor, unter König Theudis (531—548), erwähnte und benützte ihn auch. Apringius fand man wieder,[5] und so grenzte sich das Gut des Tyconius um so sicherer ab.[6]

Der Übergangszeit gehört ferner an die Sammlung der Hymnen, die gewöhnlich die mozarabische Hymnodie genannt wird, mozarabische oder auch gotische oder toletanische oder isidorianische. In der Madrider Handschrift geht ein Prologus in vierzig rhythmischen Hexametern mit Akrostichis voraus: *Mauricus obtante Veraniano edidit.* Die Sammlung wird aus dem 7. oder 8. Jahrhundert stammen.[7]

Was bedeutet Spanien für uns literargeschichtlich in der Übergangszeit und später? Spanien hat eigentlich keine eigene mittelalterliche Literatur, es ist für uns das Land der Überlieferung, das, mehr noch wie Irland, die alten Vorbilder (Klassiker und Kirchenväter) erhält und zweimal in Umlauf setzt: in vorkarolingischer Zeit,

---

[1] Herausgegeben von P. Florez, Madrid 1770.

[2] H. L. Ramsay, The manuscripts of the commentary of Beatus of Liebana on the apocalypse: Revue des bibliothèques XII (1902) p. 74—103, und vom gleichen Verfasser Le commentaire de l'apocalypse par Beatus de Liebana: Revue d'histoire et de littérature religieuses VII (1902) p. 419—447.

[3] Vgl. Konrad Miller, Die ältesten Weltkarten, Heft I. Die Weltkarte des Beatus, Stuttgart 1895 und Heft II (Atlas) Tafel 2—9 und die Abbildungen in der Palaeographical Society I 48, 49.

[4] [Die neueste Zusammenfassung bietet J. Haußleiters Artikel in der PRE. XX[3] 851—855.]

[5] Apringius de Béja, son commentaire de l'apocalypse etc., publié pour la première fois etc. par Dom M. Férotin, Paris 1900: Bibliothèque patrologique publiée par U. Chevalier no. I.

[6] [Freilich ist die Rekonstruktion auch jetzt noch sehr schwierig.]

[7] Herausgegeben in den Analecta hymnica, vol. XXVII (1897) von Blume und Dreves. [Traube knüpfte hieran Bemerkungen über die ganze Sammlung der Analecta. Eine Blütenlese aus den Analecta hat G. M. Dreves in dem von Blume herausgegebenen Werk „Ein Jahrtausend lateinischer Hymnendichtung", Leipzig 1909, veranstaltet, was auch S. 139 hätte vermerkt sein sollen.]

als Isidor Bischof war oder bald nach seinem Tode 636, und in karolingischer Zeit. Spanien hat auch besonders die afrikanische Literatur weiter bewahrt. Und dann: es ist das Land, das in großem Maße die reiche orientalische Erzählungsliteratur dem Mittelalter erschloß und zuführte, zuerst in des 1100 getauften spanischen Juden Petrus Alfonsi *Disciplina clericalis*,[1] die eine Fülle von Märchen und Schwänken verbreitete. Es ist das Land, das im 12./13. Jahrhundert die Griechen (Aristoteles und die Techniker) wiederbrachte.[2]

Frankreich und die Literatur der Übergangszeit.

Frankreich war in der ausgehenden Römerzeit das Land der Rhetoren und Schulen. Das *argute loqui*, der Esprit ist seit dem alten Cato ein Charakteristikum Galliens. Im 4. und 5. Jahrhundert hatte Frankreich viele Dichter: Ausonius aus Bordeaux, Rutilius Namatianus aus Toulouse (?), Sidonius Apollinaris aus der Auvergne, Bischof von Clermont, Alcimus Avitus, Bischof von Vienne, die Panegyriker, Sulpicius Severus aus Aquitanien, Salvianus presbyter aus Marseille, ebendaher Gennadius. Überhaupt stammen viele christliche Schrifsteller aus Gallien. Alte Bildungs- und Kulturstätten sind besonders Bordeaux, Marseille und Lyon. Lyon verliert nie seine Bedeutung, bis in die karolingische Zeit bleibt ihm die Funktion als spanische Einfallspforte zu dienen, hier lebt die römische Literatur am längsten, besonders die juristische. Über die Klöster haben wir früher gesprochen. Auch Tours ist eine solche alte Bildungsstätte, wo aber das Alte ins Neue überging. Es ist zu vergleichen mit Monte Cassino. Von Tours gehen in karolingischer Zeit, aber wohl auch schon früher, zahlreiche wohlzubereitete Handschriften aus,[3] besonders der *Martinellus*, Schriften, die sich auf den heiligen Martin beziehen, darunter auch wertvolle Epigramme.

Im allgemeinen geht nun diese im 5. Jahrhundert noch glänzende Bildung in den Stürmen der politischen Ereignisse des 6. Jahrhunderts unter. Das römische Reich verliert durch den Sieg der Franken über Syagrius (486) den letzten Halt in Gallien, die Franken unter Chlodowech (481—511) setzen sich in den Besitz des ganzen Landes. Es hätte sich in der Folge die alte Kultur wohl leichter fortsetzen und eine neue besser gedeihen können, wenn nicht die inneren Kämpfe

---

[1] Migne, Patrol. lat. CLVII 671—706.

[2] [Vgl. oben S. 87 f.]

[3] Vgl. L. Delisle, Mémoire sur l'école calligraphique de Tours p. 14s.

gefolgt wären. Dank endlosen Teilungen des Reiches, Bruderkriegen, Morden und anderen Greueln waren die Verhältnisse unter den fränkischen Königen nicht fest und sicher genug, um das Aufkommen einer neuen Kultur zu begünstigen. Als unter Pippin und Karl das Reich geordnet war, ging die Neubildung rasch vor sich.

Die Schrift ist wie die Sprache ein Ausdruck der inneren Unruhe der fränkischen Übergangszeit. Wir finden die Literaturwerke zum Teil noch in der Originalniederschrift, die weit entfernt ist von Kalligraphie; auch Orthographie und Grammatik sind zerrüttet.

Zwei Literaten ragen hervor: der Dichter und Hagiograph Fortunatus, von dem ich schon (S. 152 f.) gesprochen habe, und der Geschichtschreiber Gregorius, von dem ich jetzt sprechen will. Beide sind miteinander befreundet, reden sich gegenseitig in ihren Werken an und zitieren einander. Die Überlieferung ist aber grundverschieden: Gregor steht, wenigstens für die Historia ecclesiastica Francorum, auf merovingischen Handschriften, Fortunat auf karolingischer Überlieferung. Spanische Überlieferung haben wir nur für ein einzelnes Gedicht Fortunats.

Gregorius Florentius, als Bischof Gregorius, stammte aus einer Senatorenfamilie, wurde 538 in der Auvergne geboren und war von 573 bis zu seinem Tode im Jahre 594 Bischof von Tours. Als Bischof schrieb er die 10 Bücher fränkischer Geschichte, sie oft überarbeitend und Nachträge hinzufügend.[1] Seine Erzählungsweise ist originell, die Ereignisse sprudeln geradezu in die Erzählung hinüber.[2] Obwohl er gern mit seiner Ungelehrsamkeit kokettiert, kennt er Virgil (und zwar nicht nur aus Exzerpten), Sallust (die ersten Kapitel des *Catilina*), Aulus Gellius, Prudentius, Sedulius, Martianus Capella, seine Landsleute Sidonius und Sulpicius Severus, das Breviarium Alarici u. a., aber wohl nicht[3] Plinius' grammatisches Werk, wie Gröber[4] meint. Die Umarbeitung und Ergänzung des Werkes durch den Verfasser selbst zeigt sehr kühn und schön W. Meyer[5] und zwar hauptsächlich an seinem Verhältnis zu Chilperich I († 584). Gregor[6] sei eifer-

---

[1] Herausgegeben von W. Arndt, MG. SS. rer. Meroving. I (1885). [Die übrige Literatur ist bei Wattenbach und Chevalier zu finden.]

[2] [Als Proben gab Traube die Praefatio und lib. VI cap. 46.]

[3] [Vgl. Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours p. 53.]

[4] Grundriß der roman. Philologie II 101.

[5] Der Gelegenheitsdichter Fortunatus S. 113 ff.

[6] Über die literarischen Bestrebungen Chilperichs berichtet Gregor lib. VI cap. 46 und V cap. 44 sq.

süchtig auf Chilperich gewesen, der auch als Dichter hervorgetreten war. Erst seit kurzem kennen wir echte Verse von ihm. P. v. Winterfeld fand nämlich unter den St. Galler Handschriften der Züricher Stadtbibliothek in einer Sammlung von Heiligenleben saec. X ein schwer verständliches rhythmisches Gedicht auf den heiligen Medardus mit der Bemerkung: *Chilbericus rex composuit istud ymnum.* Der Text ist ungeheuer korrupt.[1] Aus dem Gedicht, das nicht gefälscht sein kann, spricht eine sehr merkwürdige[2] Persönlichkeit. Mit Recht wird Chilperich von Fortunatus (IX 99—144) viel besser als von Gregor beurteilt.

Venantius Fortunatus[3] kam 565 nach Gallien, wurde — erst nach dem Tode Gregors, der ihn stets *presbyter* nennt, — Bischof von Poitiers und starb nach 600. Im Jahre 576 gab er acht Bücher Gedichte — alles was er seit 565 geschaffen hatte, — heraus, ein neuntes fügte er 577—584, ein zehntes und elftes fügten nach 600 seine Freunde hinzu. Nur von der Gegenwart läßt sich Fortunat zum Dichten anregen. Wir unterscheiden in seiner Gelegenheitsdichtung, die wie die Silvae des Statius den Charakter der Improvisation tragen soll, poetische Briefe und Redegedichte (Tafelgedichte, Festgedichte, Lobsprüche zu mündlichem Vortrag).

Gregorius erwähnt seltener als Fortunatus literarische Beziehungen, nennt aber, wie wir sahen, gleich Fortunat König Chilperich. Ferner feiern sie beide[4] Martinus von Bracara.

Martinus von Bracara[5] stammte aus Pannonien, reiste nach Palästina, zog zur Bekehrung der Sueven nach Nordspanien (Galicien), begründete dort das Kloster Dumium, wurde schließlich Erzbischof von Bracara und starb 580. Er gehört zu den gelesensten Schriftstellern der Übergangszeit. Wie Cassiodor in Italien, wie das Mönchstum in Irland knüpft er an Martin von Tours an. Seine Werke sind in verschiedene Bände der Patrologie Mignes (LXXII, LXXIII, LXXIV, LXXXIV) versprengt, die kritische Gesamtausgabe fehlt leider noch.

---

[1] Herausgegeben in der Zeitschrift für deutsches Altertum XLVII (1903) S. 74. [Vgl. dazu W. Meyer, Ges. Abhandl. I 208.]

[2] Er suchte ja auch neue Buchstaben in das lateinische Alphabet einzuführen.

[3] [Vgl. oben S. 152 f. Einen merovingischen Rhythmus über Fortunat veröffentlichte W. Meyer in den Nachrichten der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1908 S. 31 ff., ebenda S. 82–114 handelte er über die Handschriften der Gedichte Fortunats.]

[4] Gregor Hist. lib. V cap. 38 und De virtutibus S. Martini I 11, Fortunat carm. V 1 u. 2. Auch Isidor von Sevilla behandelt Martin, de viris ill. cap. 22.

[5] [Vgl. R. Seeberg in der PRE. XII[3] (1903) S. 385—388.]

Einmal hat Martin eine Reihe von Übersetzungen aus dem Griechischen geliefert, mit der für den Gebrauch seiner Kirche bestimmten *Collectio orientalium canonum*,[1] den *Verba seniorum*[2] und den *Sententiae patrum Aegyptiorum*.[3] Also auch er ist wie Cassiodor ein Vermittler zwischen abendländischer und morgenländischer Kultur, ein Vertreter des Orients im Okzident für Literatur und Mönchstum.

Daneben schrieb er moralphilosophische Abhandlungen im Stile Senecas, unter dessen Namen sie oft überliefert sind:

Formula vitae honestae (= *de differentiis quatuor virtutum* bei Isidor), wo die antike Tradition fortgesetzt wird.[4]

De ira,[5] aus Seneca zusammengesetzt. Die Überlieferung Senecas, der ja auch Spanier war, ist wohl Martin zu verdanken.

Auch Verse auf den heiligen Martin von Tours, gut in der Form und interessant dem Inhalte nach, sind von Martin überliefert.[6] Ferner die Predigt *De correctione rusticorum*[7] gegen das in Galicien noch ganz lebendige Heidentum, u. a. mehr.[8]

Die Inseln[9] und die Literatur der Übergangszeit.

Wir haben früher (S. 37 ff.) gesehen, daß Irland nie römische Provinz war, daß Britannien es wohl war, daß dort aber im 5. und 6. Jahrhundert die Angeln und Sachsen germanische Königreiche begründen und die römische Tradition unterbrochen wird. Wie kam es nun neuerdings zu einer römischen Kultur, zu einer lateinischen Literatur?

Man muß da sorgsam unterscheiden und dreierlei auseinanderhalten: In Südwestbritannien gab es in der Tat eine Art fortgesetzter

---

[1] Mansi IX 845 sqq.

[2] Migne Patrol. lat. LXXIII 1025 sqq.

[3] l. c. LXXIV 381 sqq.

[4] [Vgl. E. Bickel, Die Schrift des Martinus von Bracara Formula vitae honestae: Rhein. Museum LX (1905) S. 505—551.]

[5] Migne Patrol. lat. LXXII 41—50.

[6] ed. R. Peiper, MG. Auctt. antt. VI 2 p. 194 spp.

[7] ed. Caspari, Christiania 1883.

[8] [Traube beabsichtigte im Anschluß hieran noch über die Fortsetzer Gregors, die Chronisten, vor allen Fredegarius, und die Hagiographen des 8. Jahrhunderts und die echte Überlieferung der Reliquienverzeichnisse zu sprechen, sowie über einige Gedichte, z. B. die rhythmischen Hexameter (ed. Holder im Neuen Archiv XIV 171 und Vacandart, St. Ouen 1901), durch die Ansibertus den Bischof Andvenus von Rouen († 684) feierte.]

[9] Zu England und Irland müssen wir auch die bretonischen Teile von Nordfrankreich nehmen.

Tradition in den Klosterschulen von Wales, die an ehemalige Rhetorenschulen anknüpften. Die Bevölkerung hatte daran freilich keinen Anteil, sie war rein keltisch. Es ist eine ganz besondere Schulliteratur, die dort gedieh (Hisperica famina[1]). Vielleicht hängt damit auch der abstruse Grammatiker Virgilius Maro zusammen, der zwölf Arten von Latein unterscheidet. Es sieht aus wie eine Verspottung der Philologie, ist aber ernst gemeint, was man besonders in den rhythmischen Gedichten sieht. Die Leute stellen das Neue auf neue Füße; es sind kühne Gedanken, die durch erfundene Autoritäten gestützt werden. Von Südwestbritannien aus kam römisches Christentum, römische Sprache und Schrift nach Irland und zwar, wie die Schrift zeigt, im 5. Jahrhundert. In Irland war vorher griechisch-morgenländisches Wesen neben keltischer Eigenart verbreitet gewesen, in orientalischer Art hatten dort Asketen und Mönche gewirkt, nun wird wie in Portugal, in Neapel und Tours auch in Irland der heilige Martin verehrt und es gedeiht eine ganz neue, sehr eigenartige Kultur. Es ist nicht, wie man geglaubt hat, so sehr das Alte, das die Iren auszeichnet und bedeutend macht, wie die Gier nach Neuem, Verborgenem und ein Lerneifer sondergleichen, zugleich die große Expansionskraft, die Lust zu wandern, zu lehren und zu predigen. Die Iren sind geborene Missionare, sie unterwerfen Schottland, sie kommen nach Frankreich, Deutschland, Italien im 6. Jahrhundert wie später in der karolingischen Zeit. Von Schottland und Wales wirken die Iren (resp. Kelten) auf Britannien, auf die Angelsachsen. Nun kommt aber das Dritte. Für Irland schalten wir eine direkte Mission von Rom her fast völlig aus oder messen ihr keine Bedeutung bei. England aber wird durch die Sendboten Gregors des Großen zielbewußt christianisiert und die Heimstätte der ersten, ganz künstlichen lateinischen Literatur des Mittelalters. Augustin landete 596 in Kent, seine Genossen und die Nachzügler waren besonders Unteritaliener und auch Griechen. Es war also wiederum Gregor im Werke, dessen Hand, wie wir sahen, auch bis Spanien reichte, bis zu dessen Regierungsbeginn Gregor von Tours seine Frankengeschichte gehen ließ. Er war der Protektor des Benediktinerordens und tatsächlich entstand in England und Northumbrien schnell eine Anzahl sehr bald einflußreicher Klöster, die wohl nicht von vornherein benediktinisch waren, es aber bald wurden.

Wir betrachten nun die wichtigsten literarischen Denkmäler dieser verschiedenen Kreise.

---

[1] [Vgl. oben S. 91 f.]

Irland hat — um das zu wiederholen — in der Tradition der alten Kultur die ihm zugeschriebene große Rolle nicht gespielt. Die große Bildung, die viele Iren besaßen, hatten sie erst außerhalb, auf Reisen erworben; nur das Griechische mochten sie aus der Heimat mitbringen. Deutlich wird das bei Columba(nus),[1] dem Begründer Luxeuils und Bobbios innerhalb der durch Gregor von Tours geschilderten Zeit († 615). Seine Bildung ist die des 6. Jahrhunderts, fußt auf Priscian, nicht mehr auf Donat. Die ältere Literatur kannte er von Haus aus zumeist nicht, sondern lernte sie erst in Bobbio oder sonst auf seinen Festlandsreisen kennen und brachte sie nach Bobbio mit (Dracontius, Terentianus Maurus, Tiberianus, das alte Celeuma, Solinus u. a.). Von eigenen Werken ist eine Ordensregel erhalten, die viel strenger ist als die Benedikts und deswegen von dieser milderen, weniger asketischen schnell verdrängt wurde. Außerdem sind Briefe und Gedichte erhalten.[2] Die Gedichte hat Hertel[3] einem jüngeren Columba zugeschrieben, jedoch sind seine Gründe nicht ausschlaggebend. Wohl aber gab es einen älteren Columba, gestorben 597 als Abt von Hy oder Jona, einer kleinen Insel westlich von Schottland, die ein wichtiger Posten der Mission war. Dessen Leben schilderte im Stile des Sulpicius Severus einer seiner Nachfolger, der Abt Adamnanus († 704).[4] Dieser schrieb ferner *De locis sanctis*, eine Schrift, die zu den *Itinera Hierosolymitana*[5] gehört. Wir hatten von Martinus Bracarensis gesprochen. Adamnan stützt sich auf den galizischen Bischof, der einmal nach Britannien verschlagen war. Auch in den Virgilscholien taucht Adamnan auf. Man sieht da, wie der Lerneifer der Iren das Neue aufnimmt.

Aus dem 7. Jahrhundert haben wir dann in Irland noch das berühmte Antiphonar von Bangor[6] und andere geistliche Poesie.

Von der bald sehr hochstehenden Kultur, die sich in England unter dem Einfluß der von Süden kommenden römischen und von

---

[1] [Vgl. über ihn außer Ebert, Wattenbach und Royer den Artikel von Seebaß in der PRE.[3] IV 231—247.]

[2] Herausgegeben (die Gedichte aber nicht vollständig) von W. Gundlach, MG. Epp. III 154—190.

[3] Zeitschrift für historische Theologie XLV (1875) S. 427 ff.

[4] Herausgegeben von W. Reeves, Dublin 1857.

[5] Die Schriftsteller der Reisen ins heilige Land beginnen schon vorher. Sehr gute Ausgabe von P. Geyer im CSEL. XXXIX (1898), Adamnanus darin p. 219—297.

[6] Für die Bradshaw Society herausgegeben von F. E. Warren, London 1893 bis 1895.

Norden und Westen vordringenden irischen Missionare bildet, zeugen namentlich Aldhelm und Beda.

Aldhelm, Abt von Malmesbury, gestorben 709 als Bischof von Sherborne.[1] Unter anderem schrieb er ein in vielen stark voneinander abweichenden Handschriften verbreitetes Epos *De laude virginitatis*, das ein Prosawerk des gleichen Gegenstandes erklären sollte. Da Aldhelm in gar keiner sprachlichen Tradition steht, ist seine Latinität ganz künstlich und vollständig stillos. Charakteristisch ist sein Hang zu seltenen Wörtern.

Dagegen herrscht bei Beda überraschende Klarheit und Einfachheit, weil der sorgfältige Schriftsteller immer über die Ausdrücke der ihm fremden lateinischen Sprache nachdachte, nachdenken mußte, während z. B. Gregor von Tours seine Geschichte nur so hinschleuderte. Beda repräsentiert die höchste römisch-germanische Bildung, die künstliche und doch künstlerische Vollendung, die im Mittelalter aus der Vermählung des römischen Geistes mit dem germanischen hervorgehen konnte.

Beda ist hervorgegangen aus den northumbrischen Klöstern, die sehr reiche Bibliotheken hatten, und auf diesen Bibliotheken fußte er, wie er sich überhaupt viel auf die schriftlichen Quellen seines Landes stützte. Geboren war er um 680, war Oblatus in Wearmouth und starb 735 im Kloster. Obwohl er gar nicht sehr alt geworden ist, hat er außerordentlich viel geschrieben,[2] in manchem setzte er das literarische Werk Isidors fort; z. B. ist seine Schrift *De natura rerum* gewissermaßen nur eine Neuauflage der gleichnamigen Schrift Isidors.[3] Wie bemerkt, schrieb er aber nicht *De viris illustribus*, wohl weil keine ihm bedeutend scheinenden Schriftsteller dazwischen lagen. Auch Verse machte er. Alle theologischen, chronologischen und dichterischen Erzeugnisse Bedas werden jedoch durch seine 731 abgeschlossene *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*[4] überstrahlt, die nicht nur Kirchengeschichte, sondern auch politische und kulturelle

[1] Sehr schlechte Ausgabe seiner Werke von Giles, Oxford 1844, eine neue kritische Ausgabe, bereitet für die MG. Auctt. antt. R. Ehwald (Gotha) vor. [Ehwald verdanken wir jetzt auch eine lichtvolle Skizze von Aldhelms Leben und Wirken, Jahrbücher der Kgl. Akad. gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft XXXIII (1907).]

[2] Gesamtausgabe von Giles, London 1843 ff. [Vgl. Wattenbach I[7] 146 Anm. 2.]

[3] Es war eine der vielen glänzenden Erleuchtungen Dantes, daß er Parad. X 130 Isidor und Beda zusammenstellte.

[4] Mustergültige Ausgabe von Ch. Plummer, Oxford 1896. [Traube las und erläuterte den Prolog und Epilog der Kirchengeschichte.]

Geschichte ist. Da schildert er nun mit entzückender Klarheit, Schlichtheit und Treue, wie der germanische Bär von der römischen Kultur gebändigt wurde, wie er zu dieser künstlichen Bildung, Latinität und Literatur kam. Seine historischen Quellen sind Gildas, Orosius und, wie P. Ewald[1] entdeckte, Gregors des Großen Leben von einem Angelsachsen; dann aber erzählt Beda auch aus eigener Anschauung. Doch ist man über die Komposition und über seine Vorbilder nicht ordentlich unterrichtet. Vielleicht war Isidors Gotengeschichte sein Muster. Er erzählt von seiner Klosterzelle aus etwas über 100 Jahre einer so seltsamen umstürzenden Zeit. Wir kennen seine Bücher, wir besitzen sogar noch Handschriften, die Beda selbst für seine Arbeiten benützt hat, z. B. den griechisch-lateinischen Codex Laudianus der Apostelgeschichte.[2] Das ist eine der Handschriften, welche die Genossen Augustins aus Italien, besonders Süd- und Mittelitalien mitgebracht hatten. Wir sehen auch, wie Beda die spanische und französische Literatur kannte. — Die kontinentale Historiographie des Mittelalters knüpfte in vielen Punkten an Beda an.

Zwei Zeitgenossen Bedas, Tatwine, Erzbischof von Canterbury († 734), und Eusebius schufen im Anschluß an Aldhelm Rätseldichtungen.[3] Aldhelm seinerseits hatte an Symphosius, wohl einen Spanier oder Afrikaner, dessen Zeit und Leben wir nicht genau kennen, angeknüpft. Dazwischen liegen oder dazu gehören die langobardischen Rätsel.

So haben wir im Fluge die Literaturen der Übergangszeit kennen gelernt. Diese bilden das Fundament der karolingischen Literatur. Alle die verschiedenen Flüsse: das insulare, italienische, spanische, französische Element münden hier in einem Strome.

---

[1] Historische Aufsätze dem Andenken an G. Waitz gewidmet S. 17—54.
[2] [Vgl. Bd. I 210.]
[3] Vgl. H. Hahn in den Forschungen zur deutschen Geschichte XXVI 597 ff.



